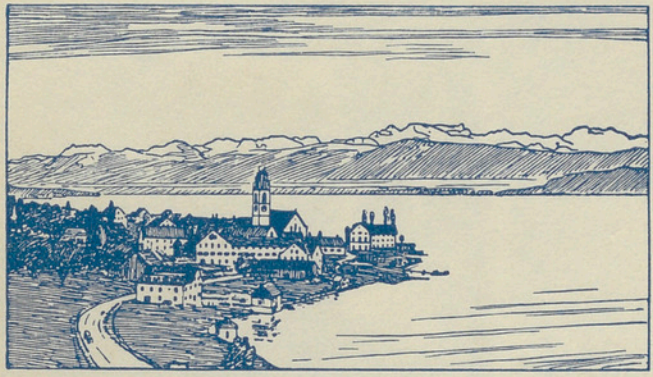
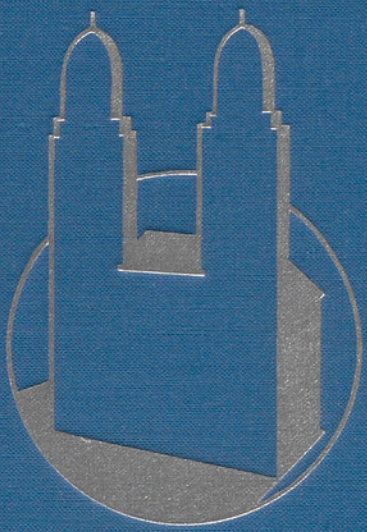
ERNST ESCHMANN



DER SCHÓNE KANTON ZÚRICH



Das vorliegende neue Werk stellt sich die Aufgabe, die landschaftliche Schönheit des Kantons Zürich in einzelnen Wanderbildern aufzuzeichnen. Alle Gebiete und Bezirke werden berührt, bekannte und unbekannte Täler, Berge und Dörfer, Weiler und Wälder durchstreift. Was das Wort nicht zu sagen vermag, das zeigen die prächtigen Zeichnungen und Radierungen von einer Reihe unserer besten einheimischen Graphiker der Gegenwart.

August Aeppli: Zürich, Stadt und See. 48 Federzeichnungen. In Mappe Fr. 5.—.

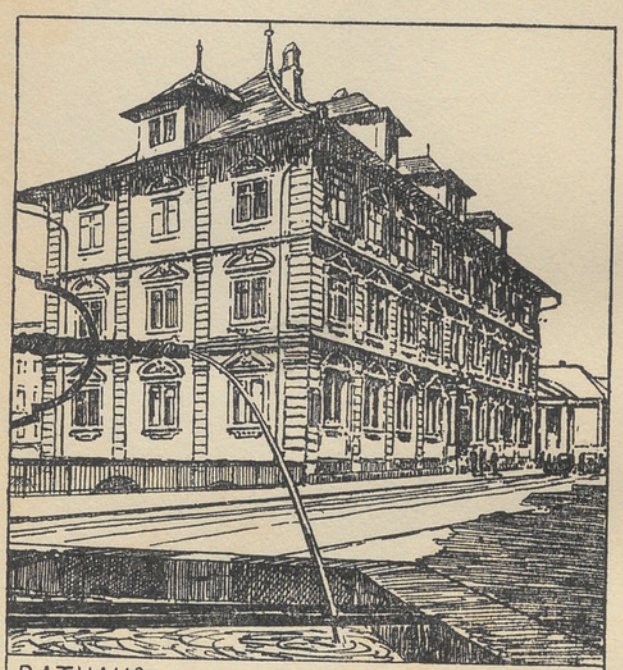
Man kann sich keine schönere Gabe für seine Verwandten und Freunde im Ausland denken, als diese Federzeichnungen von Aeppli, die hier gesammelt zu niedrigem Preis erhältlich sind. Es wird dieser Mappe der gleiche Erfolg beschieden sein wie Conradins Federzeichnungen von Graubünden.

Walter Mittelholzer: Mittelmeerflug. Mit 120 Fliegeraufnahmen in Tiefdruck. Text von Gust. Ehrhardt. In Leinen Fr. 12.50.

Frisch und lebendig ziehen die Eindrücke dieser wundervollen Flugreise vorüber: der im feurigen Widerschein rauchende Vesuv, der im Schnee gefesselte Aetna, Sizilien, Wüsten, Oasen, Spaniens Städte und Ebenen und schließlich die eisstarrenden Dome der Alpen. Alles dies Glanzpunkte einer bunten Bilderfolge, wie sie in solcher Abwechslung sprichwörtlich doch nur im Flug an uns vorüberziehen können.

»Düsseldorfer Stadtanzeiger«.

Rascher Verlag Zürich



RATHAUS. A.A

An der Thur. *EUGEN ZELLER.*

E R N S T E S C H M A N N

DER SCHÖNE KANTON ZÜRICH

Ein Wander- und Landschaftsbuch

Mit 16 Tafeln nach Radierungen und Zeichnungen

von

August Aeppli, Otto Baumberger, Paul Bodmer, Arnold Boßhardt, Rudolf Mülli, Gregor Rabinovitch, E. G. Rüegg, Ernst Schlatter, Eduard Stiefel, und Eugen Zeller.

MCMXXXV

RASCHER VERLAG LEIPZIG ZÜRICH

Nachdruck verboten.

Alle Rechte, insbesondere die Übersetzungs- und Senderechte, vorbehalten.

Copyright 1935 by Rascher & Cie., A.-G., Verlag, Zürich.

Umschlagzeichnung von Ernst Gamper
Einbandausführung von Baumann & Co. Erlenbach / Zürich.

MIS ZÜRIBIET.

Wie freusch mi du, liebs Heimetland,
Wie bist ä volle Sunne!
Sie häd hüt i dis Werchtiggwand
Vil goldi Fäde gspunne.
Und wo-n- i luege, lid en Glanz,
Und wo-n- i lose, tönt en Tanz
Und singt sis Lied en Brunne.

Und 's Oberland und 's Underland,
Die Weiher und die Matte,
Jedwedi Wald- und Räbewand
Isch usgricht wie Soldate.
Und erst de See! Potz Wält, das schint,
Das glitzeret, das blitzt und zündt
Wie fürigi Granate!

Zwei Wülchli ziehnd am Himmel naa
Mit runde, gäle Bagge.
Just über Züri blibed s' stah
Und schwehed ihri Flagge.
Uf eimal springt en Flügel uf.
Winkt nüd- 's verschlad mer schier de Schnuuf, —
De Liebgott us em Wage?

Er lueget abe-n- über d' Stadt
Und dänkt: die isch mer glunge!
Die Wäg, so blank und fadegrad,
Die Gasse, schön verschlunge,
Und d' Limmet, wie vu Silber gstreut,
Der Üetli, d' Forch und d' Sihl und d' Waid,
Und d' Lüt, die chäche, junge!

Das chroslet lustig hin und her,
Die Chämi, die Fabrike,
Die vile Fuehrwerch, höch und schwer,
Die Mure, nei, die dicke,
Die Mäntsche, wie das lauft und gahd,
Sie tribed ame grosse Rad
Und ziehnd a tusig Stricke.

Es Windli blast. Es dunklet scho.
De Liebgott seid: Das gspür i:
I bi hüt in e Geged cho,
Do lueg i gern zur Tür i.
I weiss kä schöners, gfreuters Bild.
Sankt Felix, gäll, heb du de Schild
Für immer über Züri!

ZUM GELEIT.

Der schöne Kanton Zürich! Ein ungewöhnliches Buch, gewiß! Dem Kanton Zürich hat man in weiten Kreisen bis jetzt nicht besondere Schönheit nachgerühmt. Wenn von landschaftlichen Reizen die Rede ist, die unsere Heimat, die Schweiz, berühmt gemacht haben, denkt man gleich ans Berner Oberland, ans Engadin, an den Vierwaldstättersee, ans Tessin, man hat die Ewigschneeregionen der höchsten Berge vor Augen, die rauschenden Wildwasser in den Hochtälern, die Alpenrosenhänge des Bündnerlandes; man übersieht ganz, wie reich auch der Kanton Zürich an landschaftlicher Schönheit ist.

Sie ist hier besonderer Art. Die Farben sind gedämpft. Die Töne vereinigen sich zu einer ans Herz rührenden Harmonie. Sie wollen erlauscht sein. Sie springen uns nicht an. Und doch, wie viel Wunder sind gebreitet von Grenze zu Grenze, vom Unterland zum Oberland, wie viel Köstlichkeit ist verschwendet an die Ufer des Sees, an die geruhigen Wasserläufe, an die Wiesen, an die Felder und Wälder, und was für eine Mannigfaltigkeit an gesegneten Winkeln, an sonnigen Halden, an Hügeln, an Höhenzügen, an Gehöften, Dörfchen, Dörfern und Städtchen zeichnet unsere Bezirke aus! Und Zürich, die Stadt, wie herrlich ist sie gebettet zwischen Ütli und Zürichberg, am Ausfluß des Sees, zu beiden Seiten der Limmat!

Alle diese Bilder wollen gefunden und genossen sein. Keiner versteht das so gut wie der Wanderer, der in freien Tagen und Stunden über Land zieht. Auf Schuhmachers Rappen hat er Zeit, den Wäldern entlang zu gehen, die kreuz und

quer, auf und ab in der Hügelwelt, die immer mit einer Überraschung aufwartet.

Erlebnisse eines „gefühlvollen" und nachdenklichen Wanderers wollen die folgenden Blätter schildern. Sie wollen nicht im Baedekerstil praktischer Führer sein mit Kilometerzahlen, Winken für die besten Züge und mit Empfehlungen von Gasthöfen aller Art. Freilich hoffe ich manchem eine Anregung zu geben zu einer ersprießlichen Tour. Wir wollen auch nicht rückschauend eine historische Reminiszenz an die andere reihen, gelegentlich wohl an Geschehnisse und Persönlichkeiten erinnern, die hier und da einer Gegend Leben und Fülle gegeben; wir wollen keine geologischen, keine botanischen Kenntnisse ausbreiten wie ein Lehrbuch und uns mit einem Hinweis begnügen. Es gilt nur, der einen verlockenden Aufgabe sich zu widmen: immer und immer wieder uns zu vergewissern, in welchem Gottesgarten wir zu Hause sind. Von selber und selbstverständlich wird dann auch von Land und Leuten die Rede sein. Denn uns interessiert auch, wie die Menschen leben, was sie treiben, wo und wie sie wohnen, wie sie reden; schließlich soll so ein Bild unserer engern Heimat erstehen.

Der Zug der Zeit geht heut in die Ferne. Neue Verkehrsmittel tragen uns durch die Lüfte. Kilometer schrumpfen zusammen. Grenzen fallen. Ist es da nicht ein seltsames Unterfangen, daß wir in unserm so kleinen Ländchen stehen bleiben und Umschau halten?

Und doch, wer kennt es? Wer hat ihm schon die Ehre angetan, wie sich's gebührt? Der exakte Forscher nimmt die Lupe zur Hand und beobachtet die Wunder, die sich auf der Fläche eines Quadratmillimeters abspielen. Er erlebt Entdeckerfreuden und verspürt eine Weile gar keine Lust mehr, den großen, oft unerforschlichen Zusammenhängen nachzugehen. Wie dieser der Kleinwelt sich widmende glückliche Mensch wollen wir uns dem kleinen Fleckchen Erde widmen, unserm Kanton, und wir werden erkennen: auch hier ist Schönheit!

Und noch eins: von einer Vollständigkeit kann nicht die Rede sein. Es lag mir jedoch daran, alle wesentlichen Gegenden zu durchwandern. Dabei ist mancher schöne Winkel unberücksichtigt geblieben, und meinen Lesern bleibt immer noch übrig, allerlei Entdeckungen zu machen.

Und ist landschaftliche Schönheit letzten Endes nicht eine ganz persönliche Angelegenheit?

Daß dieser herrlichen Punkte und Stätten in unserm Kanton eine unübersehbare Fülle ist, das ist mein Hauptgedanke, und neuerdings und immer wieder habe ich aus Gesprächen und zufälligen Äußerungen von Freunden und Bekannten erfahren, daß ich mit Recht dieser Sammlung von Wanderungen die etwas befremdliche Überschrift hätte geben können: der unbekannte Kanton Zürich!

Meine Worte könnten keine bessere Bekräftigung erfahren als durch die Beiträge der Graphiker, die ringsum dem Kanton Zürich malerische Motive ablauschten und diese mit Hülfe des Stiftes festhielten. Diese Zeichnungen und Radierungen offenbaren erst recht die Schönheit, die sozusagen an allen Wegen liegt und im unscheinbarsten Winkel sich versteckt. An dieser Stelle spreche ich allen Künstlern, die zur Vollendung meiner Arbeit so wertvolle und Auge und Herz erfreuende Beiträge gespendet haben, den wärmsten Dank aus. Es sind: August Aeppli, Otto Baumberger, Paul Bodmer, Arnold Boßhardt, Rudolf Mülli, Gregor Rabinovitch, E. G. Rüegg, Ernst Schlatter, Eduard Stiefel und Eugen Zeller.

WANDERN.

Es gibt viel schöne Dinge in der Welt: ein freundliches Auge, ein Gedicht, ein Sieg über sich selbst, ein blühender Apfelbaum, eine Symphonie, ein Gewitter; aber zuzeiten kommt es mir vor, es gebe nichts Herrlicheres als das Wandern, wohin die Ferne winkt. Zuerst berückt mich die süße Qual der Vorfreude: welches Dorf, welcher Hügel, welcher Bergrücken, welcher Ewigschneegipfel wird den Sieg davontragen? Denn genau genommen: ein jedes Ziel ist ein Wunder, und der Weg dahin ein Fahren ins Wunderland. Es kommt nur darauf an, wie die Gegend ihre Reize zur Schau trägt. Vielfach ist es ein wirkliches Zur-Schau-tragen, etwa, wenn die Gletscher vom blauen Himmel herunter ihre weißen Flaggen aushängen, wenn ein Wildbach zwischen grünem Gesträuch über die Felsen stäubt, wenn sich ein Bergsee in die Alpenrosen eines Hochtales zwängt oder wenn Gipfel an Gipfel und Zahn an Zahn sich reihen und unversehens tausend Meter in die Tiefe stürzen. Das sind Schaustellungen einer heroischen Landschaft. Die Großzahl der Menschen strömt ihnen zu, denn sie sind alle mehr oder weniger ihrem Bann erlegen. Es lohnt sich sogar, ihretwegen Amerika mit Europa zu vertauschen und wochenlang auf dem Meere zu schwimmen.

Und doch habe ich schon oft die schlichten Schönheiten einer unscheinbaren Landschaft, ihre zarten Töne den Fanfaren des Hochgebirges vorgezogen. Denn ihre Feinheit liegt in Heimlichkeiten, in einem bescheidenen Lächeln, hinter dem ungeahnte Reichtümer verborgen liegen. Wer sie zu heben sucht, erntet überraschenden Gewinn, wie bei Menschen, die man fast gewaltsam an die Sonne holen muß, damit sie ihre

scheu gehüteten Schätze ausbreiten, während andere mit lauter Stimme an den Markt stehen und mit allen Glocken nachhelfen, daß die Welt nicht gleichgültig an ihnen vorüber geht.

Hast du es auch schon erlebt? Je freudiger und erwartungsvoller du ausziehst, um so freudiger fliegt dir die Welt entgegen. Jedes Sträßlein winkt: ich zeige dir verschwiegene Winkel! Der Wald ruft dich in seine dunkle Schattenhalle, und bist du dort, spielen hundert Sonnenstrählchen mit dir und tanzen dir auf Gesicht und Rücken, ganz aus Übermut, weil's so ein schöner Herrgottentag ist. Der Bach plaudert dich an: darf ich dir nicht ein Bad rüsten? Ganze Wiesen jubeln dir entgegen: pflücke uns! und jedes Hälmchen am Wege sagt dir seinen Gruß.

So komm ich mir vor, als ob ich selbst der Schöpfer wäre, und die Schöpfung wollte mir danken, daß sie sein darf. Und da sollte ich nicht zugreifen! Da sollte ich nicht mit pochendem Herzen in die Runde nicken: habe Geduld, du glitzernder Weiher, ich komme! Und auch zu dir komme ich, du blauer Hügel in der Ferne, du gelber Blumenhang, und zu dir, du Kirchturm, der du mir stundenweit entgegenläutest. Sie laden mich alle ein, alle.

Und dann die vielen stummen Begleiter, die ich mithabe, wenn auch kein Tritt neben mir huscht. Da ist die Sonne, die schon vor mir aufgestanden ist und nun Eile hat mich einzuholen. Gegen Mittag triumphiert sie über meinem Scheitel und zeigt mir im Verlaufe des Abends, wo ich eine festliche Ruhestatt finde. Und habe ich nach ihrem Niedergang noch nicht genug, übergibt sie mich in die getreue Obhut des Mondes und aller Sterne.

Zu meinen liebsten Begleitern aber zähle ich die Wolken. Was die für drollige Launen haben! Was die mir für Geschichten erzählen! Was das für unermüdliche Verwandlungskünstler sind! Da marschieren sie über mir auf in langen Kolonnen, öffnen ihre Reihen und schließen sie, ziehen rosige Gewänder an, hüllen sich in dunkle Mäntel, lachen und drohen, wie's ihnen gerade einfällt. Mit der Sonne spielen sie

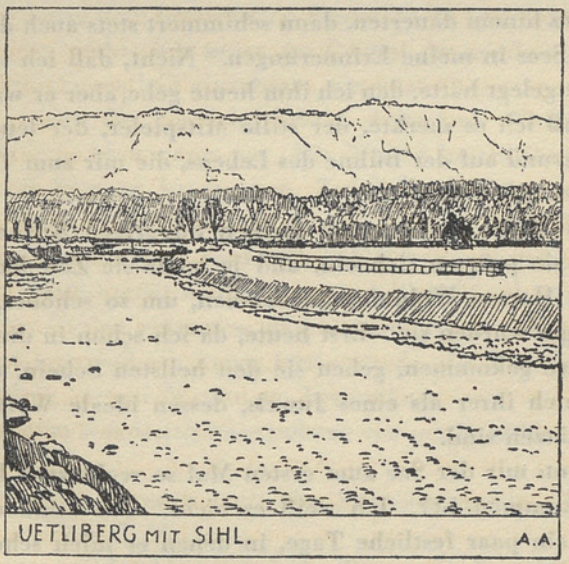
Verstecken, binden ihre Strahlen zu goldenen Bündeln und schicken sie so auf die Erde, dort hinunter auf jenes Ährenfeld, handkehrum über den See, und eh ich mich recht umgewendet habe, zielen sie hinter jenen fernen Hügelzug. Wer sind sie eigentlich, diese luftigen und lustigen Begleiter? Sind es die funkelnden Flügel eines Wundervogels, der den Kopf in die Federn versteckt hat? Sind es die zersprengten Horden eines verzückten Heeres, das einen himmlischen Kreuzzug im Schilde führt? Nein doch! Just vereinigen sie sich zu einem leuchtenden Riesenfabelwesen, ein Wundervogel steuert seine Flügel bei, ein Walfisch befreit sich von seinen Flossen, ein Elefant schwingt seinen Rüssel, und unversehens türmt sich diese ganze himmlische Menagerie zu einem unerhörten Gebirge zusammen, das uns die blaue Ewigkeit zumauert. Auf der Erde aber wandert sein furchtbarer Schatten mit, in unheimlichen Verzerrungen, als Karikatur großen Stils, ständig sich zerstörend und ständig sich umbauend.

Aber auch jenes feine Silberwölklein ist mein Freund, das nur wie ein schimmernder Hauch zwischen Erde und Himmel schwebt. Wie ein zartes Kinderseelchen mutet es mich an, das in seiner Unschuld nicht zu entscheiden wagt, ob es der Erde oder dem Himmel angehören soll. Halt, nun hat es sich doch entschieden: es ist in den blauen Himmel eingegangen.

Und wie ich so weiter wandere, packt mich die beredte Stille der Einsamkeit. Weit und breit kein Haus, kein Mensch! Da meldet sich ein Vogel, ein Jauchzer irgendwo in der Ferne, eine Uhr schlägt an hinterm Walde und erinnert mich daran, daß Welt und Zeit nicht stille stehn, daß ich selber mit ihr wandre, daß ich auf einer ewigen Wanderung begriffen bin. Ein Wasser rauscht als verlorene Melodie der Erde. Sie predigt Vergänglichkeit. Da rasselt irgendwo eine Kette und beglückwünscht mich, daß ich noch da bin. An meine Seite hüpft der Allerweltsmusikant, der Wind. Aus jeder Pappel macht er eine Harfe, aus jedem grünen Laden eine Trommel, den Kirchturm zum Tanzboden, auf dem sich der Wetterhahn dreht. Der nahe Wald wird unter seiner Führung zum Or-

chester, das weithinschallend braust und rauscht, das Kornfeld zum wogenden See, der See zum Tummelplatz der weißen Fluten. Wer sich rühren kann, schwenkt dem Winde ein Federlein zu, ohne Unterschied.

Ohne Unterschied! Da ist's. Wir sind alle eins, Töne einer Harmonie, Glieder einer großen Erd- und Himmelsgemeinschaft. Ich fühle mich verwandt dem Baum, der Rose am Hag, dem Ackerfeld und dem Schmetterling, der darüber flattert. Wie eine böse, versunkene Geschichte kommt mir die Welt vor, mit der ich mich gestern geplagt habe. Ja, die Menschen! Soll ich morgen den Kampf wieder mit ihnen aufnehmen? Gewiß! Ich habe wieder Mut gewonnen. Denn hinter mir stehen alle meine Freunde: die Sonne, der Wind, die Felder und Wälder und Wolken.



UETLIBERG MIT SIHL. A.A.

DER ZÜRICHSEE.

Erinnerungen

Der Zürichsee gehört zum Bestand meiner glücklichen Jugendzeit. Wenn ich mich der herrlichen Tage entsinne, die ich auf unserem Heimwesen über Richterswil verbracht, wenn ich an den erwachenden Frühling mit seinen bunten Wiesen denke, an die Sommertage, die mir der nahe Wald geschenkt, an den farbigen Herbst mit dem Segen seiner Früchte und an die raßigen weißen Winter, die immer vom November bis in den März hinein dauerten, dann schimmert stets auch der Spiegel des Sees in meine Erinnerungen. Nicht, daß ich ihm den Wert beigelegt hätte, den ich ihm heute gebe, aber er war doch, ohne daß ich es merkte, der stille Mitspieler, der leuchtende Vordergrund auf der Bühne des Lebens, die mir zum Tummelplatz geworden war.

Die Bilder wurden von meinen hungrigen Augen aufgefangen, sie prägten sich ein, und je mehr sie Zeit hatten, in meinem Herzen Wohnung zu nehmen, um so schöner, um so lebendiger wurden sie. Erst heute, da ich schon in die mittleren Jahre gekommen, geben sie den hellsten Schein, und ich freue mich ihrer als eines Juwels, dessen ideale Werte nicht abzuschätzen sind.

Wann mir der See zum ersten Mal so recht zum Bewußtsein gekommen ist? Ich weiß es nicht. Ich erinnere mich nur an ein paar festliche Tage, in denen er mich schon früh gefesselt hatte.

O, die seligen Wochen des erwachenden Frühlings! Mit dem ersten Strahl der Sonne sprang ich hinaus auf die Wiesen und suchte Blumen mit meiner Gespielin aus dem Nachbar-

haus. Wir sammelten um die Wette und ruhten nicht, bis unsere Hände voll waren, so voll, daß wir die Sträuße kaum fassen konnten. Wir hielten inne und schauten uns um.

Aus der Ferne winkte der weiße Glärnisch.

Vom Dorfe herauf lachte der blaue See.

Und ein früher Ostertag lebt noch in mir, so schön und köstlich, daß ich von ihm ein paar Worte sagen muß. Ich mochte drei oder vier Jahre zählen. Ich trat auf die Zinne neben der Stube. Ich war sonntäglich gestiefelt und gespornt. Es war auch Sonntag. Und Ostern dazu. Kein Wölklein stand am Himmel. Aus der Tiefe herauf läuteten die Glocken. Meine Eltern waren zur Kirche gegangen. Mit unserer alten Magd Marie, auf deren Rücken ich so manchen fröhlichen Ritt getan, wenn sie auf den Knien die Böden fegte, war ich allein zu Hause. Die Knechte werkten im Stall. Ich half in der Küche, holte Scheiter von der „Winde" und trug Sorge, daß das Feuer unter dem brotzelnden Braten nicht auslöschte. Zwischen hinein suchte ich unten im Garten, im niedern Buchs, der die Blumenbeetlein einrahmte, ein paar Ostereier.

Was waren für köstliche Stücke darunter! Nicht weiß, nicht rot, nicht blau waren sie. Die Wiesen hatten ihre ersten Gräser und Blumen hergegeben, Zwiebeln ihre Schalen und braunen Töne. Und so hatten die Eier ein Röcklein bekommen, das bunte, ja ganz verwirrende Zeichnungen trug. Blattformen und Blütenblätter aller Art, ein halbes Gärtchen mochte ich auf den Ovalen erkennen, und sie strömten einen spiegelnden Glanz aus, daß ich kaum fertig wurde, die Kunstgebilde, die Werklein meiner Mutter, zu bewundern.

Aber jetzt wurde ich unversehens von neuen Bildern überrascht.

„Der Springbrunnen läuft, der Springbrunnen! Hast du ihn gesehen?" rief Marie.

Ich rannte wieder hinaus auf die Zinne. Und wirklich, unten am Ufer des Sees schoß ein mächtiger Strahl empor. Höher, und immer höher stieg er. Fächerartig fielen die Wasser zurück, und die Sonne beglänzte den fliegenden Staub der

Tropfen. Und noch etwas anderes war da: ein Schiff mit bunten Wimpeln, und der gute Nordwind trug ein paar verwehte Klänge der Musiker herauf, die die Fahrt mitmachten. Die gelben Trompeten und Posaunen blitzten mir zu.

Das war Frühlingsanfang auf dem See. Ich geriet in fiebrige Aufregung. Jubelnd hüpfte ich auf der Zinne umher, ich klatschte in die Hände und fühlte, daß etwas Großes geschehen war. Das Jahr entfaltete sich. Die Matten und Baumgärten zogen dem Sommer entgegen, die Sonne führte wieder ihr Regiment.

Und unten nahm der See Teil an dieser allgemeinen Freude. Er war immer dabei und spendete eine besondere Gabe, wenn das Fest des Frühlings sich ereignete.

Es dauerte ein paar Wochen, bis er überall herum war. Dann aber schüttete er ein Füllhorn von Blumen aus, das unerhört war. Zuerst blühten die Kirschbäume, dann kamen die weißen Birnenblüten an die Reihe und zwischendurch die rötliche Apfelblust. Da schien mir unser Garten klein und nichtig zu sein, denn der ganze Hang herauf, unser Gut und die Heimwesen über uns, sie waren ein einziger, großer Park geworden. In den Kronen schimmerte es weiß, und durch die bräutlichen Zweige summten die Bienen und suchten den ersten Honig. Eine Wonne war es, durch das buschigvolle Geäst in den blauen Himmel zu schauen oder hinunter auf den See, hinüber ans andere Ufer, an dem sich das gleiche Wunder erfüllte, immer höher hinauf bis auf den breiten Rücken des Pfannenstiels, oder den Bergen zu, die noch die weiße Winterkappe trugen. Das Vrenelisgärtli hatte wohl Licht, aber seine Eiskruste war noch nicht gesprungen.

Jetzt hielt ich's für eine Weile mit den Wiesen. Auch mit den Kühen, die wir laufen ließen und denen wir den „Hürepeiß" des jungen, saftigen Grases gerne gönnten. Ich sprang mit den Kälblein über die Weide, knallte mit der Geißel und johlte ein Liedchen in die herrliche Welt.

Als ich älter wurde und die Schule besuchte, wurde mir im Sommer der See zum Bassin, in dem ich mich tummelte

Au gegen Wädenswil. *EUGEN ZELLER.*

und manche köstliche Stunde verbrachte. Ich wurde kein großer Schwimmer, genoß jedoch die Erfrischungen im Wasser mit vollen Zügen und verzehrte dann auf dem Heimweg mein Brötchen mit einer gierigen Lust. Was das für Appetit machte, diese Spiele im Wasser, dieses Spritzen und Flotschen und die angestrengten Versuche, von einer Wand der Badanstalt mit Händen und Füßen rudernd und schlagend zur andern zu gelangen!

Und müde machte dieses Treiben auch. Da mich die Eltern gewähren ließen und nach der Schule nicht mit schweren landwirtschaftlichen Arbeiten belasteten, fehlte es nicht an Zeit, mich auszuruhen und an einem schönen Plätzchen in die Welt hinaus zu träumen.

Da schaute ich gerne auf den See. Denn die großen Ledischiffe zogen hinauf und hinunter. Aus den Steinbrüchen von Bäch führten sie schwere Lasten in die Stadt, wo die Häuser wie Pilze aus dem Boden schossen, und langsam und guter Dinge kehrten die Schiffleute zurück, um neue Frachten zu verladen. Oft verfolgte ich die wackern Männer unten am Ufer, wie unermüdlich und gleichmäßig sie die langen Ruder führten. Sie schritten auf den Brettern bedächtig auf und ab, immer und immer wieder, jetzt vorwärts, jetzt zurück, und dabei schlich das große Schiff gemächlich dahin. Der einzige Helfer war der Wind. Wenn er just die gute Richtung einschlug, zogen die Schiffer die hohen, weißen Segel auf. Sie wurden gebläht, und nun hatten die Ruderer gewonnenes Spiel.

Auch von oben herunter war es schön, diesen prallen Fahnen zuzusehen. Wie Riesenvögel waren sie anzuschauen, und die schneeweißen Tücher spiegelten sich im blauen Wasser.

Die Poesie dieser schimmernden Ledinen ist heute vorbei. Keine Segel werden mehr gehißt. Die Männer rudern nicht mehr. Unterm grauen Verschlage des Schiffes rattert der Motor. Es ist ein eintöniges Lied. Wohl ist die Zeit gekürzt, und mancher Schweißtropfen wird erspart. Neue Erfindungen haben den zähen Schiffleuten die Ruder aus der Hand genommen.

Statt dieser großen Segel sind inzwischen die kleinen gekommen. Die Jugend hat sich eine Kunst daraus gemacht, mit dem Winde zu fahren und sich treiben zu lassen. So flitzen heute die spitzen, eleganten Flügel über den See, spielen mit der Gefahr und freuen sich, im Kampf mit Wind und Wellen Meister zu bleiben.

Ich vermag mich auch banger Augenblicke aus der frühen Jugend zu erinnern. Kein Auge wandte ich vom See, wenn ein Gewitter am Himmel heraufzog, wenn die weißen Schaumkämme sich über die verdunkelte Fläche daherschoben. Wehe, wer jetzt unterwegs war mit einer vollen Ladung! Die Wasser peitschten an den Bug des Schiffes, sie spritzten über den Rand und leckten an den bedrohten Männern, die um ihr Leben kämpften. Blitze zuckten dazu, und Donner rollten. Auf einmal war der See ein drohendes Ungeheuer geworden, und niemand wußte, was er im Sinne hatte. Atemlos saß ich in der Stube und starrte aus geschütztem Winkel nach den Schiffen und den Kämpfen, die im Aufruhr der Elemente von den unerschrockenen Fahrern ausgetragen wurden.

Leichter wurde mir, wenn die Wogen sich glätteten und der alte Friede über dem See stand. Dann kamen sie wieder daher, lange Züge, und errafften die Winde, ehe sie ganz zur Ruhe gekommen waren.

So belebte der See meine Tage. Immer war er dabei. Immer schaute er herauf als großmächtiges Auge, jetzt freundlich lächelnd und einladend, manchmal auch finster, wenn die Schatten der Wolken über ihn hinhuschten. In den feuchten Novemberwochen verlor er oft seine gute Laune, und gegen Weihnachten fing er an zu dampfen. Einmal wollte es gar nicht mehr aufhören mit diesem schwelenden Rauche. Unter der Schuljugend gingen allerlei Gerüchte um, und eines Morgens wurde das Gemunkel zur Wahrheit. Der See war gefroren. Eine dünne Schicht kristallklaren Eises deckte die weite Fläche. Ich wußte nicht, ob ich mich freuen oder grämen sollte. Denn alles Leben war erstorben. Wo unlängst noch sachte Wellchen aufschimmerten und die Sonne sie mit einem

goldenen Glanz berührte, war alle Bewegung erstorben, wie ein erschlagener Riese lag der See da. Die Schiffe jedoch glaubten ihm nicht. Sie fuhren sachte aus der Haabe, teilten und brachen mit der Spitze das klirrende Eis und zogen weithin eine Bahn dem andern Ufer zu. Blöcke schoben sich aufeinander, und daheim vom blauen, warmen Kachelofen aus sah ich, wie die Wasserstraße wuchs und das Schiff sich seinen Durchpaß erkämpfte. So mochte es ein paar Tage dauern. Und einmal, nach einer sternklaren Nacht, war die Mühe auch eines beträchtlichen Dampfers umsonst, sich einen Weg zu erzwingen. Das große Tor war geschlossen. Aber noch lange sah man die Straße, die der letzte Kurs aufgewühlt hatte. Jetzt war auch diese verriegelt. Wie lange?

Das Erlebnis bleibt mir in ewiger Erinnerung. Andern Tags stand ich mit der übrigen Schuljugend und mit staunender Bewunderung am Ufer und versuchte die Härte des Eises. Die ersten Waghälse jauchzten und lockten schon weit draußen auf der offenen Fläche, allen Warnungen und Verboten zum Trotz, die die vorsorglichen Behörden erlassen hatten. Und wirklich, sie hatten diesmal unrecht. Denn das Eis war schon etliche Centimeter dick, und wenn auch hie und da ein Krachen wie ein spitzer Donner sich ins Endlose zog, wenn ein hohles Heulen vom andern Ufer herüber kam, man wurde herzhaft und baute auf die Nächte, die von Tag zu Tag die Decke sicherer machten. Was für ein seltsam unbegreiflicher See! So hatte ich ihn noch nie gesehen. Er rührte sich nicht mehr.

Und doch, was war das? Er fing wieder an sich zu beleben. Zu Hause sah ich, wie schmale Straßen sich herausbildeten. Und an einem Sonntag schien es, als bewegte sich ein Zug von Ameisen von Ufer zu Ufer. Bald waren es etwa drei Züge, die leicht zu erkennen waren. Der eine strebte Männedorf zu, der andre Stäfa, und ein dritter nahm Richtung Rapperswil. Hinüber und herüber war ein eifriges Gehen und Kommen.

Dann folgten Tage, die wärmer waren. Unversehens be-

gann es zu schneien. Ein sachtes Schäumlein wurde auf die blanke Decke des Sees gelegt. Das Schäumlein wurde zu einem soliden Gewebe, bald war das dichte Linnen fertig, und jetzt hatte der See noch einmal ein neues Aussehen bekommen. Jetzt war er ganz gestorben. Er war verstummt und schien nie mehr erwachen zu wollen. Bald kamen die Ameisen wieder. Zuerst tasteten sie mehr, als daß sie frisch fröhlich ihres Weges zogen, und als die Ersten den Bann gebrochen hatten, folgten die nächsten, und immer mehr.

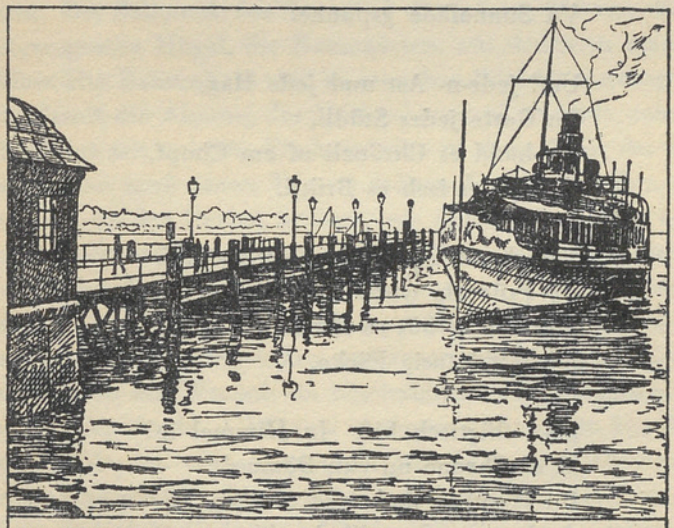
Du hast auch so deine Schönheit gehabt, du schlummernder Riese, und der Reiz des Ungewohnten kam dir zu Gute. Wahrlich, du hast einmal andere Saiten aufgezogen. Du hast dich völlig verwandelt und es wochenlang geduldet, daß Roß und Reiter, Schlitten und Fuhrwerke aller Art sich auf deinem Rücken tummelten. Du hast es nicht verwehrt, daß sich Hunderte an einem Platze zusammenrotteten, sangen und tanzten und ein regelrechtes Winterfest abhielten. Maronibrater haben ihr Öfelein geheizt, Metzgerburschen ihre heißen Würste verkauft, und erst um die Fastnachtszeit herum hast du dich besonnen und aufgerafft: nein, so kann es nicht weiter gehen!

Eines Tages fegte der Föhn daher und lockerte alle Riegel. Ein paar wenige Opfer zogest du in der gefährlichen Zeit des Überganges in die Tiefe. Das Eis wurde eine sulzige Masse, die Sonne half nach, und alsobald quoll das erste Wässerlein durch eine Spalte empor. Der Frühling beklopfte mit Macht an Ecken und Enden das späte Eis, zerriß mit einem jähen Rucke das Linnen und zauberte die blauen Wasser hervor. Die Schiffe zogen wieder ihre Bahn. Man atmete auf und begrüßte dich wieder, du leuchtender See, da du dem Leben neu geschenkt warst.

Das winterliche Abenteuer war ungewöhnlich. Aber der Frühling, der sich jetzt ringsum an allen Ufern festsetzte, trug doch den Sieg davon. Wenn seine Fähnlein dem See entlang flattern, trägt er den schönsten Schmuck.

Frühling am Zürichsee! Kein Sänger singt ein schöneres Lied.

Die Jahre gingen. Der See ist mir treu geblieben. Ich fuhr in die Stadt in die Schule. Eine volle Stunde dauerte die Fahrt, am Morgen und am Abend. Ich sah das Erwachen am See, ich erlebte das Eindunkeln, und da kein Tag wie der andere ist und die Jahreszeiten wechseln mit ihren Tönungen und Farbenspielen, lernte ich den See von Grund seines Wesens kennen. Und doch, er weiß mich noch immer zu packen. Denn der ewig Veränderliche überrascht mit immer neuen Einfällen. Wie die Wolken, die heute nicht sind wie gestern. Sie wandeln sich von Stunde zu Stunde, und kaum einmal kehrt eine ähnliche wieder.



ANKUNFT EINES DAMPFERS A.A.

BLUEST.

Jetz wird's dä schön am Zürisee,
Jetz cha-me si dä freue.
Vor jedem Feister stahd en Struß,
Zäntume blüeht en Maie.

Und d' Matte, lueg, so wit magsch gseh,
Am Rai, am Wasser une,
's treid jedi ihres Sundiggwand,
Vu Sunnefäde gspunne.

Und jede-n- Ast und jede Hag,
Im Garte jedes Stüdli,
Sie händ es Chränzli uf em Chopf,
Und jedes isch es Brütli.

Lägsch na im tüfste Winterschlaf,
De Früehlig wurd di wecke.
Mir isch es hüt so liecht und wohl,
As hett i tusig Fäcke.

„Wo flügtisch hi? In Himmel ie?"
„I d' Chrone nu vun Bäume!
Im Himmel cha's nüd schöner si
As jetz am See, diheime!"

FAHRT AUF DEM SEE.

Der Zürichsee ist Idylle, besonntes, offenes Gelände, das die Seele weitet und hebt. Der hellste See der Schweiz, so hat ihn Conrad Ferdinand Meyer gepriesen. Die Idylle liegt in den grünen Ufern, in den sanften, gartengleichen Hängen, sie liegt in der Ruhe, im Gesamteindruck des lieblichen Bildes, das allen so wohl tut. Kein Wasserfall stäubt aus der Höhe, keine Felsen türmen sich auf, keine Lawinen donnern aus der Ferne. Der Schmuck des Sees sind die grünen Matten, die rebengesegneten Hügel, die Baumgärten, aus denen so manches schöne alte Bauernhaus und so mancher Edelsitz herausguckt. Und damit die Ahnung des Hochgebirges nicht fehle, schauen die Alpen mit ewigem Eis hernieder in diese Welt des Friedens. Man muß einen Tag im frühen Frühling treffen oder die Zeit, da der Herbst beginnt, um den Zauber des Firnenkranzes zu erleben. Von den Zacken des Säntis hinüber springt das Auge zu den Glarner Bergen. Wie eine Festung steht das Massiv des Glärnisch da. Aber alle Schrecken sind ihm genommen. Sie winken und rufen mit mächtiger Gewalt und wecken den Wunsch im beschaulichen Talmenschen, einmal die Fesseln des Alltags zu sprengen und sich zu bewähren im Kampfe mit den vergletscherten Zwei- und Dreitausendern. Und weiter pflanzt sich der Kranz dem Süden zu. Gipfel um Gipfel, Steilhänge und Triften, Zinken und Scheren und Hörner lösen einander ab. Namen sind darunter, die bei den Freunden der Berge guten Klang haben. Denn es ist kein Spaß, über diese Firnen zu gehen und diese Spitzen zu erklettern.

Vom See aus schaut man wie aus einer heimeligen Stube nach den himmelnahen Bergen und umfängt mit einem Blicke

beides: die trauliche Niederung und die großen Formate der Hochgebirgswelt.

Man muß einmal die Fahrt von Zürich nach Rapperswil gemacht haben. Sie war das Entzücken der Gäste und hohen Herrschaften, die in verwichenen Jahrhunderten aus dem Ausland zu uns gekommen. Ihr Herz begann zu klopfen, die empfindsame Seele eines Klopstock geriet in Entzückung, und Goethe erbaute sich an nachhaltigen Erinnerungen. „Es ist ein erfreuliches, schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben mit den umliegenden Gebirgen, vom Abendrot erleuchtet, sich warm und allmählich tiefer und tiefer schattiert, die Sterne sichtbar werden, die Abendbetglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut".

Noch schönere Hintergründe lassen die Fluren erraten. Die Ufer sind gesegnetes Land. Denn was da dem Boden entsprießt, schafft Glück und Wohlstand. So eine Herde, die auf den Matten grast, so ein Gärtner, der sein Gemüse erntet, ein Bauer, der auf der Leiter die rotwangigen Äpfel pflückt, eine Winzerin, die die blauen Clevner Trauben vom Stocke schneidet und behutsam in die „Gelte" legt, sie künden alle von der Fruchtbarkeit dieser Ufer, und die sauberen Häuser und Heime verraten: drinnen in den geheimen Laden liegen Gülten und Briefe, ruht der gemünzte Segen von Jahren und Jahren.

Freilich, der Boden gibt nicht umsonst. Er verlangt Pflege, und die herrlichen Reben, die wie Heere straff ausgerichtet in Reih und Glied an den Hängen stehen, kosten manchen Schweißtropfen vom ersten Strahl der Frühlingssonne bis zu den goldenen Tagen, da es knarrt in den Trotten und die süßen Bächlein fließen.

Gerne und freudig schafft der Bauer. Mit wachen Sinnen ist er dabei und horcht auf den Ruf der neuen Zeit. So hat er's hier herum immer gehalten. Er baut auf Recht und Gerechtigkeit, und wo die alten Grundsätze verletzt werden,

braust er auf und ist bereit, sich für die guten Überlieferungen zu wehren. Die Stäfner haben den Gnädigen Herren von Zürich getrotzt, und zehn Jahre später haben sie sich mit den Unzufriedenen vom andern Ufer auf Bocken zusammengetan und Herz und Blut auf's Spiel gesetzt.

Dem unerschrockenen Held der Freiheit, der an der Haabe von Stäfa steht und die Kette mit einem mächtigen Rucke zerrissen hat, gilt unser Gruß, wenn das Schiff hier für eine Weile anlegt.

Dann wollen die Augen nicht mehr zur Ruhe kommen. Von allen Seiten stürmen Bilder und Überraschungen auf sie ein. Der Etzel ruft: ich öffne dir das Tor ins Schwyzer Ländchen! Der feierliche Hain der Ufenau flüstert: Du kommst doch zu mir, und du wirst Ruhe finden wie der wunde Ritter Ulrich von Hutten, den ein rauher Wind in aufgeregter Zeit vom deutschen Reiche mir zuwehte. Und drüben am östlichen Ende des Dammes, der beide Ufer verbindet, thront auf einem breiten Felsen das Schloß Rapperswil. Maler, greife zur Palette! So ein Motiv fängst du nicht bald wieder ein. Die Silhouette der Firsten mit der schönen Klosterkirche und dem enggebauten Städtchen am Ufer hebt sich besonders am Abend stimmungsvoll und wuchtig zugleich ab vom reinen Himmel.

Zwei Stunden sind vorbeigegangen wie im Traum. Wie köstlich wird erst die Rückfahrt werden in die Stadt, während der Abend von Dorf zu Dorf geht, und die Schatten wachsen.

Man hat Zeit, den See von allen Seiten zu genießen. Bald nähert sich unser Schiff dem linken, dann dem rechten Ufer, hält eine kurze Weile an und rauscht wieder der Mitte zu. Hinter sich zieht es einen glitzernden Schweif, und kleine Ruderboote steuern in das lustige Gewoge. Das Festland, wo es den See berührt, ist natürlich geblieben und nicht durch künstliche Mauern eingeengt. Schöne, herrschaftliche Güter haben sich ans Wasser gesetzt. Nutzgärten, hochragende Pappeln, Ulmen, Linden und Gesträuch aller Art begrünen den Saum und malen Ränder von berückender Fülle und Mannigfaltigkeit. Da und dort guckt ein Badehäuschen hervor, und flinke

Hände klatschen in die Fluten. Weiter zurück stehen die vornehmen Sitze, und die Stile der Bauten sind ein sprechendes Zeugnis der Zeit, in der sie errichtet wurden, meist auch des Geistes, der drinnen in den Stuben umgeht. Das letzte Jahrzehnt hat auch seinen Tribut gezollt, oft kühn und modern. Aber das schönste und gewählteste Wort spricht doch die Vergangenheit. Ein altes, behäbiges Bauernhaus, von Reben und Spalierobst umgeben, steht dem Ufer wohl an, und ebenso gut ein historischer Bau, in dem die Kultur entschwundener Jahrhunderte noch zu Hause ist. Viele Schicksale haben sich hier erfüllt, viele vornehme Geschlechter sind auf der Leiter des Erfolges emporgestiegen, andere sind in Vergessenheit gefallen. Berühmte Gäste des In- und Auslandes haben hier vorübergehend Wohnsitz genommen, Kunst und Wissenschaft haben geblüht. Noch sind die Spuren großer Männer nicht ausgewischt.

Just fahren wir, zwischen Meilen und Herrliberg, an so einem edlen Patrizieranwesen vorbei; ganz hinterm Grün verborgen steht Mariafeld, auf einer Terrasse. Im Kreise François Willes gedieh hier um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine gesellige Unterhaltung, die erlauchte Gäste aus nah und fern bereicherten. Musik, Poesie, Politik und Wissenschaften der verschiedensten Gebiete wurden hier in den schlichten Räumen oder im Schatten der Bäume erörtert, und manch geistreiches Witzwort fiel dazwischen und würzte das Geplauder. Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer trafen hier zusammen, Richard Wagner und der Historiker Mommsen, der Freiheitsdichter Herwegh, Franz Liszt, Philologen, Physiologen, die Wesendoncks, Grafen und Professoren.

Kaum ist dem Auge der Giebel Mariafelds entschwunden, grüßt uns schon die herrliche „Schipf", dessen geräumige Halle auch Goethe begeistert betreten.

Schon nähern wir uns wieder der Stadt. Oder ist sie schon da? Die Häuser und Villen hören nicht auf. Kein Glied in der bezaubernden Kette fehlt. Da strebt das Horn weit in den See hinaus, hier rauschen die uralten Pappeln und Eschen,

hier dehnt sich der grüne, so wohlgepflegte Rasen des Parkes, und auf diesem Boden lagerten sich die Kühe oder traten muhend ans offene Ufer und staunten über den Spiegel des Sees, die Tiere Kollers, die heute die Zier so vieler Galerien ausmachen.

Hinter dem westlichen Ausläufer des Ütli schickt sich die Sonne zum Untergang an.

Die Umrisse der abendlichen Stadt zeichnen sich immer schärfer ab. Eine kühne Zackenlinie schwingt sich über das Meer der Häuser, wird von manchem Türmlein emporgeworfen, streicht über Kuppeln und den Arkadenturm der Liebfrauenkirche, springt hinüber zu Karl dem Großen am Münster, dessen scharf profilierten Doppelhelme wir uns vom Bilde Zürichs gar nicht hinwegdenken können. Nordwärts und ostwärts eilt die Linie über den Berg und setzt im obersten Dolder eine farbensprühende Rosette auf den Hang. Eine andere Linie geht dem Ufer entlang, sie folgt den Anlagen, etlichen machtvollen Bankgebäuden und flieht hinunter der Limmat nach, die sich im Gewirre der Häuser verschlüpft. Sie kommt wieder zurück beim Bellevue, zeichnet hohe Geschäftshäuser, hüpft am Theater vorbei, fängt massige Fassaden ein und verflattert über den Dächern und Wipfeln vereinzelter Sitze und Gärten.

Man muß weit im Auslande herumgekommen sein, in Frankreich und Italien, in Spanien und Griechenland, in Paris, London, in Genua, in Barcelona und Athen, man muß diese Länder und Städte durchfahren und durchwandert haben, um Vergleiche zu ziehen mit dem Bilde Zürichs, wie es vom untersten Becken des Sees aus sich uns darbietet. Es hält die gefährlichsten Rivalen aus.

Denn es ist einzig.

Es ist großartig!

DÖRFER AM SEE.

Über den See führen viele Straßen. Die schönste und längste macht den Bogen mit, die er von Schmerikon bis hinunter in die Stadt beschreibt. Dann kreuzen die Schiffe und Schifflein querüber vom südlichen ans Sonnenufer, und in jüngster Zeit macht die Fähre, die auch Wagen und Großvieh mitnimmt, den Verkehr noch reger. Wer vom Oberland in die Inner-Schweiz reist, braucht nicht mehr die Kehre über die Stadt zu machen. Von Meilen fährt er nach Horgen und hat das Zuger Ländchen bald erreicht.

Welchem der beiden Ufer gehört der Preis? Eine müßige Frage, wenn man einzig das schöne Bild im Auge hat. Von beiden schaut man hinauf zu den Bergen, und ein jedes wetteifert, dem andern über das blaue Wasser freundlich zuzulächeln. Mein Herz gehört dem linken. Doch was wäre das linke, wenn es nicht täglich die gesegneten Rebhänge des rechten als Gegenüber hätte, den warmen, leuchtenden Hügelrücken des Pfannenstiels und dahinter die geruhige Pyramide des Bachtels, der die erste Verheißung des Oberlandes ist.

Die Dörfer sind die Würze des Sees. Hier laufen die Räder, hier wohnen die geschäftigen Leute, hier wohnt die Industrie, die in den guten Zeiten den Wohlstand begründete, der die Dörfer so schmuck und sauber machte. Und langsam lernten die Anwohner des Sees erkennen, wie herrlich ihre Heimat beschaffen war. Sie fanden heimelige Winkel in malerischen Buchten, grüne Terrassen über dem Spiegel des Sees oder köstliche Ausguckpunkte oben an den Hängen und gewannen hier einen Überblick, eine Augenweide ohnegleichen. Die Dörfer drängen sich hart ans Wasser heran. Aber alle haben auch höhere Regionen für die Menschen, die die lauten Stra-

ßen meiden und nie genug Sonne und Freiheit bekommen können. Ein jeder findet, wornach ihn gelüstet, die Wasserratte und der Freund der Stille.

Ein Fremder könnte im Zweifel sein: geht er durch offenes Gelände oder durch einen Park großen Stiles? Ein einziger Nationalpark ohne Unterbrechungen ist die Seegegend. Wo die Blumengärten der Dörfer aufhören, beginnt der Wald der Obstbäume. Manch ein schönes Riegelhaus versteckt sich hinter dem Grün der Kronen, hinter den flammenden Wipfeln im Herbst, und sie kommen erst recht zum Vorschein, wenn der Herbsttanz der Blätter vorüber ist und die heftigen Winde die Äste säubern.

Ein paar schöne Blicke und Punkte am See! Von Richterswil aus steige ich eine gute Viertelstunde hinauf nach der Burghalden, und oben wende ich mich und schaue über die Bucht meines Heimatdorfes. Hinter mir ragen auf einem felsigen Kamme die Trümmer des einstigen Johanniterschlosses; vor mir in idealer Umgrenzung öffnet sich eine riesige Mulde, von dem hohen Rhonen, dem Etzel umrahmt, mit den höchsten Glarner Bergen zu hinterst, unter denen das Vrenelisgärtli am hellsten blitzt. Der Obersee, die scharfe Linie des Schänniserberges, die Zacken des Säntis, näher die Gipfel des Zürcher Oberlandes, Rapperswil bis hinunter nach Stäfa, das ist die Welt, die offen und weit vor dem Beschauer liegt. Was wäre sie aber, wenn nicht zutiefst der blaue See heraufschimmerte! Just hier weist er die größte Breite auf und läßt noch immer mit bloßem Auge die Kirche von Stäfa erkennen, die etwas außerhalb des Dorfes und auf einer dem Ufer entrückten Terrasse so prächtig hingestellt ist.

Ein niedliches Juwel sitzt noch in der Bucht zwischen dem Dorfe und der Landzunge von Bäch. Es ist das Inselchen Schönenwerd mit einem malerischen Baumbestand. Schilf faßt es ein. Ein seliges Eiland ist es, denn die Unrast des Tages berührt es nicht. Kein Dampfer und kein Dampferchen legt hier an, höchstens ein Ruderschiffchen, das ein paar Menschen bringt zu einem Bad oder einer Stunde, die sie für sich

allein genießen wollen. Von den Inseln, die das obere Seebecken beleben, ist der Schönenwerd die stillste und einsamste. Die Ufenau als Klostergut von Einsiedeln, als Trägerin eines guten Heimwesens und einer Kirche, als Hüterin eines gefeierten, wenn auch verschollenen Grabes, die Lützelau als das laute und viel besuchte Strandbad der Rapperswiler haben das kleine Inselchen überflügelt, und doch bleibt es Siegerin unter allen als ein Edelstein, der nur glänzen und Freude bereiten will.

Hier in dieser Mulde von Richterswil reichen sich die Kantone Zürich und Schwyz die Hand zum Gruß. Es ist historischer Grund, auf dem zur Zeit der Reformation und später, als die freiheitlichen Ideen wach wurden, manche Fehde ausgetragen wurde. Dort oben, wo die Kirche von Schindellegi so lachend herniederschaut, haben sich die wackern Bergleute den vorstürmenden Franzosen entgegengestellt unter der Führung des mutigen und kriegstüchtigen Aloys Reding.

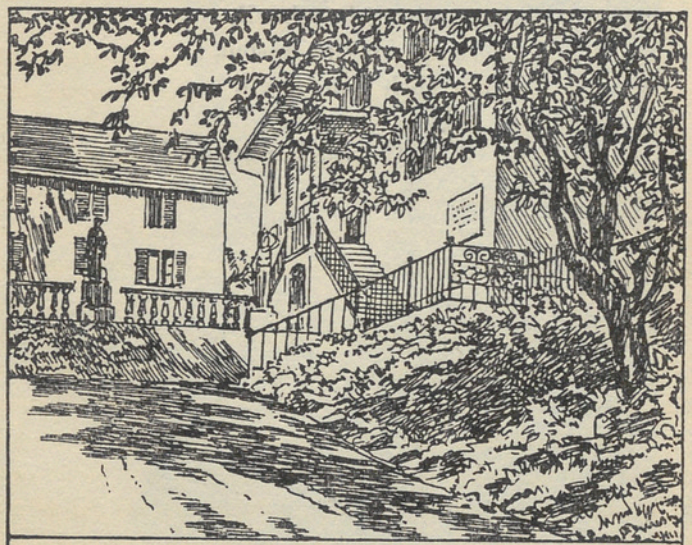
Doch heute sind all diese unfreundlichen Spuren ausgewischt. Die schöne Welt hat sie vergessen. Nur die Menschen denken noch daran, die nie zur Ruhe kommen.

Unter Schindellegi, dem Etzel zu, aber merklich tiefer, liegen die Dörfchen Feusisberg und Wollerau. Wenn sie dem See auch entrückt sind, leben sie doch durch ihn. Denn wer würde hinaufsteigen, wenn er nicht immer und immer wieder sich umwenden könnte, um zu schauen, wie die Wasser leuchten, wie die blaue Sichel des Sees sich der Stadt entgegendehnt, um dort für die rührigen und unermüdlichen Kaufleute Ernte zu halten.

Es fällt schwer, den andern Punkten nicht unrecht zu tun, die alle, unten am Wasser oder auf den waldigen Höhen, ihre besondere Schönheit haben. Die Schönegg ob Wädenswil, die Halbinsel Au, das herrliche Stücklein Erde, wo die Thalwiler Kirche steht, Belvoir Nidelbad und der Höhenweg von Kilchberg, wo Conrad Ferdinand Meyer seiner Kunst gelebt und das einzigartige Plätzchen, wo er zur ewigen Ruhe gebettet ist, sie gehören in eine Kette landschaftlicher Klein-

odien, wie sie selten ein Gebiet diesseits und jenseits der Grenzen zu verschwenden hat. Was sind Namen, was sind einzelne Höfe und Besitztümer! Man schlendert dahin, man hält inne, und wo man steht, liegt eine Gabe zu Füßen. Gaben sind ein murmelndes Bächlein, ein Waldsee, ein verschwiegener Gang einem Ried entlang, Gaben unverhoffte Wege, die ins Geheimnis eines Forstes führen, das Lied der Vögel, die in den Bäumen jubilieren und ein Tobel, das kühle Zuflucht gewährt in den heißesten Sommertagen.

Küsnacht und Erlenbach am Sonnenufer besitzen solche Einsamkeiten. Man wandert mühelos bergan und waldein und merkt gar nicht, wie leichtbeschwingt man die Höhe gewinnt. Schon wieder hat sich die Scheibe der Bühne gedreht, und eine neue Szene hebt an. An solchen Szenen sind die Borde des Sees unerschöpflich, ernste und feierliche sind darunter, lustige, übermütige. Und der Wanderer spielt mit, ist Gebender und Nehmender zugleich und freut sich, in diesem Garten Gottes mittun zu dürfen.



MARIAFELD. GENERAL WILLEHAUS. A.A.

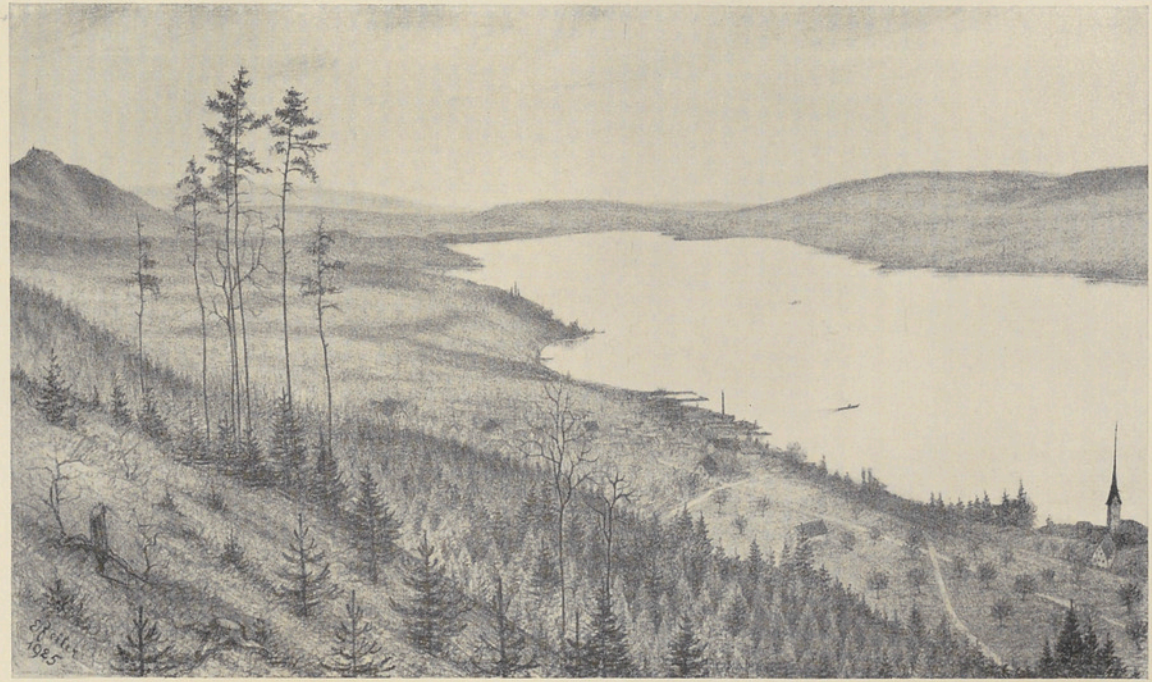
ZWEI SEGEL.

Zwei Segel erhellend
Die tiefblaue Bucht!
Zwei Segel sich schwellend
Zu ruhiger Flucht!

Wie eins in den Winden
Sich wölbt und bewegt,
Wird auch das Empfinden
Des andern erregt.

Begehrt eins zu hasten,
Das andre geht schnell,
Verlangt eins zu rasten,
Ruht auch sein Gesell.

Conrad Ferdinand Meyer.



Blick auf Horgen und Zürichsee. *EUGEN ZELLER.*

UNSERES HERRGOTTS APOTHEKE.

Ich wußte nicht, was mir fehlte. Es tat mir zwar nichts weh, und wenn ich auf den Körper acht hatte und mir Mühe gab, die schwache Stelle herauszufinden, kam ich an kein Ende. Ach, es haperte wohl überall ein bißchen.

Was sollte ich tun?

Ganz offen gestanden: ich bin nie ein Freund von den Ärzten gewesen. Auch wenn ich Grund genug habe, ihnen von Herzen dankbar zu sein. Sie haben mich ein paar Mal wieder auf die Beine gestellt, und einer der besten hat mich vor Jahren von der Schattenhalde des Lebens, wo es grausam bergab und in die dunkle Ewigkeit geht, wieder an die Sonnenseite zurückgeholt.

Trotzdem! Wer geht gerne zum Doktor? Es ist, als müßte man um ein Vorgebirge, bei dem man nicht weiß, was dahinter steckt. Unruhige Geheimnisse geistern herum. Oh, was die Ärzte nicht alles herausfinden! Es ist beinahe märchenhaft. Und was sie unseren Brästen für gelehrte und beängstigende Namen geben! Das stimmt nachdenklich. Ein Mückenstich scheint schon eine fatale Angelegenheit zu sein. Da wimmelt es von -itis und -ämie und -ose. Es wird einem ganz schwindlig vor all diesen lateinischen und griechischen Übeln. Man wittert schon Carbolgeruch, Spitalaufenthalt, und irgendwo blitzen ein Messerlein und eine Schere auf, und man weiß nicht, was diese Instrumente alles mit einem im Sinne haben.

Also, man macht einen Bogen um das Sprechzimmer des Arztes und ist höchstenfalls bereit, mit einem Apotheker einen Kompromiß zu schließen. Vielleicht weiß er einen guten Rat.

Ich ging zum Apotheker und klagte ihm mein Leid. Doch, wie ich zu ihm über die Schwelle trat, stieß mich ein widerlicher Geruch zurück. Ein Durcheinander von hundert oder tausend Geschmäcklein verwirrte mich. Bekannte und unbekannte Düfte führten einen seltsamen Reigen auf. Ich verirrte mich in diesem Odeur-Labyrinth, und auch mein Auge zeigte mir keinen Ausweg. Denn jetzt glotzten mich unzählige Schubladen an, eine jede mit einem weißen Schildlein und schwarzen Buchstaben. Und dort, an den Wänden stand eine ganze Bibliothek von Flaschen und Fläschchen, und die Flüssigkeiten darin schimmerten in allen Farben, gelb und orange und braun, rot und rötlich, in allen Schattierungen.

Dort aber grinste von einem mittelgroßen Topf etwas Ungeheuerliches, ein Totenkopf. Ich schrak zusammen. Der unheimliche Gast stierte mich aus seinen hohlen Augen an und erinnerte mich an meine Hinfälligkeit, an die Eitelkeit alles Irdischen.

Da lachte ich über mich selber. Du Tor! Was hast du hier zu suchen?! Was vermögen Kraut und Salben und Pulver und Gift, wo dir so seltsam im Kopfe, so elend in deinen Knochen ist! Rettung suchst du in diesem apothekerlichen Wirrsal, und trauriger wird dir zu Mut.

Im nächsten Augenblick stand ich wieder auf der Straße. Ein frisches Lüftchen wehte daher, umfächelte und umkoste mich und raunte mir eine angenehme Einladung zu: Komm mit mir auf den See! Wir fahren hinauf und hinunter, die kreuz und quer. Der Himmel lachte. Kein Wölklein war unterwegs. Ich zögerte nicht und hatte alsbald einen Platz auf Deck eines der großen und bequemen Schiffe eingenommen. Und flink ging es von Dorf zu Dorf. Das heißt, wir ließen die Häuser liegen und grüßten sie nur von ferne. Aus den Kaminen qualmte schwarzer Rauch, von den Straßen wirbelte der Staub, in den Fabriken schoben sich die Menschen. Drüben an den Ufern mußte ein lauter Lärm umgehen. Hämmer schlugen auf, Räder rasselten, Sägen wirbelten Holz- und Eisenspäne in die Luft, ein Poltern von Kohle, ein Klirren von

Flaschen, und dort ein aufgeregter Lärm von Volk aller Art, das in der Hetze der Arbeit das ruhige Gleichgewicht der Seele und den Frieden des Herzens verloren. In solchen Wirbeln hatte ich noch unlängst gestanden. Hier dröhnte er nicht an mein Ohr. Er rauschte nur gedämpft über die sanften Wellen des Sees zu mir herüber. Die hellen Wasser läuterten den Streit, sodaß er mich eigentlich nicht mehr berührte. Mir war, als lebe ich in einer andern Welt als die Bemitleidenswerten dort im Joche der harten Pflicht.

Jetzt spürte ich mit einem Male, daß mein Bann im Kopfe zu weichen im Begriffe war. Die Glieder hingen mir nicht mehr so schwer an, und je weiter ich mich tragen ließ, um so mehr hellten sich meine Gedanken auf. Sie glichen sich der reinen Bläue des Himmels an, und wenn Möwen zu unsern Häupten flogen und kreisten, war mir, als könnte ich es ihnen gleich tun, so glücklich und wohlgelaunt fühlte ich mich unverhofft.

Und jetzt, nach Stunden, hatte ich das Gefühl einer leisen, ja geradezu behaglichen Müdigkeit. Und ich wußte: heut Nacht kam der Schlaf zu mir, der in den letzten Wochen ein so seltener Gast gewesen. Wie wollte ich mich gesund schlafen, acht, zehn Stunden ohne Unterbruch!

Der Kiel jagte durch die gekräuselte Fläche des Sees. Menschen kamen und gingen. Ich blieb an meinem Platze und ließ das herrliche Filmband der grünen Ufer, der Baumgärten und Rebhänge, der Villen und Bauernhäuser und Kirchen, der Wälder und Tobel an mir vorüberrollen. Eine Fülle von Anekdoten und Geschichten ging von ihnen aus. Alte Zeiten tauchten auf, neue brachen hervor, der bunte, unerschöpfliche Wandel der Welt. In tausend Formen und Farben wickelte er sich ab vor meinen Augen. Und siehe, wie war es geschehen? Ich war von mir losgekommen. Ich hatte mich vergessen. Viel dumme Ideen waren verflogen, manche Einbildung in Dunst zergangen. Und jetzt wußte ich auch: ich hatte mich wegen nichtiger Dinge geplagt, und es gab hundert

größere, schönere, bei denen es sich viel mehr verlohnte, daß das Herz in Aufruhr geriet.

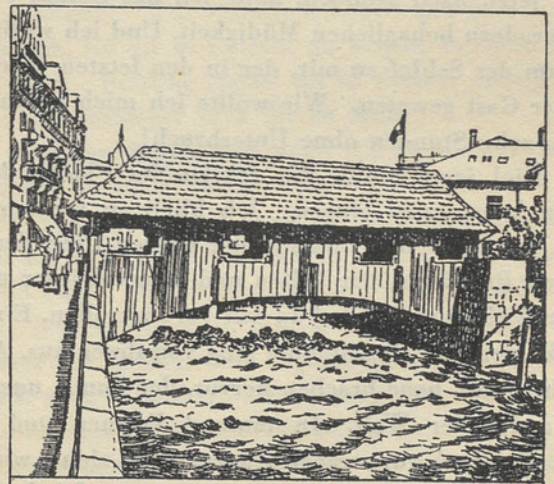
Die Fahrt ging zu Ende. Es war Abend geworden. Auf dem Heimweg schritt ich leicht und beglückt davon. Ich war wieder stark und hellauf.

Und doch bei keinem Doktor gewesen!

Nicht das geringste Pülverchen hatte ich geschluckt.

Dafür habe ich mich in der großen, geräumigen Apotheke des Herrgotts kuriert. Statt der unzähligen Tropfen und Salben, Tränklein und Pillen kam sie mit ein paar wenigen, aber unfehlbaren Hausmitteln aus: Sonne, frische Luft, Ruhe und ländliche Schönheit.

Ihr alle, die ihr zuzeiten mühselig und beladen seid, tretet ein mit mir in diese himmlische Apotheke! Ihre Töpfe werden nie leer, und ihre Wunder erfüllen sich allezeit an Groß und Klein.



UNTERER MÜHLESTEG. A.A.

DIE STADT.

Sie hat die Dreihunderttausende überschritten. Es ist keine Übertreibung: sie ist ein Häusermeer geworden. Nach allen Richtungen branden die Wogen fort, zu beiden Ufern des Sees hinauf, sie erobern den Hang des Ütli; den Zürichberg haben sie längst erobert. Der Limmat zu ist noch freies Land. Es gibt kein ländliches Atemholen mehr zwischen Oberstraß und den Vororten Örlikon und Schwamendingen. Die Kette der Häuser ist geschlossen. Die blauen Tramwagen flitzen hin und her.

Doch, einen wohltuenden grünen Fleck weiß ich noch zwischen der Heerstraße Schaffhausen zu und dem Waldrand: der Strickhof, die landwirtschaftliche Schule, liegt wie ein Eiland in diesem Treiben; wie ein Bollwerk aus längst vergangener Zeit gebietet es dem Anstürmen der geschäftigen Gegenwart Halt. Wie lange noch?

Fast beispiellos — für schweizerische Verhältnisse — ist die Entwicklung Zürichs. Vor 100 Jahren (1836) zählte man in der Stadt etwas mehr als 14.000 Seelen. Dieser Rahmen wurde gesprengt, die Vororte sind gewachsen, in zwei Etappen haben sie sich dem großen Kerne einverleibt und überflügeln nun, zusammen mit den alten Kreisen, die Bevölkerung des ganzen übrigen Kantons.

Und doch, das ist das Gute und Gesunde an dieser neuzeitlichen Stadt; sie hat ihre Vergangenheit nicht vergessen. Sie hängt an alten Überlieferungen, und ein zäher Geist hält den Altvordern die Treue. Nichts beweist diese Tatsache schlagender als das übliche Frühlingsfest, das Sechseläuten, das das Fest der Einheimischen ist und im engsten Zusammenhange

steht mit der Brunschen Zunftverfassung (1336) und der Beteiligung der Handwerker an den politischen Ratsgeschäften. Seitdem ist manche Woge der Aufregung, veränderter Auffassungen, ja blutiger Wirren über die Stadt hingegangen. Doch Spuren selbst der frühesten Anfänge sind geblieben. Die Pfahlbauerfunde bei Wollishofen zeugen davon. Und davon, daß römische Kohorten in unsern Mauern sich gelagert, erzählt der Lindenhof, und der Name Zürichs selber verrät es, der auf das lateinische Turicum zurückzuführen ist. Noch heute behütet Kaiser Karl der Große die Stadt. Seit Jahrhunderten sitzt er droben zwischen den charakteristischen Türmen des Großmünsters und staunt ob des Wandels, der sich täglich zu seinen Füßen, im flutenden Verkehr zwischen dem Helmhaus und der Wasserkirche und über die Münsterbrücke vollzieht.

Denkmäler aus alter Zeit sind auch die Zunfthäuser, die Waag, die stattliche, vornehme Meise, das Zunfthaus zur Schmieden, Zimmerleuten und Saffran an der Limmat und ganz besonders das älteste und ehrwürdigste unter ihnen, der Rüden, das Heim der aristokratischen Constaffler. Das Haus mit seinen stilvollen Sälen und seinem malerischen Gebälk ist in den Besitz der Stadt übergegangen. Die guten und kundigen Zürcher wissen aber noch wohl, wie hier in frühen Jahrhunderten gefeierte Gäste des In- und Auslandes von den gnädigen Herren und Obern empfangen und bewirtet worden.

Alt-Zürich träumt noch in den engen Gäßchen des Niederdorfes, im Oberdorf, an der Kirchgasse, in den unsichtbaren Gärten und Gärtchen hinter der Trittligasse. Und noch immer ragen die vielen winkeligen Giebel ins Blaue, von denen aus Gottfried Keller seine ersten Malerträume träumte.

Die rasche Gegenwart bedroht die alten Plätze und Winkel immer mehr. Aber etliche werden ihr standhalten, allen neuesten technischen Erfindungen und Mauerbrechern zum Trotz: der Peterhof mit Johann Caspar Lavaters Kirche, dem Peter, und der Münsterhof mit der Flucht der alten Häuser, die sich so eng zusammenschließen. Sie hüten den geräumi-

gen Platz, auf dem ehemals sich ein bewegtes Marktleben entwickelte, die Stätte, die schon so oft zur Bühne aufgeregter politischer Szenen geworden ist.

Im heutigen Bilde der Stadt spricht die Neuzeit das lauteste Wort. Sie darf es als Ruhmestitel nehmen, daß die Leiter ihrer Geschicke stetsfort dem Ruf der Gegenwart willig ihr Ohr geliehen. Sie blickten wohl zurück, aber auch in die Zukunft und trugen so das Meiste bei zum Blühen und Gedeihen der ausgedehnten industriellen Betriebe und Fabriken.

Das landschaftliche Bild hat da und dort wohl gelitten. Manch altes Haus ist niedergerissen worden, und mit ihm entfloh der Geist, der zähe und tüchtig war. Aber kluge, junge Köpfe wissen auch Rat und führen manchmal einen Plan zum Gelingen, für den ihnen die kommenden Geschlechter Dank wissen werden. Vielerorts ist Luft und Licht freierer Zugang geschaffen worden, und manche Zinne dehnt sich der Sonne zu, wo ehedem ein dumpfes und muffiges Dunkel geherrscht.

Neue Quartiere sind entstanden, von heut auf morgen sozusagen aus dem Boden geschossen. Mächtige Bauten sind darunter, Zeugen und Verkünder eines großzügigen Geistes, Geschäftspaläste mit hunderten von Büros, Banken von großstädtischem Schnitt und Straßen, die an Ausdehnung, technischer Durchbildung und Eleganz der Magazine, die die gediegensten und kunstsinnigsten Ausstellungen bieten, sich mit der Erscheinung und dem gepflegten Bild größerer Weltstädte messen dürfen.

Eines, etwas Großes, Herrliches, hat das Fieber der Baulust dem Stadtbild nicht nehmen können: die Gärten, die grünen Inseln mitten im Verkehr, die wundervollen Alleen und Anlagen, ganz besonders dem See entlang. Man muß sich Zeit nehmen und ein Weilchen am Wasser sitzen, um die farbigen Rosenbeete herumgehen und vor den Chrysanthemen stille stehen, die einen Farbenzauber ohnegleichen ausschütten, man muß die Blicke über die grünen Rasen schicken, zu den Silberpappeln und zitternden Birken, zu der Lese fremdländischer Zwergbäume und Büsche, um zu erfahren, wie viel

Fleiß die erfinderischen Gärtner an die Parzellen wenden, die ihrer Obhut unterstellt sind.

Wenn es aber Abend wird und die erhitzten Häuserfronten die Glut des Tages nicht mehr so mächtig zurückwerfen, gilt es einen Gang zu tun auf der einzig schönen Promenade, die von Wollishofen rings um das unterste Becken des Sees bis zum Zürichhorn führt. Unlängst ist auch das letzte Stück fertig geworden. So spaziert man eine gute Stunde und darüber, und langsam dreht sich das Bild, vom Schatten schlendert man in die angenehme Abendsonne hinein, schaut hinauf nach dem Ütli, der Albislücke zu, rigiwärts, nach der Werft von Wollishofen, in der die halbe, stolze Flotte dem Sonntag entgegenharrt, an dem es dann wimmeln wird auf Deck. Man hat aber auch seine Freude an dem, was sich in nächster Nähe begibt, am Spiel eines Hundes, der mit einem hohen Sprung von der Mauer in die spiegelnde Tiefe springt und den Stecken holt, der in einem hohen Bogen auf's Wasser klatschte. Eine kurzweilige Völkergemeinde ist da zusammengewürfelt, in allen Zungen wird geredet, Junges Blut, das das Leben noch vor sich hat, guckt unternehmungslustig in die Welt, und müdes Alter, das zur Ruhe gekommen, läßt, auf einem Bänklein sitzend, den Strom der Menschen an sich vorüberziehen. Alle aber sind überzeugt davon: dieser Uferweg ist einzig, und nicht manche Stadt in europäischer Runde kann mit einer Promenade aufwarten, wie Zürich sie besitzt.

Das Leben aber erschöpft sich nicht auf diesen Pfaden. Hundert und hundert Schifflein schaukeln im See, das Licht ihrer Laternen auf der Spitze tanzt über dem Wasser, und von der Tonhalle herüber schwingen sich die Klänge eines Orchesters, das dem walzerseligen Wien huldigt. Das sind Sommernächte in Zürich, das sind Stunden, die nicht leicht zu überbieten sind. Wenn dann die Sichel des Mondes noch im Osten aufsteigt oder seine gelbe, feierliche Scheibe, wenn sich eine goldige Brücke von Ufer zu Ufer legt und man Lust verspürt, auf leichten Sohlen darüber zu huschen, füllt sich die Schale des Glückes bis zum Rand. Die lauten Wünsche des Tages

verstummen, und man erlabt sich am Augenblicke, der allen heute so wohlgesinnt ist.

Das geschieht am besten zu äußerst im Zürichhorn, unmittelbar am Rande des Wassers, wo man ganz weit den See hinauf sieht. Thalwil und Horgen haben die ersten Lichter angezündet. Als ob ein Stück des klarsten Sternenhimmels sich auf's linke Ufer herniedergelassen hätte, so blitzt und schimmert es nun tausendfältig, und die glatte Fläche des Sees nimmt das Bild auf und gibt es, von geheimnisvollem Zauber umsponnen, noch einmal zurück.

Von wo aus hat man den besten Blick auf die Stadt? Die alten Zürcher gaben sich oft schon mit dem Beckenhof zufrieden. Von hier aus malten sie die Aussicht nach der Stadt und den Bergen. Dann wurde das Gut mit dem geräumigen Garten im Laufe des 19. Jahrhunderts ins immer enger werdende Gewebe der Häuser einbezogen. Man mußte weiter hinaus und höher hinauf. Man wählte die Waid und spazierte gegen Höngg. Zahllos sind die Bilder und Veduten: Zürich von der Waid aus. Mir haben sie nie recht gefallen. Zu nahe war man der Hardgegend, wo die vielen Fabrikkamine rauchten, wo die langen, rechteckigen Industriegebäude sich breit machten, und von der Stadt sieht man nichts als Mauern und Dächer. Eine riesige Mulde, mit Würfeln überdeckt, und zum Troste, um von der Idee eines ungeheuerlichen Steinbruches abzulenken, kamen dann die weißen Berge zum Vorschein.

Die reichste, die vollständigste Übersicht bietet der Ütli. Wer sich vorn an die Plattform stellt, sieht jedes Haus, jeden Straßenzug, er fängt alles mit einem Blicke ein, den See, den Zürichberg, den Silberlauf der Limmat, die Sihl, die sich ihr zugesellt, die Brücken, die Kirchen, und man erkennt, wie die Stadt ihre Flügel spreitet und immer mehr Matten bedeckt.

Doch halt, ich habe es mit den Malern, die, wenn sie wirkliche Künstler waren, die Stadt nie von diesem Punkte aus gemalt haben. Das mag ein Fest sein für die Kameraleute, die gerne knipsen und alles auf dem Filme heimbrin-

gen möchten, wie der kurzsichtige Schüler Fausts es mit der Wissenschaft gemacht hat.

Wenn ich die Stadt heute als künstlerisches Gebilde genießen möchte, steige ich auf den Zürichberg. Von oben am Walde schaue ich hinunter oder vom oberen Dolder aus. Da bildet eine wundervolle Golfwiese den Vordergrund, sie fällt ab in erquickenden, welligen Linien und verschlüpft sich an einem einladenden Waldrand. Dann aber kommen die Häuser und das Blaue des Sees zum Vorschein, aber nur zum Teil, das Übrige bleibt als Ahnung verborgen und läßt der Phantasie freien Raum, damit sie ungehemmt sich in Berg und Tal ergehe.

O gewiß, auch die Berge sind da. Sie bauen sich hinter dem waldigen Hügel auf und sind erfüllt vom Zauber der Unnahbarkeit.

Das ist die Stadt, das Herz des Kantons, in dem die Pulse rastlos schlagen.

Zürich ist die Stadt der Arbeit.

Zürich ist die Stadt der Freude.

Zürich gibt und läßt keinen unbeschenkt, der zu ihm kommt.

Zürich ist die Stadt der Schulen, der Gelehrsamkeit.

Zürich ist das Sprungbrett in die große, weite Welt.

Zürich ist die Stadt der Kunst. Das Schöne wie das Gute haben hier ihre Stätte. Was kann man noch mehr sagen?

STADTBELEUCHTUNG.

Man muß Zürich bei Nacht gesehen haben. Man muß durch die Straßen gegangen sein, an der Flucht der neuen, hellen Laternen vorbei oder unten durch, von der Flut des verschwenderischen Lichtes überschüttet. Die großen Straßen leben nicht nur am Tage. Die Ladengeschäfte sind wohl geschlossen. Und doch wirken sie weiter. In vielen Farben blitzt es dem beschaulichen Spaziergänger entgegen, rot und blau und gelb, und die flimmernden Neonröhren schreiben manche Namen und werfen sie auf die Plätze.

Anderes, Unscheinbares bleibt im Halbdunkel zurück. Die Gegensätze von Licht und Schatten fallen kräftiger auf.

Ein zaubervolles Bild bietet die Stadt zur Nachtzeit vom Uto aus. Die Häuserfronten treten zurück. Die Lichterketten der Straßen durchmessen den dunklen Grund. Sie laufen zu auffallenden Ansammlungen herbei, bilden Nester und lassen aber auch einzelne Quartiere in willkommene Ruhe versinken. Die Hauptadern des Verkehres bleiben deutlich erkennbar. Die großen Stränge zeichnen die entscheidenden Linien.

Stößt der volle Mond durch die Wolken, wird aus der Stadt ein bezauberndes Wunderland. Orientalischen Einschlag bekommt das Bild. Ein Violinkonzert auf Sordinen, so mutet es an. Die harten Linien sind gedämpft. Weich und mollig liegt der Schein auf den Dächern, auf den Wäldern, auf der Limmat, auf dem See. Zuweilen blitzt es silbern auf. Eine Schwalbe durchfurcht die unbewegliche Fläche. Einen hellen Schweif zieht sie nach. Ein paar Lichtlein umtanzen das Fahrzeug. Nun kehrt noch ein großes von einer Nachtfahrt heim. Wie eine Raupe, von innerem Lichte erfüllt, strebt sie dem Lande zu.

Stimmung liegt über so einem Abend. Man möchte sie

mitnehmen, hinunter, nach Hause. Man möchte ihr Dauer verleihen und stößt alles fort, was sie gefährden könnte. Nur keine Musik der neuen, aufreizenden Art! Keine laute Gesellschaft, die mit gellenden Lauten den Bann zerreißt!

An festlichen Anlässen wirft die Stadt ganze Garben von Licht an eine Reihe bemerkenswerter Gebäude. Das ist erlesenes Feuerwerk. Nun zeigt es sich, ob und wie sie diese übersteigerte Helligkeit ertragen.

Es war ein warmer Sommerabend. Ich saß in einer Ecke des Bauschänzli, jener so lange vernachlässigten Insel unterhalb der Quaibrücke. Die festliche Beleuchtung spielte. Die Kirche der Enge zündete aus dem Dunkel herüber. Ich schaute die Limmat hinunter. Das Stadthaus, die Post, Fraumünster und Meise, der Peter, die Pfeiler der Münsterbrücke, die gotischen hohen Fenster der Wasserkirche und das Rathaus, sie badeten in dieser Flut von Helligkeit. Sie sprangen aus der Dunkelheit der Nacht als kühne Wesen heraus und priesen die Gedanken der Meister, die sie erbaut. Die Doppeltürme des Großmünsters waren von einer feierlichen Wucht; wie Propheten reckten sie sich dem Himmel zu, und die Zeitläufe waren dazu angetan, daß man ihre große, warnende Geste verstand. Gefahr lag in der Luft, und man wußte nicht, ob zu gleicher Stunde historische Schicksale jenseits der Grenze sich erfüllten.

Lauerte irgendwo das Gespenst eines neuen Krieges?

Wie Drohfinger, wie riesige Warner, die sich vor aller Welt erhoben, kamen sie mir vor; im reinen Wasser der Limmat spiegelten sie sich wider, als wollten sie noch einmal sagen: Ihr denkt schon wieder ans Blutvergießen, ihr ewig unruhigen, unzufriedenen Menschen?!

Ein Windstoß fegte daher.

Irgendwo rollte der Donner.

Das Licht der Türme zündete weiter.

Jede Nacht sollten die zwei Finger sich beschwörend über der Stadt erheben und über die Grenzen in ihrer berückenden Flammenschrift mahnen: Seid einig!

ZNACHT UF EM ZÜRIBERG.

Wie isch es still am Züriberg!
D' Stadt isch vertnuckt;
Sie schlaft scho lang,
Und jedes Gresli häd si duckt
Am grüene Hang.

Sträng häd sie's gha bis zabig spat.
Jetz gruebet sie
Und tued kän Schnuf.
Nu öppe zuckt en grelle Schi
De Rai duruf.

Das glitzeret der Limmet naa!
Das blitzt, das zündt!
Wie sust im Mai,
Wo d' Matte volle Blueme sind.
Alls Edelstei!

Wer weiss, am Aend sind's Sterne gar;
Wie wänn am Baum
Eis gschüttlet hett,
Sind s' gfalle lis der Stadt im Traum
Uf 's Himmelbett.

Schlaf rüebig us, so lang as d' magsch!
D' Sunn wird dä scho,
Daß 's Funke gid,
Am Säntis wieder ufe cho:
Stand uf, 's isch Zit!

ZWEI STIMMEN DES AUSLANDES.

Die Neue Zürcher Zeitung ließ einmal an einige ausländische Dichter, die gelegentlich in Zürich weilten, die Frage ergehen: „Welches ist Ihre schönste Erinnerung an Zürich?" Es liefen viel bewegte und dankbare Antworten ein. Zwei von ihnen seien herausgehoben, die Worte des flämischen Dichters Felix Timmermans und der deutschen Dichterin Annette Kolb.

Felix Timmermans:

Welch eine schiefe Frage: Aus Zürich eine Erinnerung zu wählen, deren es doch Hunderte gibt. Meine schönste Erinnerung an Zürich ist die Stadt und ihre Vororte, die wie eine Guirlande von stattlichen und lieblichen Häusern rings um den See gewoben liegen. Meine schönste Erinnerung sind die Berge, die zu erhabenen Wanderungen verlocken. Meine schönste Erinnerung ist die Aussicht auf die Alpen, die als unnahbare Götter zum Horizont aufsteigen. Meine schönste Erinnerung ist der See selbst, der sich wie ein Himmelsantlitz auf die Erde niederschmiegt. Meine schönste Erinnerung ist die Stadt, die durch ihren Adel, ihren gefestigten Reichtum, ihre Sauberkeit und ihren Geschmack die größte Hochachtung einflößt. Meine schönste Erinnerung sind namentlich die Menschen. Die Menschen, die gleichsam ein Leuchten der Berge und der Schönheit des Landes in sich tragen, auf Tradition halten und, ohne Hals über Kopf in die neuesten Ismen zu stürzen, dennoch mit den modernsten Strömungen gehen, denen sie ihren Respekt nicht verweigern. Sie formen die rechte Bürgerschaft, welche die sanfte Kraft besitzt, stark wie die Alpen mit den Füßen in der Vergangenheit zu stehen und

mit dem Haupt ruhig und zuversichtlich nach der Zukunft zu spähen. Sie neigen nirgends zu Übertreibungen, aber sie besitzen das kernige Urteil, das gute Kultur und Kunst vom Minderen zu unterscheiden weiß. Sie haben einen Fehler: sie sprechen zu wenig. Das kommt vielleicht von ihren Bergklettereien und dem Atemhalten. Das ist so eine Gewohnheit. In solchen Fällen redet man entweder dummes Zeug oder man — schweigt. Oder soll das auch Seelenruhe sein?

Und nun frage ich mich selbst: welches ist meine schönste Erinnerung an Zürich? Die eine besteht nicht ohne die andere. Ich für mein Teil werde nichts versäumen, um noch oft dorthin zurückzukehren.

Annette Kolb:

Nicht anders als bei Menschen ist auch bei Städten ein erster Eindruck meistens der entscheidende. Und erst bei Zürich...! Jede Wiederkehr ruft die freudige Überraschung, die es uns einmal bereitete, zurück.

Gesetzt, als Kind noch wäre — eines schönen Sommer- oder Frühlingstages — der Neuling in Zürich eingetroffen und ahnungslos die berühmte Bahnhofstraße hingezogen. Aber was leuchtete von ihrem Ende so seltsam und so fesselnd zu ihm her, daß er in seiner Neugier zu laufen anfing, um zu sehen, was es dort gab?

Potz Blitz: ein mächtiger See mitten im Herzen einer Stadt! Und wie ein Stück Verheißung dies ins Blau gerissene Fenster, dieser Ausblick, so unwirklich frei: keine Linie, die den Horizont durchschneidet, kein Zwischending, alles Häßliche gelöscht. Alltägliches und Störendes gebannt, als wäre das in allen Städten üblich, als verstünde es sich von selbst: solche Himmelsweiten und eine ganze Alpenkette sozusagen in der Hand zu haben. Nein, er vergißt den frohen Schrecken nie, den er erlebte!

Und wie entsprechend dies einzigartige Zürich sich doch nennt! Etwas vom Lockruf eines Vogels springt aus seinem Namen.

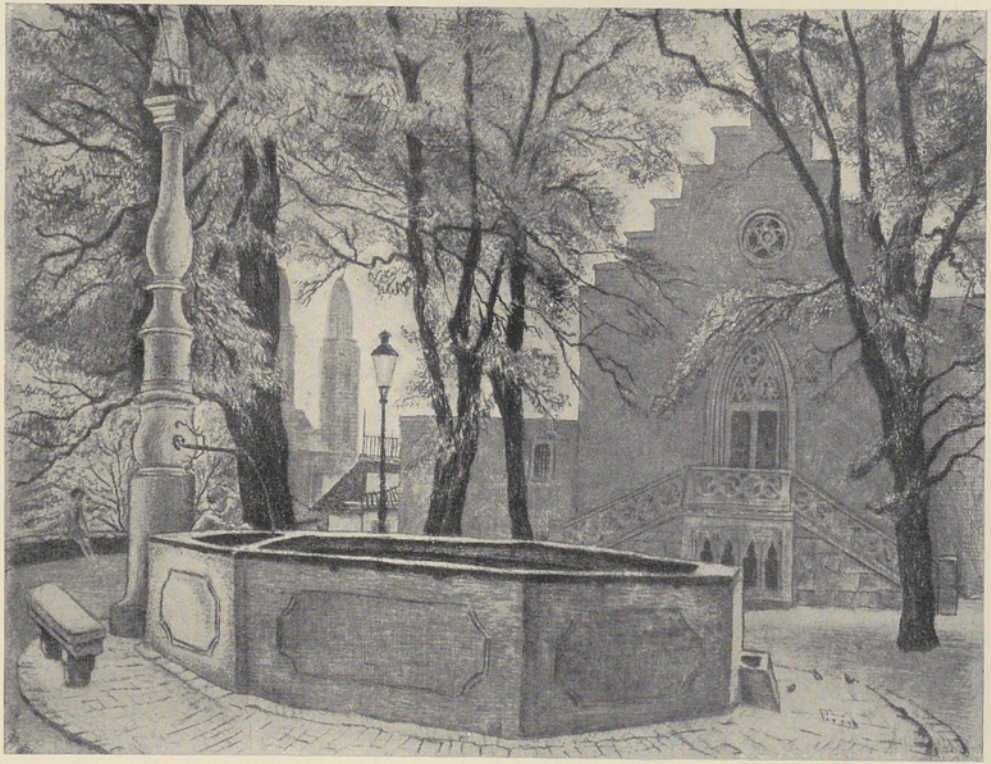
ÜTLIBERG HELL!

Ütliberg hell! Ein Zauberwort.

Im Herbst beginnt es über dem See zu dampfen. Ein dichter Nebel lagert über der Stadt. Grau ist die Welt. So kann es Wochen und Wochen dauern. Wie in einem Sacke festgebunden kommt man sich vor. Man hat Mühe zu atmen. Man vergißt, daß es einen lachenden Frühling, einen sonnigen Sommer gegeben hat. Man wird träge und schlapp. Die gute Stimmung ist verflogen. Die fröhlichsten Gedanken werden angegraut. Und der Himmel, war er einmal blau? Und die Berge? Sie haben sich in die Tarnkappe der rauchenden Dünste gehüllt. Die Dörfer, die Hänge, die Höhen ringsum, sie sind im alles ertötenden Nebel versunken. Eine ungemütliche Stube, in der alle Lichter ausgelöscht wurden, das ist zuweilen Zürich im Herbst, im Winter.

Wenn dann das Zauberwort an den Straßen und Plätzen ausgehängt wird, wie werden die Stirnen hell, wie leuchtet es auf in den Augen, Erinnerungen werden wach, eine schwer zu bändigende Unruhe fährt in die Beine, und das Herz ruft: hinauf an die Sonne! Auf dem Ütli ist Frühling, ist Sommer.

Nun wird es lebendig auf Straßen und Wegen. Von allen Seiten ziehen die lichthungrigen Menschen hinauf, von Albisrieden, vom Albisgütli, von der Waldegg, vom Reppischtal her. Sie verschlüpfen sich im Holze, und alle haben es eilig. Die Ungeduldigsten besteigen im Selnau das Bähnchen und sind des Wunders gewärtig, durch den Nebel zu stoßen und sich wieder in der freien und leuchtenden Luft zu baden. Oft ist es nur ein Augenblick. Zwischen ein paar Herzschlägen hat sich das Ereignis vollzogen. Man durchbricht die wollige Decke und wird gleich überflutet von den Strahlen der Sonne.



Auf dem Lindenhof. *GREGOR RABINOVITCH.*

Der Ütli hat kein großartigeres Geschenk als dieses. Und allen teilt er es aus, die zu ihm kommen.

Nicht immer geht es so flink. Oft zögert er und lüftet nur sachte den Schleier. So ein Glück will erobert sein. Man steigt die Kehren hinan, man wartet und guckt sehnsüchtig den Himmel ab. Wo ist die Sonne?

Wahrhaftig, die matte Scheibe will von oben her die graue Mauer durchbrechen. Sie zögert, verbirgt sich und kommt wieder zum Vorschein. Es ist ein köstliches Spiel, und wir machen es um so lieber mit, als wir die Gewißheit haben: wir werden gewinnen! Wir werden den Nebel überlisten und den blauen Himmel erobern.

Oben atmet man leicht, und die beengte Brust weitet sich. Man schreitet aus und fühlt sich bis ins Tiefste des Herzens erquickt. Und wie in einem Märchenland geht man dahin. Es ist ein Schlaraffenland. Denn hier fällt einem alles zu, ganz von selber, was man schon lange gewünscht hat, ein neuer Glaube an die Welt, Mut und die Zuversicht auf ein Glück, das uns ganz gewiß am Abend noch beschert sein wird.

Der dumpfe Morgen ist überwunden. Da lebte man noch in der Unterwelt. Da schob man sich, da quälte man sich. Da rannte man nach Geld und Gut und wußte gar nicht, wie oben die Sonne mit freier und offener Hand sprühend ihren Goldschatz verteilt.

Jetzt sind wir alle teilhaftig geworden ihrer unerschöpflichen Spende.

Nun tritt man vorn an die Rampe und schaut ins wogende Meer. Es ist wirklich ein Wogen. Die Decke liegt nicht fest. Die Wolken drehen sich, schieben sich ineinander, übertürmen sich. Es ist ein Quirlen und Kochen und Brodeln, und Tal und See sind die riesige Pfanne geworden, aus der der weiße Rauch sich emporgeringelt. Ein berückendes Bild. Die Sonne scheint darauf. Ein Luftzug bläst hinein und bringt den Qualm in Aufregung.

Wo sind die Häuser, die Straßenzüge und Plätze, das Becken des Sees, der Lauf der Limmat und der Sihl? Wie

können die Dreihunderttausend Menschen noch leben unter diesen Wolken? Wenn sie wüßten, wie es hier oben ist, wenn die Pflicht sie nicht an ihre Pulte und Räder, an ihre Hebel und Katheder fesselte, sie ließen die Hämmer und Federn und Bücher liegen und stiegen hinauf.

Es ist ein Schauspiel, von hier aus die so völlig veränderte Welt sich anzusehen. Die Niederung ist zugedeckt. Der Zürichberg ist verschwunden. Durch's Tal der Limmat schiebt sich das Wolkenmeer. Nur die oberste Kuppe des Pfannenstiels guckt über die wollige Fläche. Federleicht möchte man sein mit Skiern an den Füßen und so über dieses bewegte Meer hinweghuschen. Oder man denkt, wie es wäre, wenn jetzt das Gespensterschiff des Fliegenden Holländers daherkäme und mächtige Schatten der Segel auf den schimmernden Grund werfen würde. Und weiter fliegt die Phantasie, Jahrtausende, Zehntausende zurück, da der Linthgletscher das Tal bedeckte, Moränen bildete und da und dort einen Hügel baute, der allen Wandel überdauerte und noch in diese Zeiten hineinragt. Ahnungen von längst versunkenen Epochen wachen in uns auf, von Entwicklungen, an denen die Gelehrten noch heute herumsinnen. Jetzt sind sie Wirklichkeit geworden. Im Sausewind ging's über die Stein- und Broncezeit hinweg, von den Pfahlbauern zu den Römern und Alemannen, herauf in die Zeitalter, von denen die ersten Chronisten erzählen, von den Heiden zu den Christen, vom Kampf um's tägliche Leben auf der Jagd zum Kampfe um Gewinn und Macht.

Noch immer dauert er an unter diesem schimmernden Meer. Man könnte meinen, es gehe recht friedlich zu. Denn kein Laut dringt herauf. Schlafen die Hunderttausende alle?

O nein, sie mühen sich und sorgen und suchen, wo dem Glück ein Fünklein abzulisten ist. Sie kommen einander ins Gehege und werfen einander unfreundliche Blicke zu.

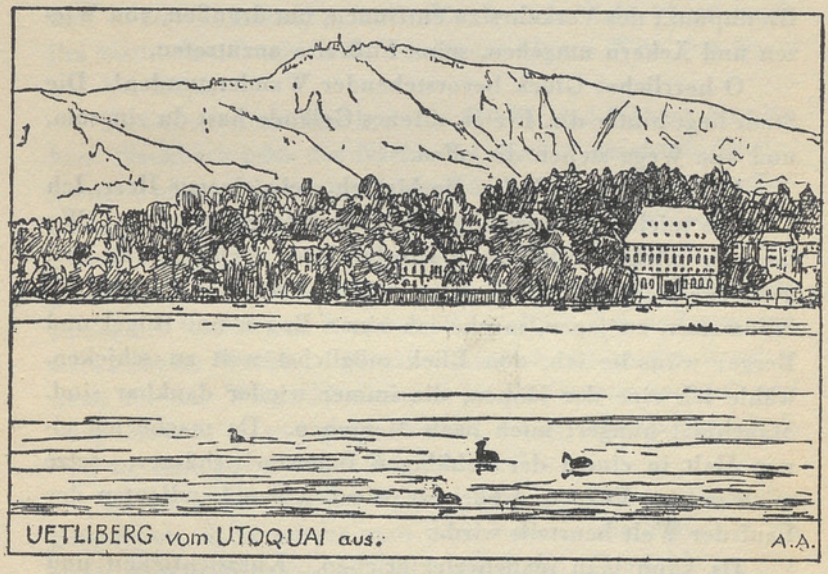
Wir, die wir hier oben und über all diesem Treiben erhaben sind, sagen: die Armen!

Morgen aber werden wir auch zu ihnen gehören. Denn

nicht immer kann man in der Sonne gehen und sich tummeln auf den Höhen geruhiger Weltbetrachtung.

Wer hat mir diesen schönen Tag geschenkt?

Der Ütli, der nahezu 500 Meter über der Stadt thront und im Herbst und Winter oft zu so einer Insel der Seligen wird, die mit dem riesigen Kranz der Berge im Osten und Westen emporragt aus der drückenden Finsternis ins sonnige Weltall.



ZU DEN MENSCHEN AUF'S LAND.

Wie eine Spinne sitzt Zürich inmitten eines Netzes von Tram-, Autobuslinien und Kleinbahnen. Der Freund ländlichen Lebens wie der Wanderer durch Feld und Wald findet Gelegenheit genug, an sonnigen Tagen rasch und bequem dem Brennpunkt des Verkehrs zu entrinnen, um draußen, von Wiesen und Äckern umgeben, seine Fußreise anzutreten.

O herrliches Glück bevorstehender Wanderstunden! Die Stadt liegt hinter dir. Freies, offenes Gelände hast du ringsum, und alle Wege stehen dir offen.

Ich gehe gerne allein. So bin ich mein eigener Herr. Ich brauche mich an keine vorgezeichnete Route zu halten. Wo und wie mich gelüstet, kann ich den Plan noch ändern. Ich gehorche nur dem guten Augenblick. Treibt es mich, nach Kilometern zu jagen, mache ich einen Bogen um Hügel und Berge; wünsche ich, den Blick möglichst weit zu schicken, wähle ich eine der Höhen, die immer wieder dankbar sind. Manchmal hungert mich nach Menschen. Da mache ich einen Halt in einem der behäbigen Bauernwirtshäuser, setze mich in eine Ecke und höre zu, wie von den Landleuten der Lauf der Welt beurteilt wird.

Da kann man mancherlei erleben. Kurzsichtigkeit und überraschende Kenntnisse kreuzen sich. Der Bauernknecht sitzt neben dem Handwerker, der Viehhändler neben dem Bauer. Pfiffige Köpfe, Allerweltsphilosophen, Lamentierer und Großhansen, ein Bürschchen, dem das städtische Schreiberpöstchen in den Kopf gestiegen ist, ein Steuereinnehmer, der in manche Häuser geguckt, ein jaßklopfender Schulmeister und ein Hufschmied, sie haben am gleichen Tische Platz ge-

nommen. Das Gespräch schlägt einen krausen Zickzackweg ein. Die Männer kommen vom Hundertsten ins Tausendste, und innerhalb einer Viertelstunde ist die ganze Weltlage erörtert. Schade nur, daß der eine und andere nicht selber das Ruder in die Hand bekommen hat. Er hätte schon des Rätsels Lösung gefunden, er hätte den Politikern am grünen Tisch die Köpfe geputzt und ihnen gezeigt, wo Bartel den Most holt.

So wird die Wirtsstube zur ländlichen Bühne; man unterhält sich ausgezeichnet. An Humor und Witzen fehlt es nicht. Zuweilen poltert ein Lachen um den Tisch, daß die Gläser und Lampen zittern. Da blüht eine Sprache von unerhörter Bildkraft und Anschaulichkeit. Der Eifer findet neue Wörter und Wortverbindungen, und die Leidenschaft übertrumpft ihn noch einmal und trifft mit einem klugen Witz den Nagel auf den Kopf.

Besonderheiten einzelner wie Fehler und Mängel des „lieben" Nachbarn oder der Nachbarin werden durch die Hächel gezogen und erfahren ihre träfe Würdigung. Da gibt es „Surrimutze" und „Häftlimacher", eine „Schnäderegäx" und einen „Wulcheschürgi". Der Joggeluner ist ein Halbnarr, der „Muggetüüsler" ein Duckmäuser, der „Zwätschgebalari" ein Einfaltspinsel, „es Raschi", „e Rieschtere", „es Räf", das sind gemeine, schwatzhafte Weiber. Beinahe poetisch mutet die Bezeichnung für das Wiegenkind an, es ist „e Chammeramsle" und seine Mutter — weniger poetisch! — „e Chüngelimuetter", weil sie eine ganze Schar Kinder hat. *)

So unterhält sich der Freund volkskundlicher Dinge ausgezeichnet. Hier schaut man dem Volk in die Stube, ja ins Herz, man erfährt, wie es fühlt und denkt. Das ist keine Bücherweisheit, sondern Erfahrung aus erster Quelle.

Ich liebe solche Stunden, hinter einer Flasche Bier oder einem Dreier verbracht. Sie haben mir schon mehr gegeben als ganze Tage in der Stadt.

---

*) Die angeführten Beispiele entnehme ich H. Messikomers Darstellungen aus dem Volksleben des Oberlandes: Aus alter Zeit.

Da kam ich an so einem Sonntag einmal in eine Gemeinde am Eingang ins Oberland. Ich setzte mich, da ich schon ein gutes Stück Weges zurückgelegt hatte, hinter einen Tisch des bescheidenen Landgasthofes. Die Bauersame war fast vollzählig beisammen. Gespräche gingen hierüber und herüber. Ein Knecht leistete mir Gesellschaft. Er mochte in den Vierziger Jahren stehen. Das dritte oder vierte Glas Most hatte ihm die Zunge gelöst. Wir waren bald in der kurzweiligsten Unterhaltung begriffen, und ich spitzte die Ohren. Die Maul- und Klauenseuche hatte seit Wochen im Bezirke herum ungemütliche Verhältnisse geschaffen.

Seltsam war's, wie einzelne Ställe verschont blieben. Ja, eigentlich ging es ungerecht zu in der Welt. Warum mußte man das Übel unter dem eigenen Dache haben? Warum blieb dieser und jener Hof verschont?

Aberglaube machte sich breit.

Vermutungen flogen hin und her.

Verbrecherische Ränke wurden erwogen.

Mir wirbelte es im Kopf. Da hatte ich mich in ein Nest gesetzt, in dem menschliche Licht- und Schattenseiten ein ungehemmtes Spiel trieben. Wie die Geschicke noch endeten? Wie die Konflikte in allen Häusern ausgetragen wurden? Und ob der gute Glaube zuletzt noch siegte, ob Hinterlist und Schadenfreude die Oberhand gewannen?

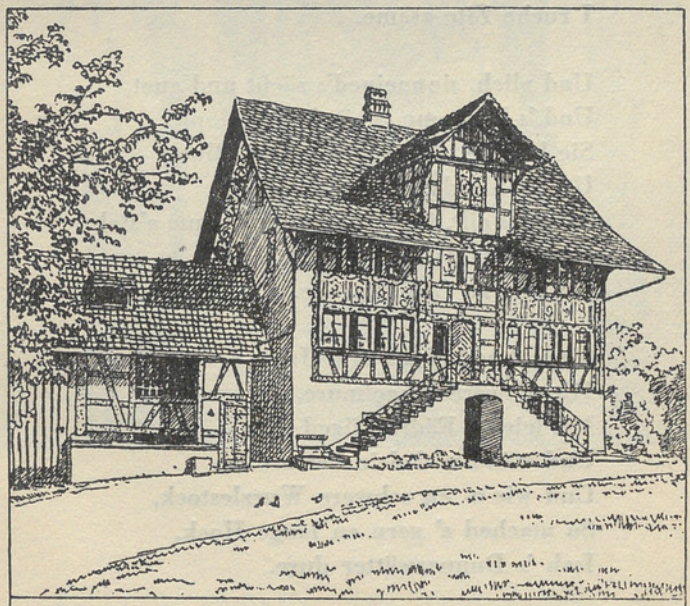
Es wurde spät. Viel später, als ich gewollt hatte. Und doch. Ich mußte den Nachmittag nicht verloren geben. Der Bauernknecht hatte mir — wenn auch oft kraus und unbeholfen — das bunte Leben eines Dorfes aufgerollt, und ich sah wieder einmal, wie so eine kleine Gemeinschaft das Abbild der großen Welt werden kann. Denn der Mensch mit seinen Tugenden und Lastern, mit all seinen Wünschen und Gedanken mit seinem Geist und Unvermögen, der Träumer und Gewalthaber, der Opferwillige wie der geborne Egoist, der Luftibus wie der Kopfhänger, sie sind überall zu treffen. Selbst die Landesgrenzen prägen den Menschen nicht um, die vergangenen Jahrhunderte nicht, und die heutige Generation hängt

mit ihrem Blute fest zusammen mit ihren Vätern und Ahnen längst verflossener Zeiten.

Ich trank meinen Schoppen aus und stapfte davon. Noch lange beschäftigte mich das Bild, das mir der Knecht soeben von diesem Dorfe entworfen hatte. Mit andern Augen schaute ich die Häuser und Gärten an. Ich wußte nun, was für eine Luft in den Stuben lag, was für ein Geist umging, und wie das Unheil der Seuche auch an der Seele der Dörfler nagte.

Man darf sich nicht begnügen mit dem äußeren Schein. Erst dann bekommt die Wanderung Wert und Gehalt, wenn die Verbindung mit den Menschen hergestellt ist. Ich suche sie immer. So ziehe ich gerne allein, — um nicht allein zu bleiben.

Der Einzelne findet besser Weg und Steg, und Tür und Tor öffnen sich ihm leichter. Ein Herz vollends springt nur einem andern gegenüber auf. Es braucht eine schöne Stunde, die oft die Gabe des Zufalls ist.



ALTES BAUERNHAUS IN LÜTZELSEE. A.A.

ZÜRIBIETER.

Herts Holz, im Wätter und im Wind,
I zächem Bode gewachse,
Doch, wänn's emal verchächet sind,
Flingg wie guet g'ölet Achse.
Und lueg nu, wie das Redli springt,
Und was es alles fertig bringt,
Es fürcht kän Stutz, kä Gränze.

Und wie de Schnabel grate-n- isch,
So reded s' halt, graduse.
Me merkt gli, Vogel oder Fisch,
Statt mungge-n- und statt muuse,
Vil lieber grad en zöuftige Fluech,
Sie flueched e dicks Helgebuech
I ruche Zite zsäme.

Und glich, sie meined's rächt und guet,
Und 's Herz, me gehört's na chlopfe.
Sie händ e gsunds und ehrlis Bluet
Und gäbid de letscht Tropfe,
Wänn 's gilt, für d' Heimet z'sämme z'stah.
Sie rucked us, de hinderst Ma,
An Hag go Ornig mache.

Sie wohned im en alte Hus
Mit schwere Riegelmure.
Mit leichte Fädre flüged s' us
Und wänd nüd drin versure.
Und wie-n- en schwere Wurzlestock,
So mached s' gern en lange Hock,
Isch 's Dunnerwätter dure.

Ebmatingen über dem Greifensee. *PAUL BODMER.*

WAS DIE MALER SAGEN.

Wer wäre mehr berufen, über die Landschaft zu reden als die Maler, deren Sinn für die Schönheit einer Gegend so wach, deren Augen so fein und geübt sind. Doch sie wollen ja nicht die Photographen eines verlockenden Ausschnittes, einer Aussicht, eines Dorfes, eines Hauses, einer Blumenwiese sein. Alle diese Dinge fluten zuerst durch ihre Seele und werden zu einem „überwältigenden Form-Farbe-Stimmungs-Ereignis", wie es Otto Baumberger bezeichnet. „Beglückend und erschreckend zugleich verdichtet es sich zum innersten Erlebnis, welches der Schaffende — so allein Wirklichkeit kündend — als s e i n e Welt wiederum in die Außenwelt zu projizieren versucht."

Die Neue Zürcher Zeitung hat vor wenig Jahren anläßlich einer Kunstausstellung, die der Zürcher Landschaft gewidmet war, einheimische Maler das „Lob der Zürcher Landschaft" singen lassen. Sie haben es auf eigenartig fesselnde Weise, ein jeder nach seiner Art, getan. Wir haben wieder einmal erfahren, wie ungemein vielgestaltig die persönlichen Einstellungen und Liebhabereien sind. Es gibt nichts Absolutes und „jede Landschaft, in der wir leben, kann für uns die liebste werden, keine widersetzt sich auf die Dauer der Kunst". Das ist ein aufschlußreiches Bekenntnis Reinhold Kündigs, und er begründet es mit ein paar Sätzen von Erfahrungswert. „Unsere eigene grüne Welt verlangt vielleicht nur besonders viel Liebe oder Vertrautheit, bis sie sich erschließt. Die geheimnisvollen Beziehungen zwischen einem Mostbirnbaum und einer grünen Wiese können für den Maler so aufregend sein wie irgend etwas. Und man braucht oft nur vor die Türe

zu treten, und eine Natur, die uns von Kindsbeinen an vertraut ist, läßt uns immer von Neuem Wunder erleben."

Die ideale Werkstatt des Landschafters ist die freie Natur, vom blauen Himmel überwölbt, vom Geruch der Wiesen erfüllt, vom Gruß eines Windleins umfächelt. So schafft er innerlich ruhig und gesammelt vor seinem „Motiv". Jakob Gubler bekennt: „Ich genieße immer wieder die stille Weite des Sees, die ruhig fließenden, bald sich aufwerfenden Linien der abschließenden Höhenzüge, das in fortwährendem Fluß sich befindende Spiel der Wolken und des Lichts. Oder aber ich freue mich am Aufbau eines interessanten Dorfteils, am Ineinandergeschachteltsein von alten Häusern, zusammen mit den sich ineinanderschiebenden kleinen Gärten. Die darin sich befindenden alten, knorrigen Bäume bilden einen willkommenen Kontrast zu den Geraden. Über die Dächer hinweg weitet sich der Blick wiederum zum See und hinüber zum andern Ufer.

Meist ist es dann noch eine malerisch besonders reizvolle Stelle, etwa das Zusammenklingen von zufällig gut zueinander passenden Farben einer Häusergruppe, ein in Form und Farbe interessanter Rebberg, was mir Freude macht. Oder das rote Dach eines Bauernhauses inmitten einer Vorfrühlingslandschaft von braunen, violetten, zartgrünen und gelben Tönen findet sich zu einer eigenartigen Harmonie. —

So gibt der Zürichsee und seine Umgebung immer wieder Motive genug, die zur Arbeit locken, und kürzere oder längere Reisen in das Ausland dienen auch dazu, das Auge aufzufrischen und es für unsere heimischen Vorwürfe wieder aufnahmefähig zu machen."

Ganz mit dem See verwachsen ist auch Karl Hosch. „Mein frühestes Exkursionsgebiet (als ich zu malen begann), war die Gegend ob Richterswil. Am Horizont stehen die Berge, mit denen sich die Elemente der Luft vermischen. Sie enthüllen sich, strahlen frisch, eisig, einsam. Oder sie verdämmern, weggewischt. Vorn dunkelt das braune Rehfell der Land-

schaft. Die Häuser sind weiß darin eingebettet, Riegelhäuser, Giebel, Sennhütten, mausgraue Scheunen.

Nach zwei oder drei Jahren verlegte ich meine Arbeitsklause in die Hirzelgegend. Noch besser als diese gefällt mir die Landschaft um Schönenberg, wegen ihres bedeutenderen Hintergrundes. Der obere Zürichsee, die Alpen, Speer, Säntis und Glarnerberge, blau, geheimnisvoll, geben den Blick in die Weite. Der Grenzreiz des Voralpengebietes liegt in der Luft. Die Landschaft ist mit Hügeln überbuckelt, reich an bildhaften Motiven. Um die Weiler, um die Häuser liegt oft eine dämonisch einsame Stimmung. Man hört die Stille. Auch die Menschen sind noch fast mittelalterlich.

Einen großen Eindruck macht einem diese Landschaft im Winter, bei Schnee, bei grauem Himmel. Katzenpfoten im Schnee. Bald dunkelt es, schneit wieder. Tieffarbig funkeln die Bäume. Hinter den rötlichen, warmen Fenstern sind Stuben mit grünen Kachelöfen. Ein hundertjähriges Geräusch dringt aus den Häusern, ein Klopfen. Die Leute klopfen bei Most und Knaster einen Jaß. Schöne blonde Kinder machen die Schulaufgaben. Draußen liegt die stille Landschaft in Trance.

Man kann dort geduldig werden wie ein Baum — aber auch ungeduldig — man steigt hinunter in die Großstadt, hört das stählerne Rollen der Züge, die in die Ferne fahren. Europa lockt!“ —

Das Wanderziel Ernst Georg Rüeggs ist Rheinau inmitten der Rheinschleife. „Wenn wir auch tagsüber die Länder vor der Stadtmauer vergessen haben, in Träumen kehren wir doch wieder zu ihnen zurück. Manchmal wie im Gleitflug, mit ausgestreckten Armen. So schweben wir wie etwas schwere Vögel über weiche Hügel, vom kühlen Abendwind getragen, zu heimatlichen Gegenden. Fahle Kornfelder leuchten aus der Dämmerung, sonnenwarme Äcker atmen unter uns, der Balsamgeruch frisch gemähter Grasmahden zieht uns näher zum Boden. Schon sehen wir ganz nah des Vetters Hausdach, Stall und Scheune, die Fischkästen am Wasser unten, den angebun-

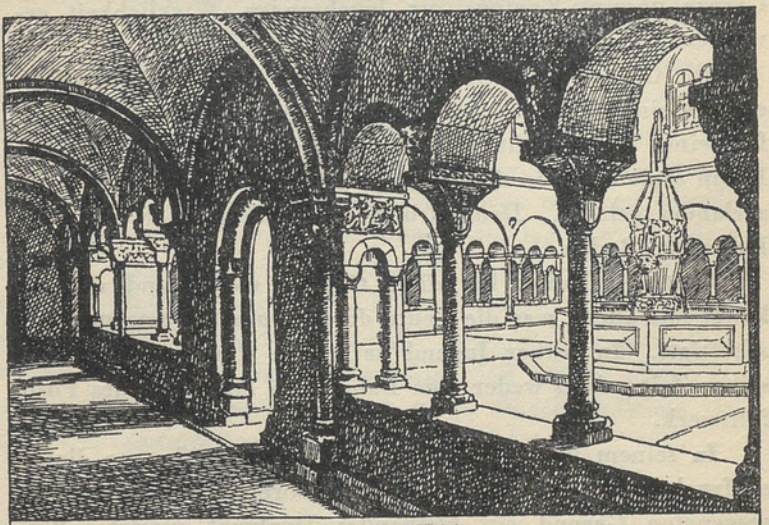
denen Weidling. Wir landen auf weichem Riedgras, lösen das Schifflein vom Pflock, und eine geruhsame Fahrt auf stiller Strommitte beschließt die Traumwanderung.

Aus Jugendtagen entsinne ich mich Rheinaus, aus späteren Besuchen auch, die ich als Vogt eines Pfleglings der Anstalt dort machen mußte, und so habe ich diese Gegend bereist zu allen Zeiten des Jahres und des Tages, von Altenburg, von Marthalen, von Ellikon her den Weg nehmend. Nie aber ist es mir gelungen, ein Bild zu schaffen, daraus die Großartigkeit dieser Landschaft rein erstrahlt hätte: ein mächtiger Himmelsbogen über alemannischem Gelände. Die vielen Besucher und Bewunderer der Gegend bezeichnen sie als überaus malerisch. Das Wort „malerisch" ist hier vielleicht ein Ausdruck der Ergriffenheit vor diesem schönen Naturbild, so, als möchte man es für Zeit und Ewigkeit festgebannt wissen hinter Glas und Rahmen. So leicht ist es aber nicht, dieser scheinbar so überaus dankbaren Aufgabe mit Pinsel und Palette gerecht zu werden, mit einer Auswahl leuchtender Farben beizukommen, vollends nicht mit dem kühnen Unterfangen, die Schönheit dieses Erdenfleckes mit ein paar Strichen auf Papier zu zaubern. Ich verhehle nicht, daß ich schon verschiedene Formate der Bildgestaltung in Angriff genommen habe, alles aber ist nur Detail geblieben. —

Ich greife noch einmal auf ein Bild der Erinnerung: Von der Höhe des schweizerischen Ufers, das Auge gegen Nordosten gewendet, sehe ich auf den Komplex der Anstaltsgebäude, Brücke und Klosterküche tief unter mir. Auf dem Schwabenufer drüben steht winterliches Gehölz, man hört das Schlagen der Holzfäller. Der Strom umschwemmt tiefschwarz die Insel, einer Burg gleicht das Kloster mit seinen klobigen Türmen. Vom weiten Flußkorb steigt links der Hang steil zum Dorfe, ein Staket leerer Rebstöcke ziert wie aufgepflanzte Nadeln den Horizont. Pappelreihen und Straßenzüge führen nach dem baulichen Kleinod tief über das Ganze, die Horizonte der fernen Bergrücken überwölbend. Das ist der Blick auf das Kloster Rheinau. Für Momente ist

es ringsum totenstill, dann hört man wieder das Schlagen der Waldaxt."

So ergriffen kündet Ernst Georg Rüegg von der Landschaft, mit der er seelisch verwachsen. Mit den Menschen, die die Scholle beackern, sind es viele nicht minder. Von schönen Erfahrungen berichtet Adolf Holzmann. „Wie oft hat eine feldarbeitschwere Hand dankend die meine gedrückt, wenn ich meine Werkstatt zum Besuche öffnete, und daß dabei mein Schaffen als Arbeit respektiert wurde, hat mich immer ganz besonders gefreut. Wie manch ergreifend schöne Stunde ward mir zuteil, wenn ein einfacher Mann freudestrahlend sein Erspartes brachte, um seine niedere Stube mit einem Bilde schmücken zu können. Möge der Städter, diesem Beispiele folgend, im Betrachten und Genießen eines Kunstwerkes seine gehetzten Nerven ausruhen und sich den Weg zurück in die Natur weisen lassen!"



KREUZGANG IM GROSSMÜNSTER. A.A.

AUF DEN SPUREN DES GRÜNEN HEINRICH.

(Glattfelden)

Das Zürcher Unterland ist eine stille, feierliche Welt für sich. Der Bauer lebt seinem Land, den blühenden Wiesen und wogenden Äckern. Alte Überlieferungen sind hier lebendiger als anderswo. Es braucht das Auge und den Sinn eines fein abgestimmten Menschen, um den Reiz dieser abgeschiedenen Gegend zu verspüren, das Empfinden eines Malers, um all die herrlichen Details zu erkennen und einzuordnen in das große Gemälde, das hart an der nördlichen Grenze unseres Kantons zur leuchtenden Wirklichkeit geworden.

Die Gegend ist bestimmt durch den Unterlauf der Glatt, einen kleinen Fluß, der ruhig und in ein paar schönen Schleifen seines Weges zieht und kurz nach Glattfelden sich in den Rhein ergießt. Wir sind zugleich an die Grenze des Schweizerlandes gelangt. Denn drüben am andern Ufer ist schon Badischer Boden.

Gottfried Keller hat diese Gegend von Grund aus gekannt mit allem, was die Leute dort herum bewegte und beschäftigte. In früher Jugend hat er sie durchwandert. Zu seiner Zeit gab es weder eine Bahn noch ein bequemes Postfuhrwerk.

In seinem unvergleichlichen Lebensroman hat er dieser so fruchtbaren und mit schönen, verlorenen Winkeln reich gesegneten Gegend ein bleibendes Denkmal gesetzt. Wir heben ein paar Stellen heraus, die für die Landschaft und für den Dichter zugleich charakteristisch sind.

Nach Glattfelden.

„So machte ich mich eines Morgens vor Sonnenaufgang auf die Füße und trat den weitesten Weg an, den ich bis dahin unternommen hatte. Ich genoß zum erstenmale das Morgengrauen im Freien und sah die Sonne über nachtfeuchten Waldkämmen aufgehen. Ich wanderte den ganzen Tag, ohne müde zu werden, kam durch viele Dörfer und war wieder stundenlang allein in gedehnten Waldungen oder auf freien heißen Höhen, mich oft verirrend, aber die verlorene Zeit nicht bereuend, weil ich fortwährend in meinen Gedanken beschäftigt war und zum erstenmal, durch mein stilles Wandern bewegt, von der ernsten Betrachtung des Schicksals und der Zukunft erfüllt wurde. Kornblumen und roter Mohn und in den Wäldern bunte Pilze begleiteten mich längs der ganzen Straße; wunderschöne Wolken bildeten sich unablässig und zogen am tiefen stillen Himmel dahin; ich ging immer zu, indessen mich das selbstgefällige Mitleid mit mir selbst, welches mir die Welt aufgedrängt hatte, wieder überkam, bis ich gegen alle Gewohnheit bitterlich weinte. Ich wußte mich vor Betrübnis nicht zu fassen und saß an einer schattigen Quelle nieder, immer schluchzend, bis ich mich schämte, mein Gesicht wusch und über mich selbst erbost den Rest des Weges zurücklegte. Endlich sah ich das Dorf zu meinen Füßen liegen in dem grünen Wiesentale, welches von den Krümmungen eines leuchtenden kleinen Flusses durchzogen und von belaubten Bergen umgeben war. Die Abendsonne lag warm auf dem Tale, die Kamine rauchten freundlich, einzelne Rufe klangen herüber. Bald befand ich mich bei den ersten Häusern, ich fragte nach dem Pfarrhofe, und die Leute, welche an meinen Augen und meiner Nase erkannten, daß ich zu dem Geschlechte der Lee gehöre, fragten mich, ob ich vielleicht ein Sohn des verstorbenen Baumeisters sei?“

Blick auf das Dorf.

„Gegen Osten sahen die Fenster des Hauses in das Wirrsal von Obstbäumen und Dachgiebeln des Dorfes, aus welchem

der erhöhte Kirchhof mit der weißen Kirche wie eine geistliche Festung emporragte; nach der Abendseite schaute die hohe lange Fensterflucht des Saales über ein sattgrünes Wiesental, durch welches sich der Fluß in vielen Armen und Windungen buchstäblich silbern schlängelte, da er höchstens zwei Fuß tief war und wie Brunnenwasser in lebendigen heftigen Wellen über weißes Geschiebe floß. Jenseits dieses Wiesengrundes stieg eine waldige Berghalde auf, an welcher alle Laubarten durcheinander wogten, von grauen Felswänden und Kuppen unterbrochen. Die untergehende Sonne aber hatte einen freien Ausgang über fernere Blauberge und übergoß das Tal alle Abend mit Glut, daß man an den Fenstern des Saales im Roten saß, ja die Röte drang durch diesen hin, wenn seine Türen geöffnet, ins Innere des Hauses und überzog Gänge und Wände. Gemüse- und Blumengärten, vernachlässigte Zwischenräume, Hollunderbüsche und eingefaßte Quellen, alles von Bäumen überschattet, bildeten eine reizende Wildnis weit herum und dehnten sich noch mittelst einer kleinen Brücke über das Wasser hinaus. Die etwas weiter oben liegende Mühle aber gab sich nur durch das Geräusch und durch das Blitzen und Stäuben des Rades kund, welches unter den Bäumen durchleuchtete. Das Ganze war eine Verschmelzung von Pfarrei, Bauernhof, Villa, Jägerhaus, und mein Herz jubelte, als ich alles entdeckte und übersah, umgaukelt von der geflügelten und vierfüßigen Tierwelt. Hier war überall Farbe und Glanz, Bewegung, Leben und Glück, reichlich, ungemessen, dazu Freiheit und Überfluß, Scherz und Wohlwollen. Der erste Gedanke war eine freie ungebundene Tätigkeit."

Der Ritt mit Anna.

„Wir ritten nun auf einer gestreckten Höhe, ich hielt mein Pferd immer noch um eine Kopflänge hinter dem ihrigen zurück und wagte nicht, ein Wort zu sagen. Da gab Anna dem Schimmel einen kecken Schlag mit der Gerte und setzte ihn in Galopp, ich tat das Gleiche. Ein lauer Wind wehte uns entgegen, und als ich auf einmal sah, daß sie, ganz

gerötet die balsamische Luft einatmend, vergnügt vor sich hinlächelte, den Kopf hoch aufgehalten mit dem funkelnden Krönchen, während ihr Haar wagrecht schwebte, schloß ich mich dicht an ihre Seite, und so jagten wir wohl fünf Minuten lang über die einsame Höhe dahin. Der Weg war noch halb feucht und doch fest; rechts unter uns zog der Fluß, wir blickten seine glänzende Bahn entlang; jenseits erhob sich das steile Ufer mit dunklem Walde, und darüber hin sahen wir über viele Höhenzüge weg im Nordosten ein paar schwäbische Berge, einsame Pyramiden, in unendlicher Stille und Ferne. Im Südwesten lagen die Alpen weit herum, noch tief herunter mit Schnee bedeckt, und über ihnen lagerte ein wunderschönes, mächtiges Wolkengebirge im gleichen Glanze, Licht und Schatten ganz von gleicher Farbe, wie die Berge, ein Meer von leuchtendem Weiß und tiefem Blau, aber in tausend Formen gegossen, von denen eine die andere übertürmte. Das Ganze war eine senkrecht aufgerichtete, glänzende und wunderbare Wildnis, gewaltig und nah an das Gemüt rückend und doch so lautlos, unbeweglich und fern.

Wir sahen alles zugleich, ohne daß wir besonders hinblickten; wie ein unendlicher Kranz schien sich die weite Welt um uns zu drehen, bis sie sich verengte, als wir allmählich bergab jagten, dem Flusse zu. Aber es war uns nur, als ob wir im Traume in einen geträumten Traum träten, als wir auf einer Fähre über den Fluß fuhren, die durchsichtig grünen Wellen sich rauschend am Schiffe brachen und unter uns wegzogen, während wir doch auf Pferden saßen und uns in einem Halbbogen über die Strömung weg bewegten.

Und wieder glaubten wir uns in einen andern Traum versetzt, als wir, am andern Ufer angekommen, langsam einen dunklen Hohlweg emporklommen, in welchem schmelzender Schnee lag. Hier war es kalt, feucht und schauerlich; von den dunklen Büschen tropfte es und fielen zahlreiche Schneeklumpen, wir befanden uns ganz in einer kräftig braunen Dunkelheit, in deren Schatten der alte Schnee traurig schimmerte, nur hoch über uns glänzte der goldene Himmel. Auch

hatten wir den Weg nun verloren und wußten nicht recht, wo wir waren, als es mit einem Mal grün und trocken um uns wurde.

Wir kamen auf die Höhe und befanden uns in einem hohen Tannenwald, dessen Stämme drei bis vier Schritte auseinander standen, auf einem dicht mit trockenem Moose bedeckten Boden und die Äste hoch oben in ein dunkelgrünes Dach verwachsen, sodaß wir vom Himmel fast nichts mehr sehen konnten.

Ein warmer Hauch empfing uns hier, goldene Lichter streiften da und dort über das Moos und an den Stämmen, der Tritt der Pferde war unhörbar, wir ritten gemächlich zwischen durch, um die Tannen herum, bald trennten wir uns, und bald drängten wir uns nahe zusammen zwischen zwei Säulen durch, wie durch eine Himmelspforte. Eine solche Pforte fanden wir aber gesperrt durch den quergezogenen Faden einer frühen Spinne. Er schimmerte in einem Streiflichte mit allen Farben, blau, grün und rot, wie ein Diamantstrahl. Wir bückten uns einmütig darunter weg, und in diesem Augenblick kamen sich unsere Gesichter so nah, daß wir uns unwillkürlich küßten.

Im Hohlweg hatten wir schon zu sprechen angefangen und plauderten eine Weile ganz glückselig, bis wir uns darauf besannen, daß wir uns geküßt, und sahen, daß wir rot wurden, wenn wir uns anblickten. Da wurden wir wieder still.

Der Wald senkte sich nun auf die andere Seite hin und stand wieder im Schatten. In der Tiefe sahen wir ein Wasser glänzen, und die gegenüberstehende Berghalde, ganz nah, leuchtete mit Felsen und Fichten im hellen Sonnenscheine durch die dunklen Stämme, unter denen wir zogen, und warf ein geheimnisvolles Zwielicht in die schattigen Hallen unseres Tannenwaldes. Der Boden wurde jetzt so abschüssig, daß wir absteigen mußten.

Als ich Anna vom Pferde hob, küßten wir uns zum zweiten Male, sie sprang aber sogleich weg und wandelte vor mir über den wilden, weichen, grünen Teppich hinunter, während

ich die beiden Tiere führte. Wie ich die reizende, fast märchenhafte Gestalt so durch die Tannen gehen sah, glaubte ich wieder zu träumen und hatte die größte Mühe, die Pferde nicht fahren zu lassen, um mich von der Wirklichkeit zu überzeugen, indem ich ihr nachstürzte und sie in die Arme schloß. So kamen wir endlich an das Wasser und sahen nun, daß wir uns bei der Heidenstube befanden, in einem wohlbekannten Bezirke.

Hier war es womöglich noch stiller als in dem Tannenwalde, und am allerheimlichsten. Die besonnte Felswand spiegelte sich in dem reinen Wasser, über ihr kreisten drei große Habichte in der Luft, sich unaufhörlich begegnend, und das Braun auf ihren Schwingen und das Weiß an der innern Seite wechselten und blitzten mit dem Flügelschlage und den Schwenkungen im Sonnenscheine, während wir unten im Schatten waren. Ich sah dies alles in meinem Glücke, indessen ich den guten Gäulen, welche nach dem Wasser begehrten, die Zäume abnahm.

Anna erblickte ein weißes Blümchen, ich weiß nicht was für eines, brach es und trat auf mich zu, es auf meinen Hut zu stecken. Ich sah und hörte jetzt nichts mehr, als wir uns zum dritten Male küßten."

PFANNENSTIEL IM HERBST.

Das Rad der Zeit dreht sich wie die Flügel der Windmühle. Die Jahreszeiten fliehen. Sie jagen vorbei und lösen einander ab, sie fließen ineinander über. Im Frühling schlummert der Sommer, im Sommer der Herbst.

Es ist wieder Herbst geworden. Die Tage der Ernte erfüllen sich. Ich liebe sie besonders. Selten wandert man angenehmer als zu dieser Zeit. Die Hitze ist vorüber, die Sicht klarer. Die Welt ist so sauber herausgeputzt. Wie Sonntag mutet sie an, und es ist ein Sonntag, der gute Weile hat. Über Wochen hin dehnt er sich, und jeder Tag ist eine Stufe höher der Fülle entgegen, da die Wangen der Äpfel sich färben und die Birnen von den Bäumen ins Gras prasseln. Flinke Burschen klettern in den Ästen herum und schütteln sie mit Händen und Füßen.

Heut muß es schön sein auf dem Pfannenstiel! Und der Weg dahin wird manche Überraschung bereit haben.

Es ist immer kurzweilig, von den Fenstern der Forchbahn aus zu verfolgen, wie die Stadt sich verzettelt. Die Quartiere lockern sich auf, die Gärten werden immer größer, zuletzt behaupten sie vollends das Feld, und unversehens ist die weite Welt zum Garten geworden.

Eine feierliche Stimmung umschmeichelt mich. Sie ist von den Glocken geweckt worden, die ringsum läuten. Das Vieh weidet. Ein Knabe knallt mit einer Geißel. Wie Schüsse hallt es und kommt als Echo vom Walde zurück. Die Tiere sind munter. Sie wollen die Zeit noch ausnützen, ehe die kurzen und dunklen Tage kommen und sie mit dem Heu vorliebnehmen müssen, das doch lange nicht so gut und kräftig ist wie das Gras, das sie sich selber suchen.

Wie schnell man doch aus der Stadt heraus kommt! Mit allen ihren Giebeln, mit ihren Kaminen und ihrem Trubel liegt sie hinter mir. Mit keinem Zipfel guckt sie mehr hervor. Höchstens etwa der Schienenstrang des Bähnchens erinnert an sie. Wiesen und Wald machen das Bild aus, Äcker, von denen ein Rauch aufsteigt, und Millets klassisches Gemälde der Ährenleserin fällt mir ein. Denn Frauen sind da und bücken sich zur Erde. Neben ihnen stehen die Körbe, die bald vom Segen des Herbstes angefüllt sind.

Die Bäume tragen den Schmuck der farbigen Blätter. Golden leuchtet es aus dem Wald herüber, und dort und dort züngelt es wie lodernde Flammen. Rot, purpurrot und violett schimmern die Kronen der Bäume. Nun fährt ein Windlein hinein. Nun zittert und wispert es tausendfältig. Wie ein Jubel schwingt es sich dem blauen Himmel zu; jeder Strauch, jeder Baum ist ein loderndes Feuer, ein Zeugnis des Lebens, das noch einmal auflodert, ehe der Winter ihm Freude und Atem raubt.

Und drüben, am schönsten Platz auf der Forch, steht die erstarrte Flamme, das Zürcher Wehrmänner Denkmal. Noch steifer, noch unwirklicher kommt sie mir heute vor als sonst. Dieses seltsame tote Gebilde über den natürlichen Kronen und Wipfeln, die heute alle zu zündenden Feuern geworden sind!

Die Forch! Sie ist ein köstlicher Punkt. Mit einem Mal springen die Tore weit auf, und ein Gelände breitet sich vor dem Beschauer aus, das zum Erstaunen, ja zur Bewunderung zwingt. Was am meisten fesselt, ist das obere Ende des Greifensees. Hell und lachend liegt er da. Er gibt dem Tal das Gepräge, er macht es froh und übt eine stille Gewalt auf alle: komm zu mir, steige herunter und schlendre den Ufern entlang, die noch so rein und unberührt sind!

Man ist erstaunt, zu was für einer stolzen Gemeinde sich Uster ausgewachsen hat. Und hier entbietet man vor allem den Gruß dem Oberland, das den bewegten, so malerischen

Hintergrund bildet. Doch nun gilt es, den Weg unter die Füße zu nehmen!

Man steigt bergan, und jeder Schritt ist Gewinn und Genuß. Etwas weiter oben, bevor ich mich im Walde verschlüpfe, schaue ich noch einmal um. Der Blick fliegt nach Norden, über weites, ebenes Land. Die letzten Hügel liegen wohl schon über der Grenze. Sei's, wie ihm wolle, ich atme freier und verweile in Gedanken bei den einsamen Höfen, man vergißt den Zürichsee, die Stadt; man ist auf's Land entrückt, man huldigt der Scholle und ist dem Herbste dankbar, daß er wieder einmal alle Körbe und Tansen so schön gefüllt hat. Die Äste tragen schwer. Sie haben Stützen bekommen. Durch die Blätter gucken die Äpfel und Birnen. Hie und da fällt eine Frucht zu Boden, und doch hat niemand an die Zweige gerührt, nicht einmal ein Windlein. Friedrich Hebbel hat die Feierlichkeit dieses Augenblickes in schlichten Worten festgehalten; und innig deutet er die Natur:

Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Gewiß, die Sonne brennt nicht mehr, und doch dringt sie bis ins Innerste. Die wohlige Wärme schafft ein Behagen, das alle Beschwer des Aufstiegs verschwinden macht. Das Tor fällt zu. Ich bin in einen Wald getreten. Ein festlicher Bogen wölbt sich über mir. Denn das Fest des Herbstes ist auch hier im Gang. Laub tanzt von den Bäumen. Es raschelt zu meinen Füßen. Leuchtende Sonnentupfen geben der Straße Licht, und mächtiger noch bricht es durch die Lucken der Wipfel, die unter dem blauen Himmel zusammenschlagen.

So gewinnt man die Höhe, man weiß kaum wie. Grüne Inseln von Matten unterbrechen den Wald. Aber bald ist man wieder drin und rechnet gar nicht damit, daß das Ziel so bald erreicht ist.

Es fällt einem wie ein gutes Geschenk in den Schoß. Unter dem höchsten Punkt, ostwärts, wo die Bäume die Sicht

frei lassen, tritt man auf einmal auf eine herrliche Kanzel und sieht eine märchenschöne Hügelwelt unter sich liegen. Waldparzellen, Dörfer mit weißen Kirchtürmen, Wiesen, von Straßenbändern durchzogen, der große See mit beiden Ufern, dahinter die Terrassen, und der ewig unverwüstliche Zug des Hochgebirges, die Wäggitaler Berge, der Etzel, Rigi, Mythen und Pilatus, sie bilden die prunkvolle Schau, sie schaffen ein Erlebnis, das sich tief in die Seele gräbt. Was gibt ihm den Stempel des Ungewöhnlichen? Es ist die reine Luft, es sind die fest umrissenen Linien, es ist die Klarheit des Herbstes, es sind die Farben, die in allen Tönungen über den Wäldern liegen und über die Matten und Äcker hinziehen.

Kaum eine Viertelstunde tiefer führt die Straße vorbei, die Egg mit Meilen verbindet. Die Paßhöhe liegt unten, der Kanzel zu Füßen. Man möchte von hier wie ein Vogel ins Unermessene fliegen, in einem Flugzeug die einzelnen Zinken und Zacken aus der Nähe begrüßen. Was man nicht alles möchte!

Wie hat man dir einen so prosaischen Namen geben können, Pfannenstiel?

Doch, was sagt der Name!

Du selber sagst viel mehr. Du prahlst nicht und hättest wahrlich Grund dazu.

Wie ein Volksliedchen bist du, ins lachende Zürcherland hineingesungen.

Und ein Liedchen, oder ein Lied, das lange in allen Stuben und Herzen nachklingt!

ZÜRIDÜÜTSCH.

Züridüütsch, du tusigs Maitli,
Blib es Rüngli bi-n- is hüt!
Chumm is öppis cho verzelle,
Bring e ghuftigs Chrättli mit!

Lueg, do chund's scho früntli z'schwänzle,
Lachet eis und gid mer d' Hand.
Wo-n- em dä i d' Auge luege,
Gsehn i drin e ganzes Land:

Bäum und Matte, hübschi Dörfer,
Räbe, Ächer, Chorn und Chlee,
Blaue Himmel und es Wülchli,
Wo si gschaut im helle See,
Dunkle Wald a grüene Raine,
Weide, Bächli chrüz und quer,
Alls ein Garte zringelume,
Pützlet, wie wänn's Sundig wär.

Und erst, wänn d' dis Müli uftuest,
Maitli, wie das chit und singt,
Was das nüd für gspässig Schnöögge
Allbott hinefürebringt!
Chunst us alte, frönde Zite,
Wie de Urgroßvater, säg?
Aber nach de rote Bagge
Bist nach jung und chäch und zwäg.
Chast na gumpe, chast na juchse.

Herrli tönt's de Fäldere naa,
Und es isch mer, 's schlögid i mer
Lis die schönste Glogge-n- a.
Liebi lüted s', Glück und Fride,
's wird mer liecht und wohl derbi,
Und us jedre ghör i 's Echo:
Schön isch, do diheime z'si!

Stunde, Stunde chönnt i lose. —
Offe stönd der Tor und Tür.
Wer chuum 's Züngli glöst häd, alli,
Alli chömmed gern zu dir:
Herre-n- i der wisse Weste,
Rich und arm und groß und chli,
Jedes will vu dir es Wörtli,
Dänn es wird vu Herze si.

Du bist d' Sunn, wo-n- eus i d' Feister
Und bis z'innerst inne zündt,
Und de bist is eusi Muetter,
Alli si-mer dini Chind.
Drum sitz zue-n- is hüt es Stündli,
Züridüütsch, und sing, verzell!
Mag's verusse Chatze hagle,
Euse Himmel glänzt is hell!

GEWITTER AM KATZENSEE.

Ich wandere von Affoltern Richtung Regensdorf. Mit mir wandert der frühe Herbst. Überall schaut er, wo noch etwas zu tun ist. Überall hat er schon viel getan. Die Bauern mußten die Bäume stützen. Die Äste brechen fast unter den ungewöhnlichen Lasten. Ja, dort haben gar ein paar grüne, dicke Arme den Segen der Äpfel nicht mehr zu tragen vermocht. Geknickt liegen sie am Boden wie Krieger, die sich mannhaft gewehrt. Für die andern haben sie ihr Leben in die Schanze geschlagen.

Es ist eine Freude, durch einen solchen Reichtum verheißener Gaben zu gehen. Die Leute, denen man begegnet, sind freundlich und guter Dinge. Sie singen oder pfeifen zur Arbeit. Aus einem Stall klingt ein Liedchen. Und ein anderes tönt aus den Matten. Ich höre die Worte heraus: wir haben uns das Jahr über nicht umsonst gebückt. Nicht umsonst sind wir mit der Sonne ans Werk gegangen. Nicht vergebens ist uns der Schweiß über die Stirne geronnen. Wir haben einen schönen Dank. Er lacht uns von den Wiesen zu. Er lacht uns aus allen Bäumen entgegen.

Aber jetzt, was will diese schwarze Wolke? Grimmig, ganz furchtbar schaut sie drein. Sie wächst, kommt über den Höngger Berg geflogen, deckt die Sonne zu und wirft unheimliche Schatten zur Erde.

Was birgt sie?

Regen?

Der würde nichts schaden!

Oder Hagel? Eine Katastrophe, ein Landesunglück würde er den Bauern anrichten, wenn die Schlossen hernie-

derprasselten. Dort steht ein riesiges Treibhaus, ein Glashaus, mit unzähligen Scheiben! Wie würde das klirren, wenn die eisigen Körner kämen? Und wer würde Meister, die Körner oder die Scheiben?

In der Ferne rollt ein Donner.

Ich schreite flinker aus.

Wieder ein Sonnenblick! Man weiß nicht, wie die Geschicke sich wenden.

Ich komme zu einer Wegkreuzung. Ein Weiser zeigt nach dem Katzenrütihof. Ich stutze. Der Name kommt mit bekannt vor. Und wirklich, ich erinnere mich. Goethe, der Interesse für alle Dinge und Menschen hatte, besuchte einmal von Zürich aus Kleinjogg, den „philosophischen Bauern", der hier seine Wirtschaft betrieb mit fester Hand und klugen Sinnen. Wer weiß, vielleicht ist der große Sänger dieselbe Straße gezogen. Es freut mich zu wissen, daß er diese schöne und fruchtbare Erde betreten hat.

Auf einmal wird der Boden karger. Aus der Ferne rüttelt und rattert es aus einem Kieswerk. Ein hoher Holzbau mit wirrem Gebälk steigt aus einer Grube auf. Der Boden ist angeschnitten. Man erkennt die Lagerung verschiedener Schichten. Steine bilden eine schwere Mauer. Die Mauer wird gebrochen. Rauhes, unwirtliches Land.

Dahinter beginnt das Niederholz eines Waldes. Junge Buchen wiegen sich im Gewitterwind. Helles Grün in reichen Übergängen bis zu dunklem Schwarz zaubert naturhaftes Leben vor. Malerische Gruppen von niedern und hohen Bäumen rücken zusammen, verteilen sich und stellen auch vereinzelte Posten aus. Und alle melden : Sturm ist im Land!

Nur die Steine kümmern sich um nichts. Mag er kommen! höhnen sie. Wir sind hart. Uns tut er nichts!

Die weite Halle des Gehölzes nimmt mich auf. Der Boden ist naß. Am Mittag ist ein Guß niedergegangen, und noch einer wird kommen. Wohl bald. Wie in einem Labyrinth geht man durch die vielen Wege. Spuren von Menschen, die zu Zeiten in Scharen diese Zufluchten überfallen.

Wo sind sie alle hin? Längst haben sie sich verzogen, denn sie trauten den geballten Wolken nicht. So bin ich allein, allein mit dem Wald, bei Blitz und Donner, und allein mit dem See, der durch die Stämme und die zitternden Blätter guckt.

Nun stehe ich am Ufer, eine reine, von den Menschen nicht verunstaltete Welt. Vor allen vandalischen Sammlern ist sie geschützt, von denen, die in blindem Eifer die seltene Flora erjagen, ohne zu wissen, was sie tun, aber auch von denen, die ihre Pflanzenpressen mit Ausnahmestücken füllen möchten.

Die Gegend um und am Katzensee ist als Reservat erklärt. Pflanzen und Tiere dürfen hier leben und sich entwickeln, wie's sie gelüstet.

Sie freuen sich dieser schrankenlosen Freiheit und Sicherheit. Sie helfen ihr Gebiet noch erweitern. Sie kämpfen einen stillen, erbitterten Kampf mit dem See. Der See „verlandet". Man geht auf Schwingrasen, weich, wie auf einem Teppich. Unter den Schuhen quillt Feuchtigkeit auf. Erde überlagert des Wasser, und immer weiter rückt das Schilf hinaus, und Schilf behauptet sich noch, wo längst das Wasser weichen mußte.

Kein Haus, keine störenden Bauten, keine künstlichen Anlagen, kein Kai, keine Mauern, kein Menschenwerk! Alles ist so, wie es die Natur selber hat haben wollen. Und drum ist es schön und gut, schlicht und echt. Und allen gibt sich der See hin, der Sonne wie den Wolken. Ein silberner Fleck leuchtet dort noch auf, weiße Birkenstämme spiegeln sich, Gräser und Buchen, und der düstere Schatten einer Wolke schleicht daher und deckt alle Freundlichkeit zu. Jetzt schaut mich der See aus grimmigen Augen an.

Ein Zickzack vom Himmel! Ein klirrender Donner. Das Gewitter ist über mir. Ich habe es gern, wenn die Elemente sich lösen. Wie ein Tier, das seine Ketten sprengt, mutet mich so ein Ringen in den Lüften an. Man muß es toben lassen. Wenn man noch wollte, man kann sich nicht wehren

Der Mensch ist auch eingeschlossen in dieses Toben. Und wie es ausgeht in den Lüften, so entscheidet es sich auch für ihn, unten auf der Erde.

Nun peitscht ein wilder Regen die Wasser des Weihers. Die Tropfen klatschen auf, ein Windstoß treibt sie schief, er wühlt die Fläche auf und stößt die Wogen vor sich her. Wie ein Orchester orgelt der Wald. Es ist Musik. Sie schwellt auf und ab, verstummt und setzt zu neuen Akkorden an. Lust ist es, ihr zu lauschen, selbst wenn einem Schulter und Ärmel zu tropfen anfangen.

Gewitter am Katzensee! Dieses Schauspiel steht nicht jeden Tag auf dem Programm der heimischen Götter. So genieße ich das Drama und verfolge Szene um Szene. Einmal wird auch hier der Vorhang fallen und die Sonne wieder lachen.

Lacht sie nicht schon, dort, durch jene blaue Ritze am Himmel?

Sie ist es! Der Regen hat aufgehört.

Feld, Wiesen und Wald und See, sie tun einen tiefen Atemzug.

Und die Bauern gucken erleichterten Herzens den abziehenden Wolken nach: Habt Dank, daß ihr eure vollen Hagelsäcke nicht über unserer Ernte ausgeschüttet habt!

EIN BESUCH AUF DEM FLUGFELD.

Zürich besitzt eine schöne, immerwährende Sensation. Es ist das Flugfeld in Dübendorf. Leicht und auf schönen Wegen ist es von der Stadt aus zu erreichen. Von der Höhe des Zürichberges spaziert man durch die herrlichen Wälder. Am nördlichen Hang steigt man in die Tiefe und hat Gelegenheit, gleich noch beim alten Dübelstein die neue Waldmannburg zu besuchen. Von der alten zeugen nur noch Ruinen. Wie sehr die lange Tradition recht hat, daß der zürcherische Bürgermeister Hans Waldmann manch lautes Fest hier gefeiert, mögen die Historiker nachweisen.

Man läßt sich auf der Terrasse nieder und genießt das Schauspiel des ruhigen Tales. Just langt noch ein blauer Zipfel des Greifensees hinein. Vom Oberland winkt der Bachtel und dahinter die kurzweilige Gipfelwelt, die schon ins St. Gallische hinüberreicht. Wenn aller Dunst der Ferne sich verflüchtigt hat, behauptet zu hinterst der Glärnisch das Feld. Mächtig scheint er aus der Ebene sich emporzutürmen und gesellt sich den „weißen Spitzchen" zu, die nach den schönen Strophen Conrad Ferdinand Meyers auf die Menschen im Tal so starke Gewalt und Anziehungskraft ausüben.

Es ist ein stilles, friedliches Gelände, das man überblickt. Bauern sind an der Arbeit. Höfe sind da- und dorthin zerstreut. Weiter zurück liegt der Flecken Dübendorf und zuhinterst am nördlichen Hügelhang das Dörfchen Wangen mit der kleinen, malerischen Kirche. Villen und schmucke Landhäuser sind in der Höhe ins sonnige Grün gestellt.

Ein Flugzeug steigt auf. Sachte entringt es sich der Erde und scheint eine Weile, obschon es sich hebt, ihr noch

anzugehören. Aber jetzt schwingt es sich ins Blau und hat nur den Himmel noch als klaren Hintergrund. Seine Stimme wird immer mächtiger. Es strebt der Stadt zu und entschwebt über meinem Kopfe hinter der waldigen Kuppe des Zürichberges.

Leben scheint auf dem Flugfeld zu herrschen. Eben kommt eine neue Maschine angeflogen. Sie senkt sich der Erde zu und landet.

Da verlohnt es sich, das rege Treiben aus der Nähe zu besehen. So durchmesse ich die Ebene in gutem Schritt und nähere mich den langen Hangars und Schuppen, die das Flugfeld umsäumen. Zuerst kommen die militärischen Hallen, die mächtig Raum brauchen, und dann, gegen Wangen hin, dehnt sich der Civilflugplatz, der jedermann offen steht. Da ich nicht just eine Reise vorhabe, setze ich mich vorn an die Rampe im Restaurant unter einen der farbigen Schirme, und das Spiel kann beginnen!

Es beginnt. Eine riesige dreimotorige Maschine wird ins Freie gezogen. Ein Pilot, von oben bis unten in den sackartigen Fliegeranzug gehüllt, klettert in den Kopf des blauen Riesenschmetterlings. Schon wirbeln zwei Propeller. Nun kommt die Post mit Säcken und Paketen. Passagiere stehen bereit. Ein flinker Boy fährt auf Rädchen eine Treppe mit drei, vier Stufen heran. Die Gäste steigen hinauf und verschwinden im Rumpfe des schnaubenden Ungeheuers. Gewiß, ein Ungeheuer ist es, das gleich zum Sprunge ansetzen wird. Nun ist auch der dritte, vorderste Propeller in Schwung geraten. Ein Wirbelwind entsteht von unheimlicher Gewalt. Das Flugzeug raste jetzt schon davon, wenn vorn unter den Rädern nicht noch die Bremsklötze stünden. Jetzt werden sie weggenommen. Der Leiter des Betriebes gibt mit seiner Kapitänsmütze ein Zeichen, — und Gott befohlen, kühner Vogel!

Zuerst flieht er ein weites Stück über den Rasen hin und wendet sich, als wollte er zurückkehren. Aber nun donnert es noch einmal so laut, der Vogel fängt an zu fliegen, steigt und steigt und triumphiert immer kühner über die erdge-

bundenen Menschen. Hoch im Äther verliert er sich wie ein Wölklein, das sich verflüchtigt und mit dem Himmel vereint.

Man staunt dem Ereignis nach, das vor 25 Jahren noch ein Wunder war, und heute spukt es in jedem Kinderköpfchen als Selbstverständlichkeit: en Flüger, en Flüger!

Indessen wächst ein neues Pünktchen aus den leichten, weißen Wolken. Es bekommt Flügel, wird eine Wespe und bald eine Schwalbe, die Schwalbe ein Adler, der kreist und kreist. Nun wendet er die Schwingen, saust brausend über das Dach der Halle hin, beschreibt noch einmal einen Bogen und setzt sich auf den Boden. Ganz nahe kommt er auf die glatte Einfahrt und hält an. Eine mächtige Luftreise hat er hinter sich, wohl tausend, vielleicht zweitausend Kilometer. In irgend einer europäischen Großstadt ist er aufgestiegen, hat Station gemacht und eine Bahnfahrt um's Dreifache gekürzt. Tage sind zu wenigen Stunden geworden, und ein tüchtiger Fußgänger, der in der Stunde sechs Kilometer zurücklegt, ist im Tempo vom Flieger um's Vierzigfache überholt worden. Das sind Zahlen und Verhältnisse, die man sich immer noch nicht genug vergegenwärtigt. Wir leben in einer ungeheuerlichen, ja phantastischen Zeit.

Ein paar Menschen entsteigen dem Vogel. Woher wohl? Von Paris, von Amsterdam, von Barcelona, von Berlin, von London?

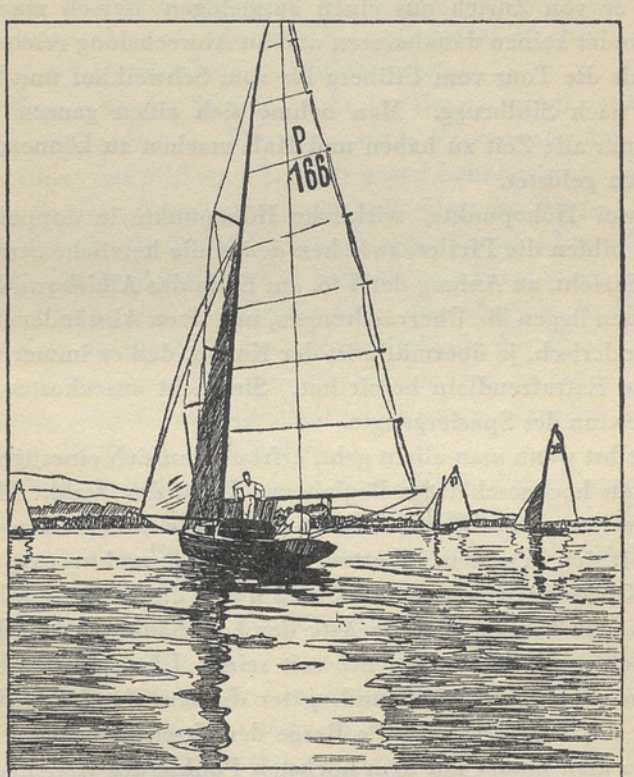
Länder, Meere und Städte haben sie überflogen, haben ihr Gepäck bei sich und ihr Hündchen, das munter der Kabine entspringt. Sie kommen daher, als hätte sie der Zug oder irgend ein Wagen herbeigebracht. Ein Geheimnis, etwas Seltsames, etwas Unfaßbares schwebt um diese Menschen.

Und in fünfzig oder hundert Jahren, werden auch diese Fluggäste überholt sein? Landen sie dann in Dübendorf herkommend von einem Ferienaufenthalt auf einem fremden Gestirn, vom Mars, vom Jupiter, vom Neptun?

Wer errät, was alles in den Sternen oder im Fabellande der Technik noch steht?

Und wie lange die Erde noch als Riesenflugzeug mit allen Bewohnern, die sie trägt und beherbergt, die Bahn um die Sonne beschreibt?

Und die Sonne, wie lange wiegt sie sich noch im Weltraum, in der Unendlichkeit?



SEGELBOOTE AUF DEM ZÜRICHSEE. A.A

DIE ALBISWANDERUNG.

Wer von Zürich aus einen ausgiebigen Marsch machen will, findet keinen dankbareren und an Abwechslung reicheren Weg als die Tour vom Ütliberg bis zum Schweikhof und hinunter nach Sihlbrugg. Man nehme sich einen ganzen Tag dazu, um alle Zeit zu haben und Halt machen zu können, wo es einen gelüstet.

Zwei Höhepunkte, wirkliche Höhepunkte in doppeltem Sinne, bilden die Pfeiler, zwischen denen die herrliche Strecke sich hinzieht, zu Anfang der Uto, am Ende das Albishorn. Mitten innen liegen die Überraschungen, in kurzen Abständen, und so erfinderisch, ja übermütig ist der Kamm, daß er immer wieder ein Extrafreudlein bereit hat. Sie recht auszukosten, ist der Gewinn des Spazierganges.

Selbst wenn man allein geht, erfreut man sich eines treuen und stets hochgeschätzten Begleiters. Es ist der Wald. Mehr als Dreiviertel des Weges steht er einem zur Seite. Man verschlüpft sich in seinem Schatten, steigt bergan und bergab, und zum Köstlichsten zählen die Durchblicke durch die dunkeln Zweige der Tannen und die Äste der Laubbäume. Der blaue Himmel guckt herein, der See mit seinen Ufern und südlich das Amt, das Reppischtal und später die ferne und feierliche Mulde des Zugersees und die Berge der Urschweiz.

Da man immer auf dem höchsten Punkte des Höhenzuges sich bewegt, haben die Winde freien Durchzug. Am heißesten Sommertag wird einem nicht zu heiß, denn oben in den Zweigen wispern die Blätter, und durch die Lucken zieht ein Lüftchen, das immer Kühlung herbeiträgt.

Die Wege, die in gutem Stande gehalten werden, machen

das Gehen zur Freude, und allen Bedürfnissen dienen sie. Wer nicht genug Sonne bekommen kann, wählt den breiteren, der sich oft durch die südlichen Matten schlängelt. Manchmal vereinigen sie sich wieder, und gemeinsam führen sie ihre Gäste, bald diesem mehr entgegenkommend, bald jenem.

So werden alle zufrieden.

Der Müde setzt sich auf eine Bank. Dort hat sich eine ganze Familie im Grase hingestreckt, die Kinder jubeln und spielen, und dort kauern sie im Walde, an einem der vielen Ausguckpunkte, wo einem Sihl- und Seetal in ihrer bunten Fülle und Herrlichkeit zu Füßen liegen.

Kaum ist der Marsch recht im Gange, nimmt mich ein Schauspiel gefangen. Der tiefe, wilde Kletterhang der Fallet-sche stürzt der Sihl zu. Er läuft gegen Leimbach aus. Zu unterst wuchern Gesträuche, ziehn sich über die Rippen herauf und kleiden die Tiefe des Kessels aus. Weiter oben wird die Wand kahl und steinig. Ein Schwall von Hitze steigt wie aus einer Pfanne auf und schlägt über den obersten Rand. Ein Stücklein Hochgebirge im ruhigen Gelände der Hügel. Es ist keine Kleinigkeit, hier heraufzukraxeln. Um so größer ist der Antrieb, seine Geschicklichkeit und Kraft zu erproben und die steinige Halde zu überwinden.

Da rücken auch ein paar Waghälse herauf. Unter ihrem Fuß bröckelt das Gestein und rollt polternd zu Tal. Sie turnen schmalen Bändern entlang, erkämpfen sich Schritt um Schritt und streben querüber, einer Clubhütte zu, die an ein Felsband geklebt ist. Eine Clubhütte, eine Spielerei in diesem Miniaturgebirglein, das als getreuliches Abbild großformatiger Regionen erscheint. Eine Erinnerung aus dem Wallis steigt auf. Ich zog von St. Luc im Eifischtal hinauf nach Chandolin. Auf nahezu 2000 Metern wandert man über ein Plateau mit bezaubernder Fernsicht in die Gletscherwelt der kühnsten Berneralpen. Doch plötzlich steht man am Abgrund. Ein riesiger Kessel tut sich auf, und über 1000 Meter geht's hinunter, jäh und furchtbar. Der Fuß zögert, den Ungeübten befällt ein Schwindel. Mit klopfendem Herzen schaut man jäh in

den Abgrund, der ohne Beispiel ist. Das ist der Illgraben; fünf, sechsmal die Falletsche aufeinander getürmt, das schaurige des Absturzes ins Riesenhafte gesteigert, das ergäbe diesen ungeheuerlichen Walliser Kessel.

Doch die Umgebung der Falletsche weckt gleich wieder lieblichere Vorstellungen. Die Idylle des Sihltales atmet Friede und Beschaulichkeit. Der blaue Fluß taucht aus dem waldigen Grunde und verschwindet wieder. Adliswil und Langnau sind in Sonne gebadet. Das frohe Auge des Gattiker Weihers grüßt herauf. Verträumt liegt er am Hange des Zimmerberges. Sanft steigt dieser Höhenzug an und deckt die Dörfer am See zu. Aber er verbirgt sie nicht ganz. Kirchtürme winken herüber, und oben auf der breiten Kuppe sitzt das Kirchlein von Kilchberg. Und wieder ist es der See, von dem das Auge nicht genug bekommt. Die kleinen weißen Segler fahren den Bergen zu. Diese haben sich am Horizonte in leichte Schleier gehüllt. Ein Gutwetterzeichen. O, die Aussichten sind prächtig. Der Föhn ist im Land. Er ist der Meister des Tages. Ihm habe ich die wunderseligen Blicke zu danken, das leuchtende Oberland, die weißen Wölklein, die am Himmel schwimmen, das Meer von Licht und festlicher Herrlichkeit.

So liegt das Land stumm und erhaben da. Aus der Tiefe knallen ein paar Schüsse. Im Äther braust eine Staffel von Fliegern daher. Handorgelmusik flattert mir aus einem Fenster zu. Dann wird's wieder still, um so stiller, je ferner der Ütli hinter mir liegt.

Nun erfährt das Bild wenig Veränderung mehr. Was kommt, sind die ungezählten, ewig begeisternden Blicke nach Osten und Süden. Man schreitet so leicht auf dem weichen Waldboden dahin, getragen vom Glücke, das dem echten Wanderer hold ist. Sie huschen vorbei, die Buchen und Bänklein, die Bauerngehöfte zur Rechten und die Familien auf ihren Lagerplätzen.

Schon ist das Mediker Gut erreicht. Das Glöcklein läutet. Und bald kommt die Baldern zum Vorschein, das so stattlich erbaute, neue Wirtshaus mit seinem schattigen Garten. Wei-

ter vorn, höher und freier gelegen, dehnt sich ein rundlicher Platz. Es ist historischer Boden. Ein hoher, einfacher Stein erzählt. „An diesem Orte stand die Burg Baldern. Sie bildete im elften Jahrhundert eine Besitzung der Grafen von Lenzburg und später des Freiherrn Lütold von Regensberg. Nach der Sage wohnten darin Hildegard und Bertha, die Töchter Ludwigs des Deutschen, des Gründers der Fraumünsterabtei in Zürich. Die Burg wurde von den Zürchern unter Rudolf von Habsburg zerstört 1268."

Nachdenklich schaut man ringsum. Kein Stein ist auf dem andern geblieben. Gewalt hat hier gehaust. Was ist erhalten? Kein Hauch. Jahrhunderte sind ins Land gezogen. Und Jahrhunderte, Jahrtausende werden noch kommen.

Auf der Felsenegg macht man gern einen Halt. Man tritt aus dem Walde heraus und fragt sich: wo kann es noch schöner sein? Wo überschaut man einen Wald von solcher Wucht? Es ist ein Meer von Wipfeln, das da unten ruht. Es scheint zu träumen. Denn es rührt sich nicht. Kein Lüftchen streift es. In seinem Schatten haben unzählige Stadtmenschen Zuflucht gefunden. Sie atmen den frischen Duft ein, der den Tannen entströmt, sie genießen die Kühle des durchsummten Raumes, den großen Frieden, der zwischen den hohen Stämmen umgeht. Aber man sieht sie nicht. Man ahnt nur, was unter diesem mächtigen Dache geschieht.

Einst waltete der Idyllendichter Salomon Geßner als Sihlherr hier unten. Er ritt durch den Forst und bewies durch seine klugenVerordnungen, daß er nicht nur Künstler, sondern ein praktischer und weitsichtiger Mann war. Der Stadt leistete er wertvolle Dienste. Und mit dem Herzen war er dabei. Er wußte auch, was er seinem Wald zu verdanken hatte. „Die Schönheit der Natur entreißt mein Gemüt allem dem Ekel und allen den widrigen Eindrücken, die mich aus der Stadt verjagen; ganz entzückt, ganz Empfindung über ihre Schönheit, bin ich dann glücklich wie ein Hirt im goldenen Weltalter und reicher als ein König."

Der langgestreckte Höhenzug des Albis weist zwei sanfte

Unterbrechungen auf. Die erste ist Buchenegg, ein Häuflein Häuser, landwirtschaftliche Betriebe, die die Gunst der Sonne in reichstem Maße genießen. Die Einsattelung bietet zugleich einen angenehmen Übergang ins Reppischtal. Größer, ausgedehnter ist der Einschnitt am Albispaß. Von Langnau bis Türlen zieht sich die Straße in weitem Bogen bergan. Je höher man kommt, um so bestrickender wächst der Horizont ins Ungewöhnliche. Oben, bei der letzten Kehre muß man inne halten und nach der Stadt und den Bergen schauen. Dieser Punkt zählt zu den schönsten, die dem Kantone beschert sind. Von hier aus sah die weise, gütige Zürcherin Nanny von Escher, aus altem Stamme entsprossen, an manchem Abend nach der Stadt, und die schönen Stimmungen formten sich zum Gedicht.

Der Albis selber ist Poesie, im Sommer und Winter. Das hügelige Gelände, das nach beiden Richtungen des Kammes gleich dramatischer sich entwickelt, ist hier wie ein Lied, eine Melodie; Wiesen und Wald, der große See und jenseits dem Amte zu der stille Türlersee bilden einen beschwingten Akkord. Man ist gefangen und muß verweilen.

An Sonntagen freilich kommt der Paß nicht zur Ruhe. Von beiden Seiten flitzen die Autos herauf. Nirgends fährt es sich köstlicher von Zürich nach Zug als hier herüber. Der Automobilist rechnet ja die wenigen Kilometer Umweges nicht; so lohnt sich der Tausch mit dem Sihltal, das man schon in Adliswil verlassen kann. Man ermöglicht damit zugleich einen Besuch im Wildpark Langenberg, in dem die Rehe so frei sich tummeln. Keine bessere Heimat könnten sie finden.

Gleich nach dem Paß nimmt mich der Wald wieder auf. Und er bleibt mir getreu, durch Hallen mit sonnigen Durchblicken, durch buschiges Unterholz, über Stock und Stein. Bewegt und immer bewegter wird der Weg. Der Pavillon der Hochwacht macht den Anfang. Die Kante wird schmal. Wie Höcker eines zur Erde gekauerten Wüstentieres von riesenhaftem Ausmaß folgen sich die Buckel. Ein kleines Paßweglein kreuzt unweit der Schnabelburg. Dann kommt der letzte Anstieg. Noch einmal wirft sich der Albis empor, in

seinem Übermut übersteigt er selbst den Gipfel des Uto und erklimmt im Bürglenstutz den höchsten Punkt. Aber ein Triumph ist ihm nicht gegönnt. Dichter Wald überschattet die Kuppe und gewährt keine freie Sicht. So wandert man weiter, erholt sich und pumpt frische Luft in die Lungen. Spielend geht's abwärts, und bald ist das Albishorn erreicht.

Das ist der schönste und stärkste Trumpf, den der Albis auszuspielen hat. Man ist den Bergen näher gerückt. Man steigt auf's Dach des einfachen Wirtshauses und jubelt in die Welt. Der Innerschweiz zugewendet erlabt man sich am leuchtenden Spiegel des Zugersees, an den Bergen, die ihn begleiten, und weiter hinein schaut man ins Urnerland, erwischt gar einen Zipfel des Vierwaldstättersees. Das schwere, zackige Massiv des Pilatus steht im Vordergrund. Zu seiner Linken und Rechten und hinter ihm bauen sich neue Wände auf. Die Sonne neigt sich ihnen zu. Denn es ist Abend geworden.

Abend auf dem Albishorn!

Allem irdischen Getriebe ist man entrückt. Kein Laut dringt aus dem Tale herauf. Nun hebt das Spiel der Beleuchtungen an. Die Umrisse der Berge werden schärfer und einheitlicher. Details verschwinden. Flächen werden gebildet. Das Licht fällt auf den See. Das blitzt, das schimmert! Dann aber wird es sanfter und milder. Der blendende Sonntag ergibt sich in die Rolle des milden Abends. Dieses Geschehen hat Weihe. Es greift ans Innerste. Die Seele ist dabei. Man steht und wartet ab. Man weiß nicht, was kommt. Töne von Rot und Blau fließen ineinander über. Erde und Himmel werden eins. Je mehr der Abend vorrückt, um so enger sind sie verschwistert.

Nun hat die Sonne nicht mehr viel Zeit. Sie rüstet sich zum Untergang. Die letzte Szene des schönen Tages erfüllt sich.

Jetzt ist es Zeit, die Wanderung zu beschließen. Wer Eile hat, wählt den Weg nach dem Sihlwald. Wer aber den ganzen Rücken des Albis abschreiten will, bleibt noch eine gute Weile auf der Höhe und erledigt auch das letzte Stück. Der Schweik-

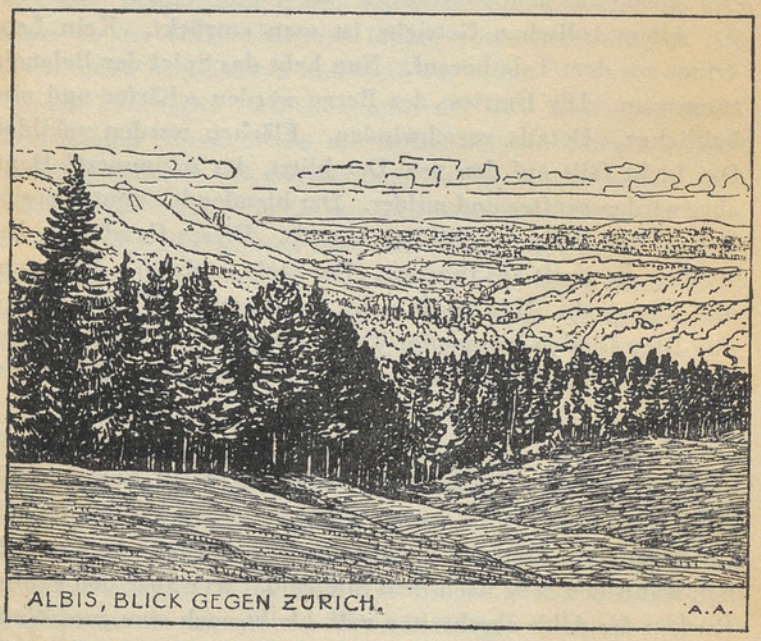
hof, immer noch auf ansehnlicher Höhe gelegen, macht den Schlußpunkt.

Etwa sechs Stunden gemütlichen Marsches hat die ganze Strecke vom Ütliberg her gebraucht. Die Aufenthalte sind nicht mit eingerechnet. Es ist eine hübsche Leistung. Großartig aber ist die Erfahrung: keine fünf Minuten waren dabei, in denen das Interesse erlahmte. Das ist das Besondere, das ewig Kostbare am Albis: was er am Anfang verspricht, das hält er bis zum letzten Schritt. Er verblüfft nicht, er prahlt nicht, Behagen strömt von ihm aus, er spielt mit dem Wanderer Verstecken und hat Humor.

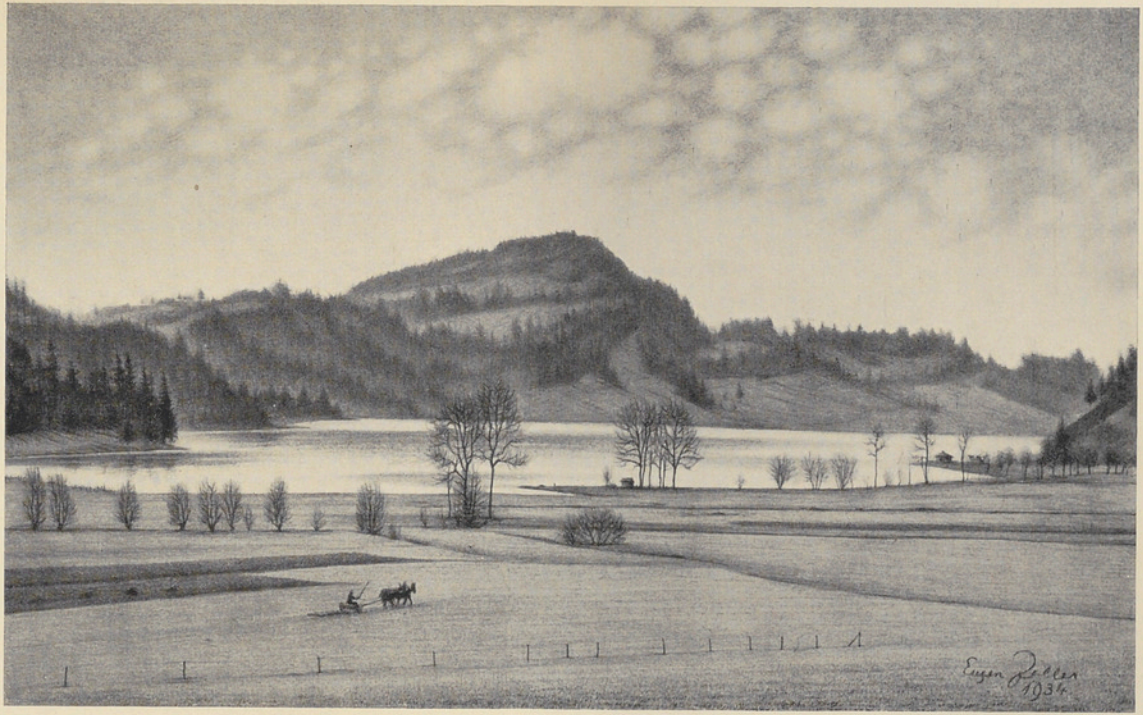
Er braucht keine lauten Werbetrommeln.

Die Leute kommen von selber.

Sie werden immer kommen, so lange es ein Zürich und einen Albis gibt.



ALBIS, BLICK GEGEN ZÜRICH. A.A.



Am Türlersee. *EUGEN ZELLER.*

ABENDROT IM WALDE.

In den Wald bin ich geflüchtet,
Ein zu Tod gehetztes Wild,
Da die letzte Glut der Sonne
Längs den glatten Stämmen quillt.

Keuchend lieg' ich. Mir zu Seiten
Blutet, siehe, Moos und Stein —
Strömt das Blut aus meinen Wunden?
Oder ist's der Abendschein?

Conrad Ferdinand Meyer.

SIHLSPRUNG-HIRZEL.

Die Sihl ist das schöne Geschenk des Kantons Schwyz an den Kanton Zürich. Sie betritt unser Gebiet kurz nach Schindellegi und verläßt es nicht mehr, bis sie sich in Zürich der Limmat zugesellt. Sie macht sich bald heimisch bei uns und trägt uns etwas Draufgängerisches, Romantisches zu. Wenn die übrigen Gewässer träumen oder gemächlichen Schrittes dahinziehen, ist es die Sihl, die stets ein gutes Tempo hält. In ihrem Wesen sitzt der Übermut der Berge. Und es kann geschehen, daß sie wie ein gereizter Bursche über alle Stränge haut und Hänge und Brücken bedroht. Sie wälzt, wenn im Hochtal ein Gewitter niedergegangen, Steine und Äste und ganze Tannen mit, sie schäumt und tobt, beruhigt sich aber ebenso flink wieder, wie die Unruhe ihr in die Beine gefahren ist. Im Frühling bringt sie Schollen Eises und türmt ganze Berge auf, baut Hindernisse, reißt sie selber wieder nieder und hat alle Unarten eines Wildlings, der nicht die Zucht einer guten Kinderstube genossen.

Und doch, wir freuen uns dieses Gesellen. Er hat Leben und Frische und bricht sich unternehmungslustig Bahn. Nie ist er um einen Ausweg verlegen, und wenn hier kein Fortkommen ist, gelingt ihm mit einer kleinen List und einem spitzfindigen Umweg die Reise ins Tal. Bei diesen lustigen Sprüngen leistet er so nebenbei noch eine mächtige Arbeit. Er speist ein Elektrizitätswerk und hält die ganze Stadt Zürich in Atem. Er treibt unzählige Fabriken und läßt sich nicht abschrecken, immer wieder neue Räder in Schwung zu bringen. Kaum hat er ausgeschäumt und seine besten Kräfte hingege-

ben, ist er schon wieder bereit, ins Joch zu stehen und Hunderten von Menschen Verdienst zu schaffen.

Doch Sonntag versteht er auch zu machen. Oft läßt er sich Zeit und freut sich der herrlichen Wälder, die ihn begleiten. Er legt sein in manchen Farben schillerndes Band durch's Tal. Er gibt ihm Ton und Freude und ist schuld, daß so viele an heißen Sommertagen ihm entgegenwandern und an offenen und lauschigen Plätzen Erquickung finden.

Unlängst bin ich der Sihl wieder einmal entgegengegangen, und ich habe sie in einem Winkel aufgesucht, der der Einsamkeit angehört. Hier ist die Welt noch, wie sie vor hundert und mehr Jahren war. Nur die wenigen Menschen, die sich hier angesiedelt, sind nicht mehr die gleichen. Von der Sihlbrugg an duldet sie keine Hauptstraße mehr. Ein munteres Weglein schlängelt sich an ihrer Seite bergan. Es führt in grüne, wellige Gründe, zu etlichen vergessenen Heimwesen und dann in den Wald hinein, um immer im Schatten zu bleiben. Es möchte etwas Abwechslung bringen in das abseitige Tal. So steigt es auf und ab, spielt Fangmich mit dem brausenden Flusse, nähert sich ihm, verläßt ihn, sucht ihn wieder und neckt ihn und bietet so zugleich dem Wanderer allerlei Überraschungen. Hier spritzt ein Wasserfall in die Tiefe und zerstäubt seine Tropfen, und dort führt er mich durch einen langen Tunnel, in dem es so dunkel ist, daß der Fuß blindlings über den holperigen Boden tastet. Ein Glück nur, daß man weit vor sich die runde Öffnung erspäht, durch die man wie eine Maus aus dem Lauf wieder an die Helle des Tages tritt. Doch, was hat sich ereignet? Das Gelände ist enger geworden. Lauter schäumen die Wasser der Sihl. Mächtige Felsen dräuen von allen Seiten, Nagelfluhbänke. Sie setzen der Sihl mächtige Hindernisse entgegen, bauen Wände empor und werfen sich ins Bett der rebellischen Wasser.

Wie in einem Hexenkessel fängt's an zu brodeln. Hier bildet sich ein Seelein, wird breiter, und dort braust ein kleiner Fall über ungebärdige Blöcke.

Das ist das Tummelfeld des übermütigen Burschen. Wie

lustig! Denn hier hat sich mitten ins Bett ein riesiger Block gelegt. Vor Zeiten, die niemand kennt, ist er ins dunkle Tal herniedergebrochen und hat dem tosenden Flusse einen Riegel schieben wollen. Aber er hat nur gelacht und ist seines Weges weitergezogen, zu beiden Seiten des Hindernisses. Und die Menschen sind gekommen und haben von links und rechts einen Steg gebaut, so daß die tollste und kühnste Partie der Sihl in aller Muße und Sicherheit bestaunt werden kann. Das ist der „Sprung". Da das Gefälle der Wasser hier stärker ist als anderswo, gewinnt er an romantischem Reiz und verdichtet sich zu einem Schauspiel ungewöhnlicher Art. Nur für die wenigen ist es bestimmt, die den abseitigen Gang scheuen, und sie dürfen sich nicht abschrecken lassen von der steilen, glücklicherweise nur kurzen Kletterei, die der Pfad auf die Höhe von Spitzen verlangt.

Wenn man oben den Wald verläßt, hat sich das Bild gewandelt. Man betritt eine gewellte Hochebene. Wiesen und Äcker dehnen sich hin, Rundhöcker tauchen auf, und zu oberst steht eine Linde, die der Landschaft ein eigenartiges Gepräge verleiht. Im Süden begrenzt der schwarze Hang des Hohen Rhonen den Horizont, im Westen guckt ein Dörfchen mit schöner Kirche hernieder. Hirzel!

Das ist mein nächstes Ziel. Glockengeläute. Ein vielfältiges Klingeln durcheinander, und immer lauter tönt es, und immer näher kommt es. Da taucht sie auf, eine große Herde Braun- und Fleckvieh. Voran zieht ein Küher und lockt seine „Loben" in heimelig freundlichem Ruf. In verebbenden Wogen schallt es über die langsam dahintrottenden Tiere: „Hossässä! Chömmed nu, chömmed! Ho-ho-ho-ho!"

Sie kommen von der Alp und haben schon einen weiten Weg zurückgelegt. Hinter Einsiedeln haben sie den Sommer verbracht. Nun kehren sie heim. Der Herbst ist da. Das Gräslein ist dünn geworden. Kurz war die schöne Zeit. Auf den höheren Bergen fiel schon der erste Schnee.

Nicht manches Dorf im ganzen Kanton erfreut sich einer schöneren Lage als die Gemeinde Hirzel. Frei der Sonne zu

liegt sie an einem Ausläufer des Zimmerberges, schaut ins Schwyzer Ländchen hinein, nach dem Etzel und wendet sich mit wenigen Häusern auch gegen den See, der hinter dem waldigen Höhenzuge einer tiefer liegenden Hügelwelle heraufschaut. Was für eine herrlich offene, frohe, sonnige Welt ist das! Dem großen Verkehr ist sie entrückt. Keine Bahn führt herauf. Seit etlichen Jahren kommt das Postauto von Horgen, berührt Schönenberg und Hütten und fährt hinunter nach Wädenswil. Hirzel ist das Sprungbrett ins Zugerland. Bauern sind hier zu Hause. Ihre Matten sind ihr Reich. Sie leben mit der Scholle und für die Scholle. Erdgebunden sind sie, wie sie von altersher waren.

Und auf einmal kommt mir zu Sinn: das ist die Heimat von Johanna Spyri, der klassischen Erzählerin von Kindergeschichten, und gleich denke ich auch an ihre Mutter, die feinsinnige, tief religiös gestimmte Dichterin Meta Heußer. Ich habe die Gegend vor mir, die sie in ihren Liedern besang, die schöne Welt, die ihr in allem Blühen und Leuchten Gottes Werk und Größe offenbarte. Herbst ist es. Vom Herbst hat sie einmal gesungen:

Wolken bedecken das Tal; den Städten, den reichen Gefilden
Birget frostige Nacht neidisch den sonnigen Strahl;
Aber den felsigen Höhn, des Berges Hütten und Heiden
Glänzet das himmlische Blau, lächelt die Sonne so hold.
Lieber ein dürftiges Los und heitere Blicke zum Himmel
Als ein beneidetes Glück, ach, und den Himmel so fremd!

Im alten „Doktorhaus", in dem Meta Heußer als Mutter ihres Amtes waltete, wurde Johanna Spyri geboren. Hier verlebte das lebhafte Kind seine sonnige Jugend. Vor rund hundert Jahren hüpfte es durch den schönen Garten, durchs Haus und tummelte sich im Wäldchen bei der Farrenweid. Hier sammelte es die ersten Eindrücke vom irdischen Wesen, hier wurden sie zum unversieglichen Quell aller Geschichten, die die Freundin den Kindern erzählt hat. Sie hatte sich wohl

nie geträumt, daß sie mit ihren treuherzigen Gaben einmal die weite Welt erobern würde. Ihr Ruhm hat von einem kleinen Kreise aus immer weitere Wellen geschlagen, und ganz besonders ihr „Heidi" ist der Liebling aller Kleinen geworden. In manche Fremdsprachen ist das Buch übersetzt, und in Amerika kennt man es wie in europäischen Landen.

Es lockte mich, das schlichte Haus zu betreten. Die evangelische Gesellschaft des Kantons Zürich hat es stilvoll vergrößert und in ein Erholungsheim umgewandelt. Geist vom Wesen beider edlen Frauen weilt noch heut in den Räumen. Wie sagte doch Meta Heußer:

Still, doch nimmer allein
Wall ich durch Flur und Hain.
Hauch der Liebe weht hier.

Ein Zimmer zeigt noch die alten, unbemalten Wände, wie sie einstmals gewesen, und man schaut durch die niedern Fenster den Bergen zu, wie es andächtig die Mutter mit ihrem Kinde so oft getan.

Von hier aus zieht man über den Zimmerberg und gerät in Entzücken ob der ganz einzigartigen Schau, die sich dem Auge öffnet. Der Säntis ist da, die Glarner Berge und die Berner Alpen, die Höhen des Jura tauchen auf und einpaarmal himmelblaue Stücke des Zürichsees. Die nähere Umgebung wirkt nicht minder bezaubernd. Im Südwesten blinkt der Zugersee, und wuchtig, geradezu mächtig erscheint der bewaldete Ausläufer des Albis, zum Greifen nahe, und drauf, am äußersten Ende, der Schweikhof. Über dem See steigt der Pfannenstiel auf und weiter östlich die Züge und Kuppen des Oberlandes. Einen Abend muß man hier oben verleben, wenn die Sonne untergeht und der Himmel klar ist. Es ist ein Bild, das das Herz ergreift. Man steht auf einer Höhe von rund 750 Metern und genießt, was nicht mancher Zweitausender Berg zu bieten vermag. Es ist ja nicht die Meereshöhe, die entscheidet, es ist die Gunst der Lage, die Mannigfaltigkeit des

Panoramas, der feierliche Ernst, der ringsum ausgebreitet liegt. Die „Höhe“ und der ganze Rücken bis zum Dörfchen Zimmerberg sind Landstreifen, wie sie der Kanton nur seltene Male dem Wanderer darzubieten hat. Ferne und Nähe erschüttern, Größe und Lieblichkeit mischen sich zu Gebilden, die sich fest in die Erinnerung graben.

Von hier aus schlug ich die Richtung nach Horgen ein. Man kommt an entlegenen Bauerngütern vorbei, und unverhofft taucht ein Bergweiher auf in bezauberndem Abendglanz. Die dunklen Hintergründe der Tannen und Föhren spiegeln sich auf der glatten Fläche des Wassers. Kein Windlein weht, und keine Welle geht. Der Tag ist zur Ruhe gekommen.

Samstagabend!

Aus der Tiefe wogen die Klänge der Glocken herauf. Das Dorf ist noch hinter einem Wall von Bäumen verborgen. Nun plötzlich liegt es vor mir, das Gewirre der Dächer, zwei Kirchtürme, weiter oben die Halbinsel Au, und der See, das riesige Becken, von ein paar Schifflein befahren. Die Überraschung ist so groß, daß man inne hält.

Eigentlich sollte man hier oben bleiben, bis der letzte Schein des Tages erstirbt. Die Nacht fällt ein. Die ersten Lichter sind im Dorfe entzündet, und auch die himmlischen Lichter brennen, die Sterne.

Die Glocken verstummen.

Doch noch lang hallen sie nach und künden vom Tage, der mir wie selten so hold gewesen.

HÜTTEN-SCHINDELLEGI.

Landstraßen sind wie Menschenleben. Sie führen über weite, gleichmäßige Strecken dahin, ohne daß sie etwas Bemerkenswertes an sich trügen. Dann auf einmal bekommen sie Licht und Größe, es ist, als ob sie sich verwandelt hätten. Wider alles Erwarten entfalten sie sich wie Blumen, die lange warten und plötzlich ihre Kelche öffnen.

So ergeht es einem, wenn man von Hütten aus Richtung Schindellegi einschlägt.

Wo liegt Hütten? Vor dreißig, vor fünfzig und mehr Jahren fragte man nicht. Hütten war bekannt als Höhen- und Ferienstation. Die alten Zürcher gingen gerne nach Hütten.

Heute ist das kleine Bergdorf in den Hintergrund getreten. Berühmtere, höhere Plätze haben es in den Schatten gestellt. Mit seinen kaum 800 Metern vermag es weder Fremde noch Einheimische zu locken. Sie wollen klettern, sie wollen Gletschertouren machen, sie wollen im Strandbad sich tummeln. Sie suchen die Abwechslungen und Aufregungen, wie sie ein mondäner Ferienort bietet.

Sie haben Hütten vergessen. Sie haben sich damit um manche Schönheit gebracht. Sie wissen gar nicht mehr, daß man hier oben etwa zwei Kilometer Straßenlänge findet, wie sie im ganzen Kanton wohl kaum mehr anzutreffen ist.

Es braucht blauen Himmel, und aller Dunst in der Ferne muß fort sein. Dann ziehe man von Hütten aus dem Etzel entgegen. Da, wo die Straße von Samstagen den steilen Hang heraufkommt, beginnt das Schauspiel. Wie geblendet steht

man vor der Pracht, und man fragt sich, wohin man die Blicke wenden soll.

Man erlabt sich zuerst am großen allgemeinen Bilde und ahnt sogleich, daß es wohl keinen Punkt gibt, von dem aus man die Landschaft Zürich so gut und mit einem Fluge des Auges überblicken kann. Im Rücken hat man die Grenze, die das Zugerländchen berührt. Sie zieht sich der Sihl entlang, die in ihrem jungen, romantischen Tale rauscht. Jung, so sagen die Geologen. Was diese für Begriffe haben! Und wie sie rechnen! Sie spielen nicht mit Jahrzehnten, sondern mit Zeitaltern und erklären, die Sihl habe zuerst da ihren Lauf genommen, wo der See sich dehnt, und Moränen der eiszeitlichen Linthgletscher hätten sie vom alten Seetale abgedrängt und gezwungen, längs der Albiskette ein neues Bett zu schaffen.

Zeugnisse dafür liegen nicht in Büchern, sondern einzig im Buch der Natur, deren Hieroglyphen die naturwissenschaftlichen Forscher entziffern und deuten.

Und jetzt die Schau: in Terrassen fällt der Hang in der Richtung des Sees ab. Auf der ersten und nächsten, die magere Wiesen mit einem dünnen Baumbestand bilden, liegt das Hüttnerseelein, eine blaue Mulde, in der es gespenstisch von versunkenen Tannen schimmert. Ein paar Bauernhäuser und Scheunen stehen oben am Rand. Ein Jahrhundert mag hier vorbeigegangen sein, ohne Spuren zu hinterlassen. Die Häuser sind alt. Der Laubenaufgang hat etwas Heimeliges. Stille geht um. Eine Kuh muht. Ein Dengelhammer schlägt an. Bauernland, Einsamkeit und Frieden der Natur, das kennzeichnet die ruhige Gegend am Hüttner See.

Eine Stufe tiefer wird's lebendiger. Ein schönes Schulhaus, Häuser, Lagerbauten, eine Bahnstation, ein Bähnchen! Just keucht es heran und zieht eine weiße Rauchfahne hinter sich. Jetzt hält es an. Samstagern ist erreicht. Es macht den Weg nach Einsiedeln. Schon ungezählte Scharen von Pilgern aus dem In- und Ausland führte es in die Waldstatt. Während

des Krieges und nachher kam es ganz wider Willen zur Ruhe und schleppt sich nun etwas verdrossen bergan. Die, die ihm treu geblieben sind, empfangen reichlichen Dank. Denn ein Blick aus dem Fenster auf dem Weg nach Schindellegi ist Gnade, ist Offenbarung.

Und noch einmal fällt der Hang. Das Auge erhascht ihn nicht überall, es überspringt Baumgärten und Gehöfte. Es überspringt selbst den Großteil der Gemeinde Richterswil. Zwei Kirchtürme gucken hervor. Es erreicht den See und das Stäfner Ufer.

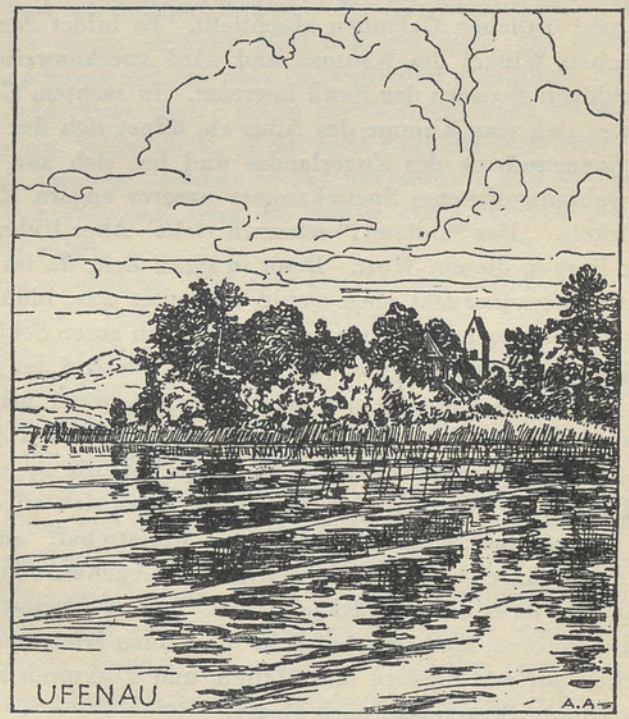
Hier hat man ihn ganz, in all seiner Behäbigkeit und Majestät. Man sieht ihm in jedes Fältchen, in jede Bucht. Man geht dem sanften Bogen entlang, den er beschreibt. Man zählt die Dörfer, die Segel und Dampfer.

Behagen und Zufriedenheit strömen von ihm aus. Der See hat Größe. Er ist sich seines Wertes bewußt und weiß: ich komme ohne Sensationen aus. Er wirkt durch sein Wesen wie ein wahrhaft wertvoller Mensch, der keine Mätzchen macht und künstliche Lichter spielen läßt. Zu unterst, an seinem Ende, liegt die Stadt. Der Uto und die Hänge des Zimmerberges und des Albis geben ihm das Geleite, auf der andern Seite der Pfannenstiel und seine Ausläufer.

Wendet man sich dem Osten zu, fügen sich romantische Züge ins klassische Bild. Die schweren Massen werden aufgelockert. Pyramiden steigen auf, die Region der Alpen meldet sich an. Und schon sind auch die Größten da, die Greise mit den weißen Häuptern. Weisheit und Ehrfurcht predigen sie. Ihre Gesten sind feierlich.

Zu ihren Füßen mögen sich die Geschicke der Täler und ihrer Bewohner erfüllen. Sie kümmern sich nicht um weltliche Händel und können es nicht begreifen, daß die Menschen so blind sich die Tage verbittern. Würden sie wie sie selber, gelassen und anspruchslos! Man hat es ihnen schon oft gesagt, Rousseau hat ihnen ins Herz geredet und der gelehrte Albrecht von Haller. Aber es waren Reden in den Wind!

Solche Überlegungen macht man auf dem Wege von Hütten nach Schindellegi. Die große Natur mahnt immer zur Einkehr. Sie wirft die grundlegenden Fragen des Lebens auf. Und man erfährt es und prägt es sich als Erlebnis ein: in der Tiefe und stillen Größe der Natur liegt der Schlüssel zum Glück eines jeden.



INS KNONAUER AMT.

Wenn man die Karte des Kantons Zürich überblickt, bietet „das Amt" ein abseitiges Stück dar. Der Albis ist der langgestreckte, große Riegel, der es vom See und den nördlichen und östlichen Geländen abschließt. Es bildet den südwestlichen Winkel des Kantons und wird streckenweise von den ruhigen Wassern der Reuß begrenzt. In sachtem Gefälle dacht es sich vom Kamme des Albis ab, öffnet sich der Helle und Sonnenwärme des Zugerlandes und hat sich zur guten und wohlausgerüsteten Speisekammer unserer engern Heimat entwickelt. „Das Säuliamt!" scherzen viele. Aber Ruhm und Dank liegt in diesem Wort. Denn in einer Zeit, da im Kanton die Schweinezucht noch wenig verbreitet war, blühte sie hinterm Ütliberg und lieferte der Stadt manch guten Schinken.

Das Amt ist eine kleine Welt für sich. Den Ruf der neuen Zeit scheint sie kaum vernommen zu haben, wenn man die schlichte Art zu leben, die Freude an der bäuerlichen Arbeit und das unverdorbene Volkstum im Auge hat, wie es hier in den Dörfern und den oft weit entlegenen Höfen sich offenbart. Was die geistige Regsamkeit und die Bereitschaft anlangt, sich die praktischen Errungenschaften der Gegenwart nutzbar zu machen, ist es nicht zurückgeblieben. In den Scheunen laufen die Motoren, landwirtschaftliche Maschinen erleichtern die Arbeiten auf den Feldern und Matten, und Traktoren ziehen die schweren Erntewagen nach Hause.

Das Bild schafft Freude, ja Begeisterung. Es ist schön, prächtig schön, das Amt. Denn es ist kurzweilig. Was landschaftlichen Reichtum spendet, ist da: Wiesen, Äcker, Wald (und viel Wald!) Flußläufe, Bäche, ein See. Und dies alles

reiht sich nicht in gleichmäßiger Kette aneinander, sondern ist durch einladende Hügel und Berglein getrennt. Diese verstecken die schönsten Güter, bereiten liebliche Überraschungen und verschwiegene Kostbarkeiten, wie sie das so spärlich bevölkerte Reppischtal besitzt. Man wandert dem plaudernden Flusse entlang, den blumigen Ufern, eine Stunde um die andere, man begegnet kaum einem Menschen, selten nur einem Wagen, und zum Glück haben die Autos dieses wundersame Tälchen noch nicht entdeckt, sonst kämen sie in Schwärmen dahergeflitzt und wühlten den Staub auf. So bleibt man für sich und stößt nur gelegentlich auf einen Maler, der seinen Pinsel führt und ein farbiges Wiesen- oder Baummotiv sich erwählt hat. Zu einem einzigen Dörfchen mit einer gut gestellten Kirche scharen sich ein paar Bauernhäuser zusammen, zu Stallikon, und etwas weiter unten gesellen sich noch etliche Gehöfte dazu, Sellenbüren. Kein Laut stört die verträumte Einsamkeit, und der Gedanke ist fast unglaublich, daß wenige Kilometer hinter dem Berg die größte Stadt der Schweiz sich mächtig rührt.

Das traulichste Bild aber gewährt das Reppischtal gleich am Anfang. Denn hier, unmittelbar hinter dem Albispass, liegt der Türlersee, verschwiegen und unberührt. Am Sonntag freilich bekommt er Besuch, wenn die Menschen zum Bade herbeiströmen, sich in den buschigen Ufern verbergen oder mit Halloh die blauen Fluten durchrudern. Und Scharen ziehen im Frühling von allen Seiten daher, wenn die ersten Trollblumen blühen und die grünen Wiesenränder mit goldgelben Lichtern erhellen. Um diese Zeit berückt der Türler See wie ein vom Himmel gefallenes Wunder. Seine Reinheit und Unberührtheit hat etwas Göttliches und übt immer starke Gewalt aus auf alle, die sich ihm nähern. Mögen ihm dieser Frieden und diese Abgeschiedenheit noch lange erhalten bleiben!

Wenn man von ihm aus in sanftem Anstieg und in abwechslungsreichen Kehren dem Hauptort des Bezirkes zustrebt, Affoltern, begeht man das liebliche Aeugster Tal. Oben am nördlichen Hange liegt das Dörfchen Aeugst, ein Häuflein Bauern-

häuser, alles alte, gleichsam im Boden wurzelnde Bauten. Mit der Erde ist verwachsen, was hier lebt. Und die Erde gibt mit vollen Händen. Sie ist ein einziger, großer Obstgarten. Der Wald der Apfelbäume hat Affoltern den Namen gegeben, wie die Bezeichnungen Birmenstorf und Bonstetten (Baumstetten) auf die gesegnete Obstgegend hinweisen. Zur Zeit der Baumblüte muß man hier oben stehen. Da schimmert es weiß aus allen Kronen, da summt es von Bienen, da lacht das Herz. Denn nichts Schöneres widerfährt ihm als dieses naturhafte Glück, auf eine weite Fläche hingestreut und voller Verheißung auf einen alle Fässer und Hürden füllenden Herbst.

In Affoltern steht auch ein Denkmal zu Ehren wackerer Männer aus dem Amt. Kommandant Schneebeli und der Freiamtsweibel Heinrich Häberling von Knonau haben sich mit andern anno 1804 noch einmal erhoben gegen das stadtzürcherische Regiment der Aristokraten. Sie haben im Bockenkrieg gekämpft für die gleichen Rechte zu Stadt und Land und sind von den „Gnädigen Herren" zum Tode verurteilt worden. Ihr Blut ist nicht umsonst geflossen. Die kommende Zeit hat ihren Zielen recht gegeben.

Und noch einen Denkstein besitzt das Amt, das an ein Ereignis von größerer Tragweite rührt. Vom schmucken Dorfe Hausen wandert man südwärts. Die Berge der Urschweiz winken uns entgegen, im Hintergrunde gar ein paar schneebedeckte Häupter, die mächtige Pyramide des Rigi und das großartige Zackenmassiv des Pilatus. Freundlich blinkt die blaue Fläche des Zugersees herauf, zur Linken und Rechten von waldigen Hängen flankiert. An einem schönen Tage, da die Luft klar ist, muß man bei der leichten Wölbung der Straße inne halten und sich des fesselnden Bildes freuen. Man steht inmitten grüner Wiesen. Bauern rechen das zweite, dürre Gras zu Mahden und laden es auf den bereit gestellten Wagen. Sie mögen das Gehöfte bewohnen, das rechter Hand etwas tiefer liegt. Es ist ein schönes, friedsames Stück Erde, das da vor mir liegt, und man ist erschüttert, sich sagen zu müssen: das also ist das Schlachtfeld von Kappel. Über vier Jahrhunderte zurück

fliegt der Geist. Die Uhr der Jahreszeiten rückt man vor und malt sich ein Herbstbild aus, wie es hier um die Mitte des Oktobers 1531 gewesen sein mag. Die Ernte ist zum großen Teil eingebracht. Die roten Blätter tanzen von den Bäumen, der eilig zusammengerufene Haufe der Zürcher stößt auf die Übermacht der Eidgenossen, und Ulrich Zwingli, der Reformator, stirbt den Opfertod. „Den Leib können sie töten, nicht aber die Seele", sprach er noch, ehe er die Augen schloß. Die Worte stehen auf dem großen Granitstein, der den Mittelpunkt der stimmungsvollen Anlage bildet.

Es verlockt, an diesem feierlichen Ruhepunkt, im Schatten der Platanen ein Weilchen inne zu halten. Denn auf diesem Platze sind große Dinge geschehen.

Das frohe Gelände scheint nichts mehr davon zu wissen. Mancher Frühling ist gekommen und gegangen. Zwinglis Geist hat sie alle überdauert und wird noch manchem standhalten, der erst kommt.

Es war ein heißer Sommertag, als ich jüngst hier wieder vorüberzog. Man kann nicht vorbei, ohne nachdenklich zu werden. Die liebliche Landschaft und die tragischen Ereignisse, die sich hier erfüllt, wollen sich nicht zu einer Einheit zusammenfügen. Viel eher paßt dazu die versöhnende Idylle von der Kappeler Milchsuppe, von der die Überlieferungen berichten. Man schaut in Gedanken auf dem grünen Tisch der Wiesen Gruppen der feindlichen Heere, wie sie sich lagern um die großen, runden Gefäße. Man sieht, wie sie das Brot in die Mulde brocken und hört die Löffel klappern, wenn sie sie in die weiße Brühe tauchen und die Eidgenossen und die Zürcher einander im Scherze die größten und besten Stücke wegfischen. Oben in Ebertswil wird man durch ein schlichtes Wahrzeichen an diese klassische Szene erinnert.

Ich besuchte dann Kappel, und die Vergangenheit berührte mich noch einmal. Man ist überrascht ob der hohen frühgotischen Kirche und dem wohlgepflegten Klosterbau daneben. Die eindrucksvollen Gebäude sind auf einen erhöhten Platz gestellt. So sind sie weithin sichtbar und verleihen der

Gegend ein sprechendes Gepräge. Das Kloster ist längst seines alten Dienstes entwöhnt. Die Zisterzienser Mönche sind ausgezogen. Bei der Ausbreitung der Reformation schlossen sich Abt und Convent der neuen Lehre an. Das reiche Besitztum fiel an die Stadt, und Zürich schickte seitdem seine Vögte ins Amt.

Heute verbringen Arme und Gebrechliche ihre letzten Tage in den erneuerten Räumen des Klosters. Sie ruhen unter den schattigen Bäumen, plaudern und schauen zurück in die Zeit, da ihnen das Leben noch freudig zulachte. Bald werden sie Vergangenheit sein wie die uralte Kirche, und das Glöcklein wird läuten im kleinen, spitzen Turme.

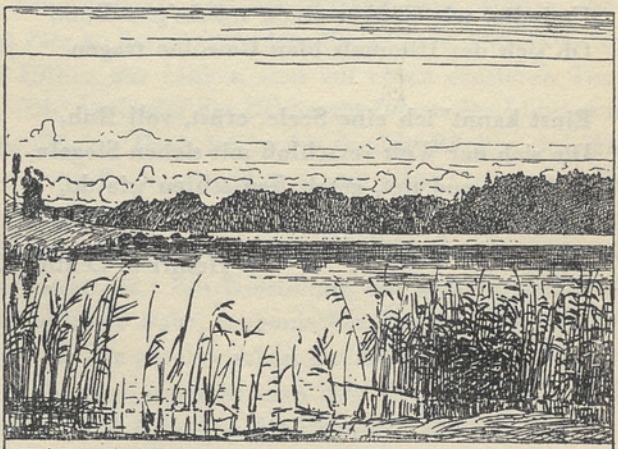
Noch manchmal schaute ich zurück auf dem staubigen Wege nach Knonau, bis der kühle Wald mich umfing mit seinen natürlichen Pfeilern. Die Hitze ist gedämpft. Ein Bächlein murmelt am Wege. Und wie ich die hohe Halle verlasse, nehmen mich die durstigen Matten wieder auf. Lange, gerade Strecken legen sich vor mich hin, — kein Haus, keine Scheune, kein Schopf! Die Gegend entvölkert sich. Jetzt kommt ein Gehöft, und nach einer halben Stunde wieder eins. Die Menschen, die hier wohnen, scheinen von der bewegten Gegenwart nicht berührt zu sein. Weltgeschichte wird gemacht. Sie mähen ihr Gras, und die Frauen lesen die Bohnen von den hohen Stauden. An einer Hütte klebt noch das Plakat eines Zirkus. Aber längst hat er seine Zelte abgebrochen und ist fortgezogen. So ragen die seltenen Erinnerungen und Abwechslungen im harten Einerlei der Tagesarbeit in die Gegenwart hinein, und die Menschen sind glücklich in diesem langsamen Wandel der Wochen. Die Bedürfnisse, die die Stadt weckt und gebieterisch befriedigt haben will, klingen kaum an, und die weise und große Natur schenkt und ersetzt doppelt, was die unruhige Stadt ihren verwöhnten Kindern gewährt.

Wie Labsal ist so ein Gang durch die Einsamkeit. Man schaut ringsum und in sich hinein. Tälchen, Hügel und Wälder kommen und gehen, eine leise Müdigkeit schleicht sich in

die Glieder, und man weiß, man wandert einem tiefen und gesunden Schlaf entgegen. Blitzartig und in ungeordneter Folge tauchen Ideen und Überlegungen auf von gestern und vorgestern, aus entschwundenen Jahren, und wie die abwechslungsreiche Umgebung sind sie bunt und froh, dunkel und schwer. Doch immer hellen sie sich wieder auf am Lichte der Sonne. Sie ist meine stete Begleiterin, mein Glück und mein Trost.

Da guckt unverhofft der eigenartige Treppengiebel des Schlosses von Knonau durch die Äste. Das Dorf ist bald erreicht. Ein paar große, stattliche Holzhäuser stehen am Wege. Wenig Volk ist auf der Straße. Die Bauern sind im Stall. Die Frauen kochen das Abendbrot. Ein paar Buben tummeln sich.

Knonau, der Stammsitz der Meyer von Knonau, wo einst ein bewegteres Leben herrschte, ist heut ein ruhiges Dorf geworden. Die alten, schönen Platanen vor dem Schlosse flüstern. Sie raunen sich wohl mancherlei zu aus den Tagen, da im Gerichtsgebäude nebenan leichte und strenge Händel ausgetragen wurden.



TÜRLERSEE. A. A.

DER WALDSEE.

Wie bist du schön, du tiefer, blauer See!
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt aus dem keuschen Busen dir zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,
Kein Kahn wird je durch deine Fluten gleiten.
Gleich einer Dithyrambe der Natur
Rauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten.

Wildrosen streun dir Weihrauch, ihr Arom
Die schlanken Tannen, die dich rings umragen,
Und die, wie Säulen einen mächt'gen Dom,
Ob sich des Himmels blau Gewölbe tragen.

Einst kannt' ich eine Seele, ernst, voll Ruh,
Die sich der Welt verschloß mit sieben Siegeln,
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

Heinrich Leuthold.

LIMMAT UND LIMMATTAL.

Unter den Flüssen des Kantons Zürich gibt sich die Sihl als unbekümmerter, draufgängerischer Bursche, während die Limmat die stürmischen Jahre hinter sich hat. Nach Zeiten nachdenklicher Läuterung zieht sie in gravitätischem Gange talab. Sie hat sich ein breites, sonnenhelles Gelände auserlesen. Um nicht allzuschnell ans Ziel zu kommen, beschreibt sie ausgiebige Kurven und besinnt sich auf Umwege aller Art. Denn es gibt mancherlei zu beschauen. Der Hügelzug zur Rechten ist besonders kurzweilig. Hier streckt die Stadt ihre Fühler aus, hinunter bis nach Höngg. In aufgelockerten Villenkolonien bedeckt sie den warmen Hang und findet den malerischen Schlußpunkt bei der Kirche von Höngg, die als schlichte Zier an hervorragendem Platze über dem Tale thront.

Die Höhen zur Linken sind auf einen ernsteren Ton gestimmt. Die Ausläufer des Ütliberges folgen der Limmat noch ein gutes Stück. Dann ist es der dunkle Rücken des Hasenberges, der die Begleitung übernimmt. Zur Linken und Rechten des Flusses liegt viel Industrieland, Wiesen dehnen sich hin, Äcker, wilder Rietboden, der den Vögeln als sichere Heimat zugewiesen ist. Ein Klösterlein hat sich gar angesiedelt, das Frauenkloster Fahr, aargauischer Boden. Das friedliche Besitztum tut der zürcherischen Landschaft wohl. Wenn das Glöcklein erklingt, entsinnt man sich auf einmal der verborgenen Kirche und schaut in der Phantasie das schöne Bild der Nonnen, deren Leben in diesem kleinen, friedvollen Kreis sich erfüllt.

Ein Weg führt von Zürich unmittelbar dem Wasser ent-

lang bis nach Schlieren. Aber er hält nicht ganz, was er verspricht. Feuchtigkeiten, aufdringliche Industrie und die ausgedehnten Kläranlagen zerstören die Poesie des Ufers. So ziehe ich lieber dem Hange entlang, der gegen Süden abfällt und an hellen Tagen ein Schauspiel ohne gleichen bietet.

Auf den Terrassen und wohlgepflegten Spazierwegen des Käferberges wimmelt es in den Nachmittagsstunden von Volk aller Art. In den Familiengärten wird fleißig gearbeitet. Ein kleines Städtchen von Häuschen, Hütten und Verschlägen hat sich hier angesiedelt, und der wächsige Boden gibt unter den eindringlichen Strahlen der Sonne her, soviel er nur mag. Der Mann aber, der, um seinen müden Rücken ausruhen zu lassen, sich streckt und aufrichtet, genießt einen Blick, der überwältigt. Oft ist der ganze weiße Kranz der Berge aufgeschlossen. Das Vorland mit seinen blauen Halden rückt näher, und in der Tiefe bilden die Linien der Häuser den wechselvollen Rahmen zum Ende des Sees. Silbern blitzen die Wasser auf, blau oder grün, jenachdem der Himmel und die Luft sie färben und weiße, graue und phantastische Wolkengebilde dahersegeln. Näher und näher kommen die Straßenzüge der Großstadt, sie füllen die Mulde und schlagen in Wogen hinauf nach dem Zürichberg, hinüber bis an den Fuß des Ütli. Die Stadt, sie hört ja nicht auf. Der Limmat entlang dehnt sie sich, flutet in gewellten Fabrikdächern über weite Flächen, qualmt auf in Kaminen, blitzt in langen Fensterreihen und brodelt herauf im mannigfachen Rauschen der Arbeit. Züge pfeifen, Hämmer klopfen, Räder surren, Wagen rasseln, und mit diesem tausendfältigen Lied der Arbeit erstehen neue Quartiere, der Austausch der Güter vollzieht sich, und Handel und Wandel des größten Gemeinwesens der Schweiz wickelt sich ab zu Füßen des nachdenklichen Beobachters, der hier, wie auf eine Sonntagsinsel geworfen, das laute Geschehen bestaunt.

Man muß Zürich von hier aus einmal gesehen haben, um überzeugt sagen zu können: es ist ein mächtiges Leben, das

hier pulst, und die ungewöhnliche Entwicklung der letzten Jahre gibt Zürich bald weltstädtisches Gepräge.

Die Schönheit hält freilich nicht immer mehr Schritt. Manch behaglicher Winkel mußte weichen. Die Steine rücken vor. Wiesen verschwinden. Bauernhäuser fallen. Neue Straßen werden gezogen, und gleich siedeln sich Kolonien an. Die Waid, die ehemals stille Zuflucht war nach dem wirbligen Treiben des Tages, wie bald wird auch sie eingeschlossen und aufgeschluckt sein von dem Ungeheuer, das alle freien Plätze und Halden erobert?

Man steht nicht ohne Ergriffensein am Rande dieser Dächerwogen. Ein Blick auf den geruhigen Gang der Limmat erquickt. Sie scheint die große Hast nicht mitzumachen. Bewegt sie sich überhaupt? Der Spiegel ist kaum gekräuselt, und streckenweise glaubt man eine von Metall ausgegossene Mulde vor sich zu haben, so fest und einheitlich wirkt die Fläche. Schön müßte es sein zu sehen, wie ein Schifflein daherkommt und die grüne Fläche schneidet. Doch die Limmat hat anderes zu tun als mit Ferienbummlern sich abzugeben, von Lastschiffen gar nicht zu reden, die sich ihrem Rücken anvertrauen möchten. Ihres Bleibens und Wanderns wäre nicht lange. Denn es folgen Treppen und Absätze aller Art und vorab die großen Hindernisse von Elektrizitätswerken, die plötzlich einen Riegel schieben und halt gebieten.

Da herrschte ein anderes Leben auf der Limmat in der guten alten Zeit, als die vornehmen Zürcher zur Kur und puren Lustbarkeit nach Baden fuhren und am liebsten den Wasserweg wählten. Man muß David Heß hören, wie er in seiner trefflichen „Badenfahrt" erzählt von den Abenteuern und Freuden, die die hohen Herrschaften genossen, ehe die „Spanischbrötli-Bahn", die erste Eisenbahn auf Schweizerboden, den Hauptverkehr zwischen Zürich und Baden an sich zog.

Von der Höhe führt eine aussichtsreiche Straße geradewegs in die Gartenvorstadt Höngg hinein. Dächer und Bäume,

Giebel und Gärten schaffen ein berückendes Bild. Man nähert sich ländlichem Leben. Doch scharenweise haben sich neue Bauten in allen möglichen Stilarten neben alte, behäbige Bauerngewerbe gesetzt, und es gelingt ihnen, immer mehr Boden zu erobern, so daß Höngg, die ehemals schmucke Landgemeinde, sich dermaßen verändert und erneuert, daß bald das alte völlig ausgetilgt ist. Wer einen Hauch noch von der bäuerlich geruhigen Vergangenheit verspüren möchte, tritt vor die Kirche und in den so herrlich gelegenen Friedhof, schaut ins Tal, hinauf und hinunter und widmet Heinrich Pestalozzi einen Gedanken, dem beispiellosen Menschenfreund, der hier im Hause seines Großvaters Jugend und Volk lieben lernte.

Von hier an entzieht sich die Limmat gern unsern Blicken. Sie hält sich in den begrünten Grenzen ihres Bettes. Man muß schon an die Halde steigen, wo schöne Gärten blühen, ein paar alte, herrschaftliche Güter wie der Sparrenberg sich angesiedelt haben, wo die Weinberge anfangen und sich von der Sonne anglühen lassen, über diese Höhen muß man ziehen, um den Wasserlauf wieder zu entdecken. Hier aber erkennt man auch, wie er die Gegend bereichert und beglückt, wie viel er zum Glanz und zur Würze des Limmattales beiträgt.

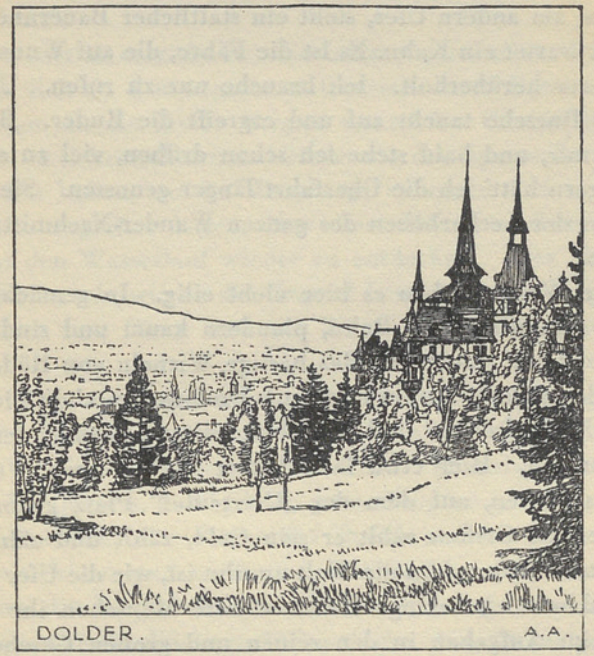
In Weiningen muß man nicht fragen: was besagt der Name des Ortes? Man muß seine Blicke nur nach den Südhängen wenden, nach den verlockenden Pflanzungen der Reben, und man errät, daß hier ein guter Tropfen gedeihen muß. Es verlohnt sich, vom Kerne des Dorfes aus den steilen Anstieg zu nehmen und oben rechtsumkehrt zu machen. Das Panorama der Berge, von denen man nie genug bekommt, ist wieder da, und die Dächerwelt der Stadt. Nur ferner gerückt ist alles, in leichten Dunst getaucht, aber nicht minder schön und von Poesie umwoben. Bis hierher langen die Fühler Zürichs. Die blauen Autobusse fahren herbei, und ein paar neugeartete Gaststätten locken die verwöhnten Städter mit mannigfachen Vergnügungen und Genüssen.

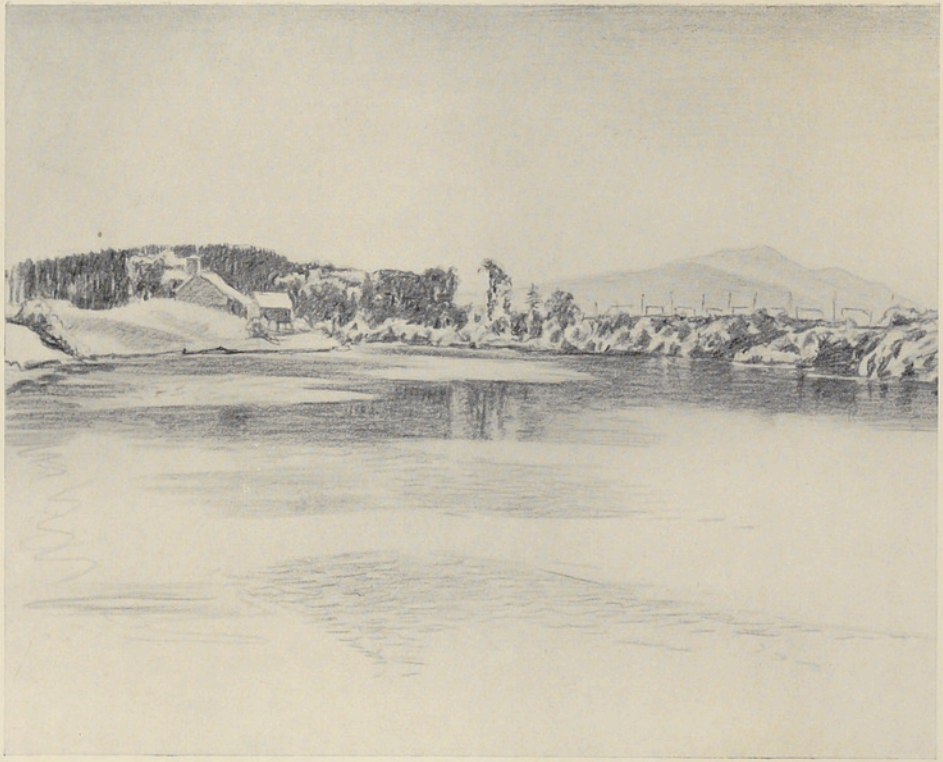
Sie haben keine Gewalt über mich. Ich will ja das Land. Ich suche ländliche Abgeschiedenheit und die Limmat, die ich ganz aus dem Auge verloren habe. So zieh' ich talab, einem Weinberg im wahrsten Sinne des Wortes entlang. Wiesen und Felder zur Linken und Rechten sind meine Begleiter. Natur umgibt mich. Weit hinter mir liegt die rauchige Kleinstadt des Gaswerkes. Und jetzt, bald nach Geroldswil, habe ich die Limmat wieder gefunden. Sie durchquert das Tal und hält sich nun dicht an den Höhenzug, dem ich gefolgt bin. In Ötwil bin ich ganz nahe bei ihr. Ich steige ans Ufer hinunter und bin erstaunt ob des herrlichen, geradezu mittelalterlichen Bildes. Etwas Gebüsch schafft malerische Partien. Und jenseits, am andern Ufer, steht ein stattlicher Bauernhof. Im Wasser wartet ein Kahn. Es ist die Fähre, die auf Wunsch den Wanderer herüberholt. Ich brauche nur zu rufen. Und ein flinker Bursche taucht auf und ergreift die Ruder. Bald ist er bei mir, und bald stehe ich schon drüben, viel zu schnell. Denn gern hätt' ich die Überfahrt länger genossen. Sie ist sozusagen der Leckerbissen des ganzen Wander-Nachmittags geworden.

Die Wasser haben es hier nicht eilig. In gemächlichem Gange ziehen sie ihre Bahn, plaudern kaum und sind höchlichst erstaunt, hier noch das hastige Wirbeln von Rädern einer Seidenfabrik zu vernehmen. Und weiter zieht sie, sich ihrer Ufer erfreuend und Ausschau haltend nach andern Abwechslungen. Hier etwa läßt Albert Welti seinen Weidling abwärts gleiten, auf dem der „Geizteufel" Platz genommen. Mit gierigen Griffen zählt er sein Geld, zählt und zählt und achtet nicht, wie schön die Welt um ihn ist, wie die Ufer leuchten und wie lebensklügere und weisere Menschen ihr Glück finden im Aufgehen in den reinen und großen Geschenken, die die Natur allen bereit hat, die zu ihr kommen.

Dann verfolge ich einen schönen und stillen Weg nach Dietikon. Es ist Abend geworden. Die ersten Schatten der Nacht fallen ein. Bald wird es dunkel sein. Ich habe den Tag gut genützt. In diesem Gefühl werden die Schritte leicht.

Die ersten Lichter blitzen auf. Ein Zug saust wuchtig heran und vorbei. Das ist der Atem der großen Welt, die mich gestreift hat. Jetzt habe ich kein Verlangen nach ihr. Denn die kleine hat mir alles gegeben, was ich heute wünschte: Einkehr bei mir, Flucht aus dem Lärm der Zeit und Besinnung auf die Güter, die letzten Endes einzig dem Herzen frommen.





Limmat bei Killwangen. *EDUARD STIEFEL.*

EINE WASSERFAHRT NACH BADEN IN DER GUTEN ALTEN ZEIT.

Von David Heß.

Ich bin oft dahin gereist, im Wagen, zu Pferd und zu Fuß, aber nie so angenehm, nie so schnell wie im Schiff. Diese Schiffe sind freilich keine Coches d'eau, keine Treckschuiten, keine Jachten. Es sind lange, schmale, gebrechliche Dinger, auf denen man sich dem reißenden Strome preisgibt. Man heißt sie Weidlinge, wegen der Schnelligkeit, womit sie fortschwimmen. Englische Seeoffiziere, welche die Welt umsegelt hatten, weigerten sich oft, ihr Leben an solche drei Bretter zu wagen. Lange Gewohnheit macht den Zürcher kühn; sorglos setzt er sich mit seinen Geliebten ein und vertraut seinen Göttern.

An verschiedenen Tagen fahren diese Schiffe im Sommer nach Baden; am meisten aber sind die besetzt, welche am Sonnabend in der Mittagsstunde abgehen. Von der Hitze hat man nichts zu fürchten; auf dem Wasser ist ein ewiges Spiel von kühlenden Lüften.

Nebst den vielen Kisten und Ballen und Reisesäcken, die vorn und hinten aufgetürmt werden, finden zwei bis 36 Personen Platz in einem solchen Nachen. An schönen Sonntagen werden zwei bis drei derselben erfordert, die Leute alle einzunehmen, welche vor der Wohnung des Schiffmeisters oder an der Landfeste unten an der Rosengasse auf die Abfahrer harren.

Der Schiffmeister hat Lebensart; er weiß zu unterscheiden. Zuerst schiebt er den Pöbel von Krämern und Juden,

die nach Zurzach wollen, dann Bauern, Knechte und Mägde der Badgesellschaften und die simpeln Passagiere vor, weist ihnen ihre Plätze an, und nur zuletzt fördert er die vornehmern Herrn und Damen auf die hintersten Sitze, hinter welchen er gewöhnlich selbst das Steuer führt, von wo aus man die ganze Schiffsgesellschaft übersehen kann und wo man auch, bei der Fahrt durch den Kessel, weniger von den plätschernden Wellen bespritzt wird.

Eine Menge Zuschauer steht an der Landfeste, Verwandte und Bekannte der Abfahrenden, Neugierige, die das Gewühl herbeilockt, Vorübergehende, die verweilen, bis das Schiff vom Land stößt. Das Ganze ist bei heiterm Wetter ein buntes, fröhliches, malerisches Schauspiel.

So wie ein Nachen vollgepfropft ist, wird er umgewendet und gegen den Wollenhof gelenkt. Da ergreift ihn die Gewalt des reißenden Stromes; die Schiffleute brauchen nicht zu rudern, sie haben genug zu tun, nur immer genau die Richtung zu beobachten, welche das Fahrzeug nehmen soll, um nicht gegen Pfähle und Mauern zu stoßen. Sie sind sehr vorsichtig, und daß sie sich nicht etwa vor der Abfahrt berauschen, dafür hat der Schiffmeister bei Eid und Pflicht und schwerer Verantwortung zu sorgen.

Eine reizendere Wasserreise als diese ist kaum denkbar. Sie läßt sich im Kleinen mit der Rheinfahrt von Mainz bis Köln vergleichen. Wie ein Pfeil vom Bogen geschnellt fliegt der leichte Nachen auf bläulichen Wellen dahin. Die Gegenstände wechseln jede Minute. Kaum hat man eine bedeutende Stelle erreicht, so verschwindet sie wieder, verdrängt von einer andern, die das Auge auf sich zieht.

Von der Landfeste ausgelaufen, befindet man sich schon im Hui an der Spitze des Ötenbachergartens bei der Papiermühle, wo am Abend des 22. Heumonats 1350 vor der Mordnacht der besonnene Fischer Bachs den verräterischen Grafen von Toggenburg mit seinen beiden Gefährten in die Fluten versenkte und sich dann von seiner Obrigkeit die silbernen Panzerschuppen der von ihm in der Reuse gefangnen Fische

zur Belohnung erbat. Nicht vergebens heißt diese Stromgegend die Schnelle. Man hat sich kaum bedacht, so ist man schon unterm langen Steg dahin und schwebt längs den schattigen Lindengängen des Schützenplatzes, an dessen Spitze der Sihlstrom sich mit seiner jugendlichen Braut, der Limmat, vermählt. Ade, Zürich!

Wer etwa dort oben im Beckenhof unter dem dunkeln Kastaniengewölb eine befreundete Gestalt erblickt, winkt wohl mit weißem Tuch hinauf. Aber kaum hat man den Gegengruß aufgefangen, so ist der Beckenhof verschwunden, und wie das Leben im Zauberstrahl der Jugend eilt der Nachen weiter und weiter, vorbei an schönen Fabrikgebäuden, die rechts und links am Ufer stehn, wo Kattun gedruckt, geklopft und in der Limmat rein gewaschen wird.

Der Kirchturm von Wipkingen, der aus Obstbäumen hervorragt, ist schon hinter uns. Links zeigt sich der Hardturm, früher auch Schwendenturm genannt, wo vor Zeiten eine Brücke stand, deren Zoll den Freiherrn von Regensberg gehört hatte.

Die südliche Seite des anmutigen Hönggerberges ist auch schon zurückgetreten. Die Kirche von Höngg winkt vergebens auf ihren Rebhügel. Wir haben jetzt nicht Zeit, dort vom Friedhof die herrliche Aussicht zu bewundern. Der Strom zieht uns vorbei an den Getreide- und Pulvermühlen, vorbei an all den reizenden Wiesen, Obst- und Weingärten, an schattigen Wäldchen, an Landhäusern und malerischen Hütten unter alten Nußbäumen, von Weiden umzäunt. Da kommen wir an eine Stelle beim Landsreinwuhr, wo die Limmat sich links biegt. Es liegen Steine im Wasser, die Wellen schäumen und spritzen. „Ist das der Kessel?“ rufen die Kinder. Aber sie haben kaum gefragt, so sind wir schon vorüber. Es war nur ein Vorspiel dessen, was weiter unten auf uns wartet.

Dort strebt ein Türmchen auf klösterlichen Dächern empor. Hier ist das Fahr. Hier wohnen die armen, blassen Nonnen und beten und singen und sticken und tändeln ihr freudloses Leben dahin. Nur an seltenen Festtagen und wenn

sie etwa zur Ader gelassen haben, ist ihnen vergönnt, sich im Freien zu ergehen und am Ufer des Flusses unter ihren Fruchtbaumalleen an der Seite eines gefälligen Probstes oder Beichtvaters zu lustwandeln.

So schnell zieht uns die Limmat fort, daß wir über dieser wehmütigen Erinnerung an die guten Nonnen versäumten, die Stelle zu bemerken, wo unten am Kloster einst das Städtchen Glanzenberg stand, das der listige und tapfere Graf Rudolf von Habsburg als Hauptmann der Zürcher im Jahr 1268 eroberte und verbrannte. Man entdeckt unter wildem Gesträuch noch Spuren von dem verschütteten Gemäuer.

Hier beginnt das Wasser etwas ruhiger zu fließen. Die Gegend wird allmählich flacher, der breitere Strom nimmt in seine kühlen Arme mehrere kleine Inselchen auf, die mit Weidengestrüpp bewachsen sind, und wir können mit Muße den Punkt betrachten, wo im Jahr 1799 der französische Feldherr Massena am 25. Herbstmonat bei Dietikon eine Schiffbrücke über die Limmat schlug, die Russen auf dem rechten Ufer überfiel, wie eine verheerende Lawine sich wieder über die Stellungen verbreitete, die er am 6. Brachmonat, von den Österreichern gedrängt, verlassen hatte, und dann, durch die berühmte zweitägige Schlacht bei Zürich, das Schicksal von Europa, zu Gunsten seiner räubrischen Regierung wieder für mehrere Jahre entschied. Rechts im Niederholz liegen viele hundert Russen begraben, welche, zu schwach, und des Krieges mit den leichtfüßigen Franzosen noch nicht kundig, beim ersten Anlauf den Tod fanden.

Indes der Nachen sanfter dahingleitet, kann man sich gemächlich umsehen und rückwärts auf den alten Uto blicken, welcher von hier aus, im Profil gesehen, seine bedeutende Form ganz verloren hat und als eine mäßige Anhöhe erscheint. Die waldbewachsenen Hügel und Berge zur Rechten wechseln in mannigfaltigen Abstufungen, indes die Aussicht zur Linken weniger malerisch ist. Die Schiffleute erlauben sich hier ein bescheidenes Gläschen des mitgenommenen Weins zu trinken,

und die Frauenzimmer packen Äpfel und Wecken aus ihren Arbeitsbeuteln und geben den Kindern zu naschen.

Aber bald, nachdem man bei Ötwil an der größten Limmatinsel vorbeigekommen, beginnt das Wasser wieder eilfertiger, das linke Ufer romantischer zu werden. Die Führer ergreifen das Ruder wieder und verdoppeln ihre Achtsamkeit. Höflich ersucht der Schiffmeister die Damen, welche etwa ihre Sonnenschirme offen haben, sie niederzulegen, damit er ungehindert die gefährlicher werdende Fahrt lenken könne.

„Wir sind am Kessel! Da ist der Kessel!" ruft einer dem andern. Die Kinder kreischen auf. Sie haben so viel von den Gefahren des Kessels gehört, daß sie furchtsam sich an die Mutter drängen und anklammern und wähnen, schon in der nächsten Minute vom gähnenden Rachen eines naßkalten Todes verschlungen zu werden. Die Wellen schlagen wie mit Hämmern an die Bodenplanken des Schiffes, heben es ein paarmal auf, lassen es wieder sinken, bespritzen die Reisenden, welche vorn sitzen, ein wenig im Fliehn. Es sind zwei Augenblicke, und sogleich schwimmt der Nachen wieder so sanft wie zuvor dahin. Der Zorn des Flußgottes hat sich gelegt, die Gefahr ist überstanden, und die Furchtsamen sind die Ersten, welche über ihre vergebliche Angst lachen.

Was ist denn dieser Kessel, von dem so viel Abenteuerliches erzählt wird? Ein Paar große Felsbrocken ragen aus dem Wasser hervor, an welchen sich die Wellen mit Ungestüm brechen, der Fluß biegt sich plötzlich links und bildet beinah einen rechten Winkel, das ist alles.

Indes vom Kessel geschwatzt wird, sind wir schon bedeutend weiter geschwommen, denn der Strom, wie das Genie nach bezwungenen Hindernissen, ist wieder in vollem Zug und reißt uns unaufhaltsam mit sich fort. Die schroffen Ufer drängen ihn enger zusammen und verdoppeln seine Schnellkraft. Die Gegend wird wilder. Weiße Möwen und Fischreiher fliegen durch die blaue Luft und lauern auf Raub.

Wir begegnen einigen Nachen, welche von den Schiffern

mühsam stromaufwärts gestoßen werden, weil die Beschaffenheit der Ufer die Veranstaltung von Reckwegen (Leinpfaden) unmöglich macht. Die armen Leute schwitzen und stöhnen bei ihrem sauren Geschäft. Wenn sie drei Ruderlängen vorwärts gestrebt haben, reißt sie das Wasser wieder um zwei rückwärts. Sie sind gestern in zwei Stunden von Zürich nach Baden gefahren; jetzt brauchen sie bei großem Wasser wenigstens achtzehn Stunden, um sich wieder nach Zürich hinauf zu arbeiten. Es geht ihnen wie tausend Menschen, denen, verwöhnt durch eine fröhliche, sorgenfreie Jugend, der Kampf mit den Wogen des Schicksals im Alter doppelt beschwerlich wird; sie erreichen den Hafen der Ruhe nur spät und müde, um sich da entkräftet wiederzufinden, von wannen sie rüstig und hoffnungsvoll ausgelaufen sind.

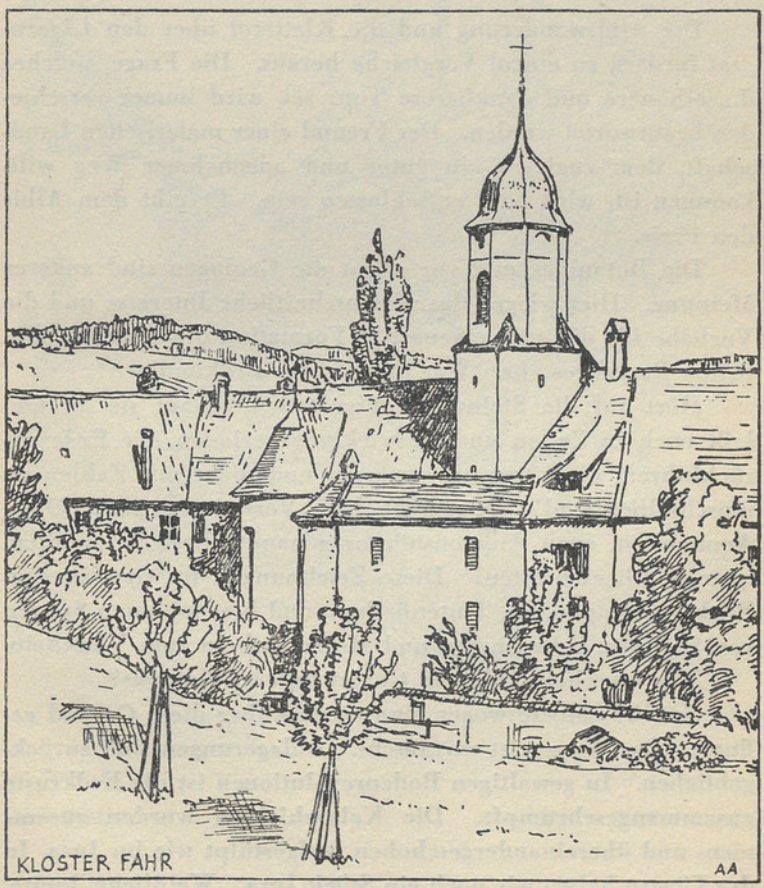
Nun zeigt das Kloster Wettingen seine veralteten Mauern. Der Anblick von Ruinen abgebrannter Wirtschaftsgebäude ist wenig anziehend, und der Vorübereilende ahnet kaum, wie behaglich sich im Innern des Gotteshauses bei den wackern Cisterziensern leben läßt. Der Protestant muß wie der Katholik vor diesem Gehöfte sich zu einem Bückling bequemen, um nicht mit dem Kopf an das dicke Tau zu stoßen, welches von einem Ufer zum andern gespannt, eine fliegende Brücke hin und her lenkt.

Unter dem Kloster windet sich der gedrängte Fluß durch gelbliche Klippen; seine Gewalt hat sie platt gewaschen und unterhöhlt.

Noch eine Weile, und indem wir in grünen Umgebungen rechts einbiegen, sehn wir auf hohen Felsen die Trümmer des alten Schlosses; dann erscheint das Türmchen der Kapuzinerkirche, der Turm des Bruggertors, und endlich ragt aus den Häusermassen der Stadt Baden empor das bunte Schieferdach des Kirchturms, welchen die Kinder den Krälleliturm heißen. Rasch geht es am neuen Schloß unter der schönen Brücke weg, zum Glück so schnell, daß wir die häßliche Hinterseite alter Wohnungen nicht genauer unterscheiden können; vor-

über am Schützen- und Comödienhaus, nach welchem hinauf die Kinder mit Sehnsucht blicken, vorüber an der heitern reformierten Kirche, der Öhltrotte und der bescheidnen Verenakapelle; und da breiten die Bäder sich auf beiden Ufern vor uns aus. Wir sind da. Willkommen in Baden!

(gekürzt).



ÜBER DEN LÄGERNGRAT.

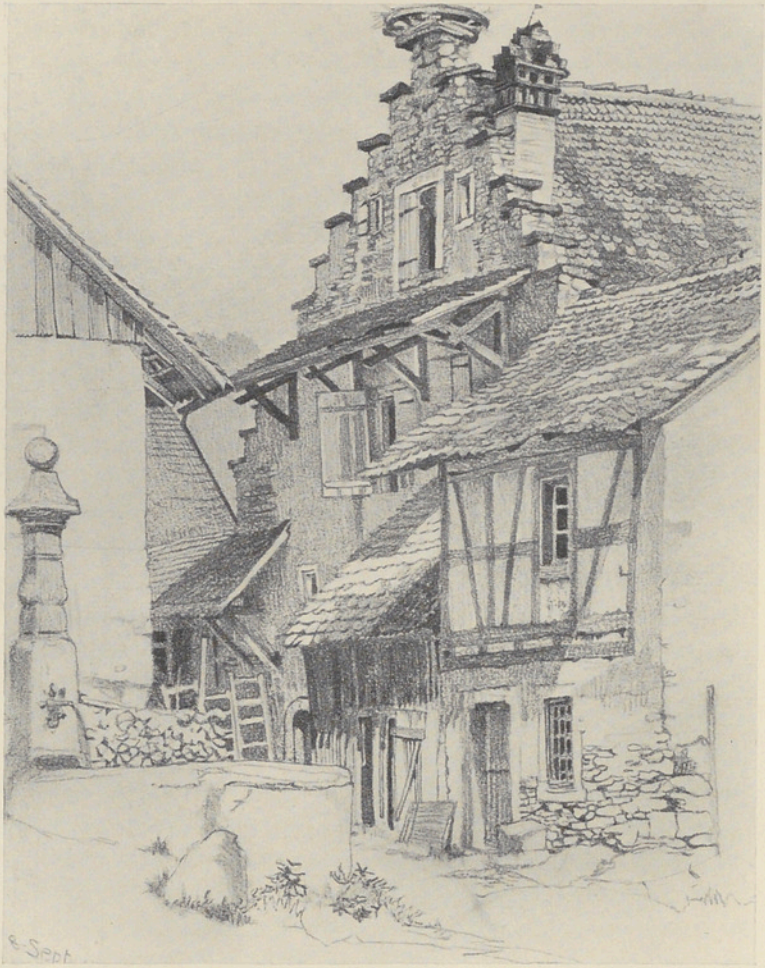
Die Albiswanderung und die Kletterei über den Lägerngrat fordern zu einem Vergleiche heraus. Die Frage, welches die schönere und dankbarere Tour sei, wird immer verschieden beantwortet werden. Der Freund einer malerischen Landschaft, dem zugleich ein guter und angenehmer Weg willkommen ist, wird bald entschlossen sein. Er gibt dem Albis den Preis.

Die Botaniker und vor allem die Geologen sind anderer Meinung. Hier wiegen das wissenschaftliche Interesse und die Vorliebe für die ganz eigenartige Formation dieses ungewöhnlichen Bergzuges vor. Was sagen diese Erdkundigen?

Hört auf die Steine, die hier reden, schaut sie an und laßt euch in Zeiten und Entwicklungsperioden der Erde zurückführen, die kaum zu ermessen und nicht mit Zahlen zu umschreiben sind! Betrachtet diese Versteinerungen! Diese Ammoniten, auch Ammonshörner genannt, diese Belemniten, quer durchgeschnitten! Diese Zeichnungen im Gestein sind Rückenschuppen von Tintenfischen, und hier kommen Spuren von Seeigeln, Schwämmen und Meermuscheln zum Vorschein.

Meermuscheln auf dem Gebiet unseres Kantons?

Gewiß! Meereswogen sind einmal über diese Gegend geflutet. Das Wasser ist verrauscht. Ablagerungen sind zurückgeblieben. In gewaltigen Bodenrevolutionen ist die Erdkruste zusammengeschrumpft. Die Kalkschichten wurden zusammen- und übereinandergeschoben, aufgestülpt wie im Jura. In der Lägern haben wir noch ein Stück Jura. Weißliche, bunte, rotbraune und helle Schichten lagern übereinander und sind zu einem wechselvollen Band zusammengefügt. Dieser eigen-



Bei Otelfingen. *OTTO BAUMBERGER.*

artige Aufbau muß unsern Vorfahren schon früh aufgefallen sein. Schon 1274 ist von „Lägirdon" die Rede, und „Lägern" bedeutet: gebänderter Berg.

In einer Länge von elf Kilometern zieht sich dieser Kalkgrat von Osten nach Westen, von Regensberg bis nach Baden.

Die Art des Aufbaus bringt es mit sich, daß alles Wasser versickert und verschwindet. Keine Quelle sprudelt. Kein Bächlein rauscht.

Schade, daß diese aufschlußreichen Zeichnungen nur noch an seltenen Orten zu sehen sind. Am besten in den großen Kalksteinbrüchen, von denen her es donnert und von Sprengschüssen knallt, wenn man über die Höhe wandert. Sonst ist der ganze Zug von unten bis oben dicht bewaldet, so daß es oft und stundenlang schwer hält, selbst zu oberst einen Ausblick zu gewinnen.

Der Auftakt zur Lägernbegehung ist vielverheißend. Ja er hat etwas so Berückendes, daß ich nicht den kürzesten Weg einschlage. Ich halte mehr westlich, steige durch Wiesen auf und habe nun unverhofft gegenüber das ganze Städtchen Regensberg. Als Felsennest sitzt es auf dem äußersten Ende des Lägernkammes. Die hohen Häuser sind eng aneinander gebaut. Sie bilden eine weiße, reich gegliederte Flucht von Mauern und Dächern. Zu ihren Füßen liegen Stücke Rebland, Äckerlein, Blumen und Nutzgärten in reicher Abwechslung; dem Hange zu steht die Burg, und der alte, mächtige Turm mit seinen drei Meter dicken Mauern verspricht eine herrliche Schau ins weite, offene Tal.

Der ganze Kanton zeigt wohl kein schöneres Bild eines Landstädtchens. Nun wird noch die Sonne Herr und guckt durch die drohenden Wolken. Silberhell leuchten die Mauern. Zwischen dem Grün des Untergrundes und dem Blau des sich öffnenden Himmels ziehn sie ein schmuckes Band. Eine lange Geschichte muß hinter dieser bäuerlichen Siedelung stecken. Sie behält das alte, von Jahrhunderten betreute Gepräge, ohne von modernen Bauten gestört zu werden. Diese Einheit verleiht dem Bilde besonders Wert und einen unaus-

löschlichen Gesamteindruck. Er zwingt mich, immer wieder stille zu stehen, und dann, während ich die große Straße gewinne, fliegt mir eine Erinnerung zu, die auf Jahre zurückgeht. Ich unternahm kurz nach Beendigung des Krieges meinen ersten Flug. Der junge Pilot führte mich über Regensberg und beschrieb aus übermütiger Laune eine scharfe Kurve über diesem Städtlein. Das Flugzeug stand schief, und unter mir tanzten die Häuser, die Gärten, der Turm und das Schloß rundum, wie ein Karussell. Ich wußte nicht, wie mir war. Es war eine unheimliche, phantastische Flucht von Wänden und Fenstern, von Menschen und Tieren, und ich brauchte Zeit, mich ganz von diesem wilden Spuk zu erholen.

Und wieder schaute ich hinüber. Alles war in Ordnung, und ich freute mich, festen Boden unter den Füßen zu haben und genoß die Stille und Ruhe, die vom malerischen Bilde dieses Fleckens ausströmte.

Bald hatte ich ihn auch erreicht, stieg die enge Straße hinan und rastete oben, wo der Blick sich weitet, wo man das ganze Talgelände überschaut bis hinauf zu den weißen Bergen. Dann näherte ich mich der Burg, dem runden Wehrturm, dem schlichten Denkmal, das den wackern Soldaten gilt, die aus dem Bezirk während der Zeit des Krieges gestorben sind. Herrlich der Sonne zu, zu vorderst am östlichen Ende liegt der blumenübersäte Friedhof, etwas zurück das alte Amtshaus der Herrschaft Regensberg, jetzt die Zuflucht gebrechlicher, alter Leute. Und oben in der „Burg" haben arme, schwachbegabte Kinder ein Heim und Pflege gefunden.

Regensberg! Jeder Stein ist ein Stück Vergangenheit. Edle und Ritter wohnten auf manchen Sitzen der Umgebung. Von hier aus übten sie Macht und Gewalt aus über die Bauern in den Dörfern, über Otelfingen, Buchs, Boppelsen, Niederweningen und viele andere Gemeinden. Am reichsten aber waren die Freiherrn von Regensberg, die von ihrem Stammsitz am Katzensee herkamen. Ihr Glück jedoch hatte nicht Dauer. Fehden mit der Stadt Zürich und mit den Habsburgern verminderten Macht und Besitztum. Die Österreicher

kamen und nach ihnen die Zürcher, die hier eine Vogtei aufrichteten. Im 17. Jahrhundert wurde das Städtchen ein Raub der Flammen. Nur das Schloß vermochte ihnen zu trotzen. Und schließlich haben die gleichen fremden Heere, Österreicher, Franzosen und Russen, die in der Eglisauer Gegend viel Schaden anrichteten, auch über Regensberg Unheil gebracht.

Auf manchen Pergamenten steht es zu lesen. Die Geschlechter sind dahin, und die Gegenwart zieht wie das Licht der milden Herbstsonne über die auf und niederwogenden Schicksale, die diesen herrlichen Erdenwinkel trafen. Und doch mögen alle, auch die schwersten, nur wie ein Hauch gewesen sein den gewaltigen Erschütterungen gegenüber, die einst den seltenen Kamm geschaffen, diese Kalksteinplatten emporgerichtet und diesen Riesendachfirst gebaut haben, als der der Lägernzug uns heute erscheint.

Mit solchen Gedanken begann ich den Aufstieg. Man kommt gut vorwärts. Aber ehe man in den Wald tritt, muß man immer wieder zurückschauen. Man verfolgt das Tälchen, das hinunter nach Dielsdorf führt, die Straßen, die wie Bänder über die Hügel gelegt sind, und immer wieder schaut man den Bergen zu, die ganz in der Ferne wie Ahnungen höherer Welten hinter Schleiern sich verbergen. Wenn sie sie ganz lüfteten, was müßte das für eine Pracht sein!

Doch einstweilen nimmt mich der Wald gefangen. Man steigt in seinem Schutze sachte bergan. Auf dem Wege spielt die Sonne, die durch die Blätter guckt. Nun geht es ebenhin, wie von selber schreitet man auf dem weichen Boden, und man wünscht, es würde nicht anders werden bis Baden. Doch halt! Gleich geht der sonntägliche Pfad in den Werktag über. Pfützen kommen und Zeugen gewitterlicher Regen, die wohl gestern gefallen und noch keinen Abfluß gefunden haben.

In einer Stunde soll die Hochwacht erreicht sein. Sie ist es auch. Schon guckt der Gasthof mit seinem Ausbau nach Süden hervor. Das Waldrevier nimmt ein rasches, doch kurzes Ende, und jetzt wird man gewahr, daß man sich zweihundert Meter höher befindet. Der Zürichsee ist auf einmal da,

der Ütli, und jetzt versteht man auch, warum die Lägern so oft und gerne aufgesucht wird. Man versichert, und es muß seine Richtigkeit haben, daß man von hier aus mit dem Auge eine Strecke von 270 Kilometern verfolgt. Was für ein abwechslungsreicher Horizont vom Süden bis hinüber zum Norden! Voralpen, Täler, unzählige Dörfer und Gehöfte, Wasserläufe, hohe Berge, ein Blick in die Unendlichkeit. Darüber ziehen die Schatten dunkler Wolken, und man weiß nicht, ob sie ihre prallen Schläuche öffnen wollen. Ein scharfer Wind jagt sie dem Norden zu und fegt vielleicht den Himmel wieder rein.

Von der Hochwacht aus betritt man die waldige und steinige Einsamkeit des Lägern-Rückens. Der Schartenfels ob Baden ist das nächste Haus, dem man begegnet, und dann ist man auch am Ziel.

Wer die Strecke von früher her nicht mehr im Kopfe hat, schreitet rüstig aus und hofft unentwegt auf Ausblicke in's Furt- wie ins Wehntal. Umsonst. Nun spürt man deutlich, daß man auf dem Kamme geht. Der Weg ist schmal, und da, wo die Hänge steil sind, kleidet sie ein Wald niederer Bäume aus und nimmt ihnen alle Ungemütlichkeit. Aus der Tiefe des Wehntales klingen die Glocken weidender Kühe herauf. Man ist versucht, in dieser feierlichen Ruhe seinen Gedanken nachzuhängen. Doch nein! Der Weg mit seinen zackigen Steinen, mit seinen schrägen Platten, seinen Abstürzen und jähen Anstiegen verlangt deine ganze Aufmerksamkeit. Gut, wenn du ein flinker Turner bist, dein Gleichgewicht behältst und immer einen Fleck, eine Kante, einen Baumstrunk, ein Inselchen oder ein Bödelchen findest, den Fuß hinzusetzen. Du suchst und suchst, du lavierst und balancierst, du hüpfst, du schleichst, du schwingst dich hinüber und ziehst dich am nächsten Stämmchen empor. So hast du ein strenges, aber kurzweiliges Fortkommen.

Wer seine Gedanken von geschäftlichen Nöten ablenken will, gehe über die Lägern! Hier wird ihm das Kunststück gelingen, alle Zahlen und Berechnungen zu vergessen, denn er hat keine Zeit, wenn er aufrecht bleiben will. Und ein Fall

auf die spitzigen und scharfen Steine könnte ungemütlich werden.

Man wappnet sich mit neuer Geduld und zieht seines Weges. Ob man noch steigt? Man achtet es nicht. Das ewige Aufundab macht unsicher.

Die Zeit verrinnt. Man ist geschäftig und angespannt. Noch immer ist mir kein Blick in die Tiefe gegönnt. Wenn der Grat nicht die Richtung bestimmte, man würde ratlos und könnte sich leicht verirren.

Doch nun endlich reißt der Vorhang auseinander. Das Wehntal liegt unter mir. Dort, am jenseitigen Hange dehnt sich Schöfflisdorf hin, und Ober- und Niederweningen winken herauf. Weiter hinten blitzt einmal ein Knie des Rheins. Jenseits folgt deutsches Land. Dort regnets, und eiliger setze ich den Weg fort, um nicht auch noch einen Spritzer zu bekommen. Ungemütlich müßte das sein. Denn zum Schartenfels ist's noch weit. Ich habe ja das Burghorn noch nicht erreicht. Das Burghorn, den höchsten Punkt der Lägernkette, die Grenze des Kantons.

Der Lägerntourist lernt Behutsamkeit. Der Renner, der Stürmische wird zahm. Jede Hast wird mit Drohungen quittiert: paß auf! Schnell ist ein falscher Tritt gemacht, du bleibst liegen und magst sehen, wie und ob du nach Baden kommst!

Ich höre Stimmen, fröhliches Mädchengezwitscher und rauhere Laute von Burschen. Und dort kommen zwei Bänke zu Vorschein. Ganz oben an die Kante sind sie hingestellt. Das erste Ziel ist gewonnen. Der Blick nach Norden ist frei.

Nur wenige Minuten der Ruhe gönne ich mir. Wer weiß, was noch kommt! Die fortwährenden Hindernisse bringen es mit, daß man nur langsam vorrückt. Was müßte das für eine Freude sein, nur einmal zwei, drei Schritte machen zu können ohne die Überlegung: wo trittst du hin? Der Wunsch ist eitel. Und du wirst gewahr, der Kamm wird schmaler, die Paßwanderung spitzt sich zu. Nun ist es keine Übertreibung mehr, wenn du sagst: da über diesen Dachfirst soll ich? Geht's

rittlings oder darf man's wagen, aufrecht zu stehen? Ein Wegweiser empfiehlt äußerste Vorsicht und rät Ungeübteren, den Waldweg vorzuziehen, der alle Schwierigkeiten umgeht. Es liegt in der gesunden Natur des Menschen, gern ein Abenteuer in Kauf zu nehmen. So erhält dieser bequeme Waldweg gewiß weniger Besuch als die oberste und stellenweise kitzlige Kante, die es an Überraschungen nicht fehlen läßt. Es braucht einiges Selbstvertrauen, ihnen zu trotzen. Ein Glück nur, daß niemand dabei ist und sich daran ergötzt, wie du auf allen Vieren hier über eine jähe Platte schleifst, ein Stämmchen ergreifst und dich daran emporschwingst. Wenn dann die kritische Passage vorbei ist und du auch gar keinen Denkzettel abbekommen hast als etwa einen gebrochenen Stock, freust du dich, und du spürst den Wert der harten Pflicht, einmal alle deine Kräfte zu sammeln, die körperlichen wie die seelischen. Du hast die Strapazen einer Bergtour hinter dir, und doch bist du nur auf eine Höhe von 863 Metern gelangt, 400 Meter über die Sohle der Täler, die links und rechts die Lägern begleiten.

Nun wartet man darauf, daß Schartenfels auftauche. Denn über Wettingen ist man längst hinaus. Drüben am andern Ufer der Limmat lag das Kloster und diesseits das junge Dorf, die geometrisch gezogenen Straßen und die einfachen Einfamilienhäuser daran, lange Reihen in pedantischer Anordnung wie eine Riesenfabrik, die ihre Leute an getrennten, aber gleichen Plätzen arbeiten läßt. Und herauf rauschen Züge, tönen die Pfiffe von Lokomotiven, die Signale von Autos; aber die Bäderstadt will noch immer nicht zum Vorschein kommen. Steiler wird der Weg. Nun ist's, als ob man unmittelbar über dem Gewirre der Häuser säße. Die Fabrikquartiere sind deutlich, die Goldwändler-Hänge versprechen einen guten Tropfen. Wie herrlich wird er munden nach dieser langen Kletterei!

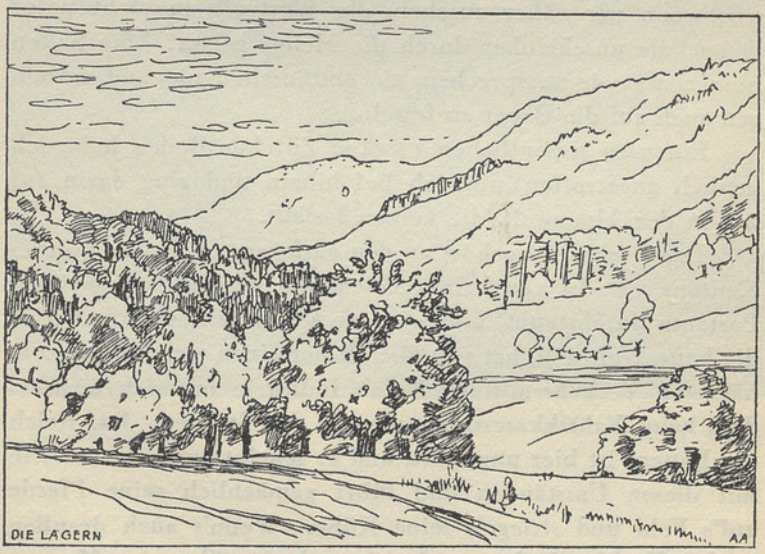
Da ist es endlich doch erreicht, das Ziel. Ich atme auf. Denn das Unwetter, das gedroht hatte, hat eine andere Rich-

tung eingeschlagen. Die Sonne ist wieder Meister geworden. Um Baden breitet sich ein milder Abend aus.

Über die Terrasse des Schartenfels bläst ein frischer Wind. Kurgäste kommen herauf und trinken ihren Kaffee.

Und meine Kur? Sie bestand in einer erfrischenden Durchlüftung des ganzen Menschen, in der neu gewonnenen Zuversicht, solche Aufgaben noch lösen zu können.

Die Dachfirst der Lägern möge noch recht vielen zum Gradmesser ihrer Kräfte werden! Sicher haben die vergossenen Tropfen den aufbauenden Wert der Badener Quellen, und immer wieder werden solche ausgiebigen Märsche zu Quellen des Lebens selber. Denn ihnen entsprudeln Freude und Lust zu neuen Taten.



DURCH'S BACHSERTAL.

Der fleißige Wanderer macht immer neue Erfahrungen. Je näher er der Natur kommt, je tiefer er von ihren Schönheiten und Geheimnissen ergriffen wird, um so dankbarer, um so beglückter ist er, in eine Gegend zu geraten, die so gar keinen Aufwand macht, die nicht verblüfft und sich nicht auf die Allerweltstouristen einstellt, die immer etwas Besonderes haben wollen.

Geht es uns mit den Menschen nicht ebenso? Finden wir, wenn wir näher zusehen, die Wertvollsten nicht unter denen, die unscheinbar durch die Menge gehen? Sie halten immer, was sie versprechen, sie enttäuschen nie und vermögen auch auf die Dauer zu fesseln.

Einen so wesentlichen Flecken Zürcher Boden habe ich neulich angetroffen, und ich lief hinein und ging darin auf wie in der Alpenwelt, die keinen losläßt.

Das Bachsertal gehört zu den entlegensten Teilen unseres Kantons. Es ist von keiner Eisenbahn berührt, von keinem Postauto durchstaubt, und wer aus seinen stillen Gründen in die laute Welt will, hat von überall her einen weiten Weg zum nächsten Verkehrsmittel. Keine Industrie hat sich angesiedelt, keine Fabrikkasernen stehen an den Straßen. Das Reich des Bauern ist hier ungestört, und er scheint zufrieden zu sein mit diesen Umständen und führt gemächlich seine Pferde auf's Feld und striegelt seine Kühe. Wenn's auch draußen in den Nachbarländern und weiter abseits, über den Meeren, ungemütlich zugeht, die Woge des Streites und neuer Machtergreifung hat sein Herz noch nicht erfaßt; wohl sind seine Gedanken durch's Lokalblättchen auch auf die brennenden

Regensberg. *E. E. SCHLATTER.*

Gegenwartsfragen gelenkt worden, aber er ist der Meinung, es gelte zuerst vor seiner Türe Ordnung zu schaffen und den nächsten Pflichten nachzugehen.

So wohnt hier ein gesunder, nüchterner und schaffiger Schlag, der ohne Hast am Pfluge steht und die Egge über die Schollen führt.

In Steinmaur habe ich die Wanderung begonnen. Das war der gute Auftakt für's Bachsertal. Bauernland ist auch dieses Dorf. Denn vor den Häusern, in den Scheunen und Gärten vollzieht sich die bäuerliche Arbeit wie auf einem entlegenen Hof. Die große Zeit vor der Ernte geht überall um. Fässer, Tansen und Kufen werden für den neuen Most bereitgemacht. An den Brunnen herrscht ein reges Treiben. In den Gärten blühen die Astern. Ganze bunte Büsche fluten über den Hag. Zwischen den Blättern der Bäume hervor lachen die roten Äpfel. So geht ein geschäftiges Treiben um die Kirche und den Friedhof. Leben und Tod sind so nahe beieinander, und die Fleißigen und die, die drüben längst müde und zur Ruhe gekommen sind, leisten sich gute Gesellschaft.

So ein behäbiger Käsbissenturm paßt ausgezeichnet in diese Umgebung. Zu oberst sitzt das Storchennest. Aber die Störche sind ausgeflogen. Vielleicht schon seit Jahren. Denn der Wind hat die Halme verweht.

Es wäre eigentlich gegeben, von hier aus durch's Wehntal zu ziehen, dem Nordhang der Lägern entlang. Aber heut hab' ich nun einmal das Bachsertal im Auge, das keinen Schienenstrang kennt. Der Weg führt sachte bergan, durch einen richtigen Obstbaumwald. Noch nirgends habe ich Birn- und Apfelbäume so nahe aneinander stehen sehen. Krone reiht sich an Krone, und alle verheißen einen erfreulichen Herbstsegen. Klee-, Rüben- und Maisfelder dehnen sich über die Höhe. Bevor ich in den Wald trete, werfe ich noch einen Blick nach der Lägern. Regensberg ist immer ein Augenschmaus, von wo man es sieht. Die Siedelung ist in leichten Dunst gehüllt. Doch ist die malerische Silhouette noch gut zu erkennen. Dem Tale zu ist der Berg in mächtigen Brüchen

angeschnitten, ein offenes Buch für die Geologen. Hier lesen sie die enge Verwandtschaft mit dem Jura heraus und prüfen die Schichten, die hier praktische Bedeutung gewinnen. Ich erinnere mich des gewittrigen Tages, da ich allein über den Kamm geklettert bin.

Der Wald — ein schöner Bestand von Föhren, Eichen und Hagebuchen — ist noch naß. Die beste Zeit für die Pilze, und da ich einen kundigen Botaniker bei mir habe, erfahre ich mancherlei über diese Spätlinge, die erst so ganz zur Entfaltung kommen, wenn das Jahr sich zur Neige rüstet. Wahrlich, sie sind eine wunderliche, drollige Gesellschaft, diese Pilze. Sie gehören ins Märchenreich und zum Zwergenvolk, das unter ihren bunten Schirmen Schutz sucht. Wie erfinderisch sind sie in ihren Formen! Und wie heimtückisch! Schönheit ist gefährlicher Schein, und wer sie nicht kennt bis ins innerste Säftlein, hat allen Grund, ihnen zu mißtrauen. Ein besonderes Geschlecht muß es sein, daß sie so vornehm auftreten mit ihren farbigen Faltengewändern. Da tut sogar einer, als ob seine Heimat das Meer wäre. Ist das nicht eine Koralle? Und dort bildet eine zahlreiche Familie einen wie mit einem Zirkel gezogenen Kreis. Ein Hexenring! Der gelbe Schleimpilz wie ein Moos kriecht dem Boden entlang und hat doch keine Füße. Hier weiße Boviste, wie sie die Zuckerbäcker machen, dort der braunschuppige Schirmling, der weißrandige Stachelschwamm, der violette Trichterling! Ei, ihr macht einem kurze Zeit, ihr drolligen Käuze!

Da geht der Wald schon zu Ende. Die Sicht hat sich verwandelt. Ein neues, berückendes Blatt im Psalter der Natur liegt vor mir aufgeschlagen: ein schönes, schmales Tal mit waldigen Hängen. Da und dort in der Höhe ein einsamer Bauernhof, unten zur rechten Seite ein jähes Felsband, die Hochwacht. Kein Weiler, kein Dorf! Sollte nicht Bachs hier liegen? Es liegt auch, aber hält sich noch hinter einem Vorhügel verborgen. Nach weiteren fünf Minuten ist es da, in zwei Teilen, zur Linken und Rechten des Fisibaches, der sich plaudernd talwärts schlängelt.

Ich bin im Tale, dem heut mein Besuch gilt, im Bachser Tal! Eine romantische Welt, an der der gute Eichendorff seine Freude hätte. Romantisch ist der echte, unverfälschte Grund, romantisch sind die herrlichen Lichtspiele der Sonne, romantisch der dichte Wald, der oft bis nahe in die Talmitte herunterkommt, das einfache Leben, die Genügsamkeit der Bauern, das Volkstum, das noch an Traditionen festhält und Vergangenheit und Gegenwart zu schöner Einheit formt. Der Bestand an Häusern ist im letzten Dezennium kaum vermehrt worden, und die Bevölkerung rechnet nicht damit, daß Fremde sie aufsuchen. Und wenn wider Erwarten doch einer kommt, wird er nach altalemannischem Brauch gastlich bewirtet, auch wenn in weitem Umkreis kein Wirtshausschild zu einem Trunke einlädt. Man wandert dahin, talaus, zwischen dem Stadlerberg und der Egg und hat immer den schimmernden Bach zum Genossen. Einem Maler müßte es wohl sein hier. Er könnte gleich an die Arbeit, ohne vorher störendes Menschenwerk aus dem Wege räumen zu müssen. Auch die Autos haben das Bachsertal vergessen.

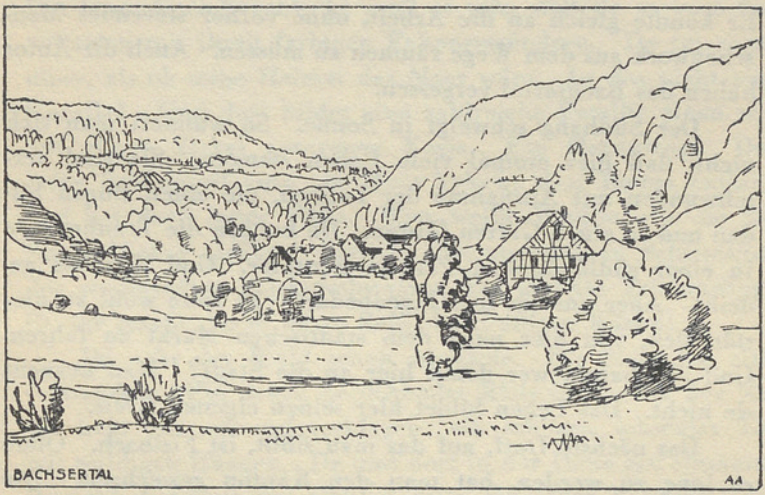
Der Südhang schwelgt in Sonne. So wundert man sich nicht, daß hier einmal viele Reben standen. Sie sind verschwunden mit Ausnahme der Lauben, die einen Bogen bilden und in einen Garten führen. Da hangen die Trauben wie in einer südländischen Pergola herunter. Und Gemüse gedeiht. Aber nur für den Eigenbedarf. Es wäre wohl zu umständlich, von hier nach dem städtischen Markt zu fahren. Und überhaupt, wer denkt hier an die Stadt? Man braucht sie nicht. Das Leben bildet hier seinen eigenen Kreis.

Das nächste Dorf, auf das man stößt, ist Fisibach. Ohne es inne zu werden, hat man den Kanton gewechselt. Die Straße mündet in den Aargau. Eine Wendung nach Osten. Da erhebt sich ein trutziger Römerturm, das Wahrzeichen von Kaiserstuhl. Und unten, in seinem tief eingeschnittenen Bette zieht der Rhein vorbei. An den Brückenköpfen stehen die Schweizer und Badenser Wächter. Und drüben, vom Wasser

des tüchtig vorrückenden Stromes bespült, wacht das Schloß Röteln, eine stattliche Feste.

Die Kirche von Hohenthengen mit ihrem stattlichen Dorf beherrscht das deutsche Ufer. Sie schaut nach Helvetien hinüber und erinnert sich wehmütig der Zeit, da die Landesgrenze nicht so viel bedeutete und ein reger Austausch von Gütern und Meinungen bestand. Nun sind die Riegel mit einem starken Rucke geschoben.

Auch vor das Bachsertal hat sich eine Wand gestellt. Hinter dem nächsten Waldrücken liegt es und blickt nach Süden, flußaufwärts, wohin seine besten Gedanken und Kräfte streben.



EGLISAU UND DAS RAFZERFELD.

Der Blick von der Rheinbrücke zu Eglisau flußauf- und abwärts ist von einzigartiger Schönheit. In ruhigem Laufe zieht der gestaute Strom dahin. Wenn er nicht gelegentlich etwas Holz auf seiner Wanderung mitbrächte, man glaubte kaum, daß er sich rührte. Friedlich und still liegt das alte Städtchen am rechten Ufer da. Das obere Ende bildet die Kirche, deren Chor noch in die vorreformatorische Zeit zurück reicht. Man ahnt, daß mit dem getreuen Rhein schon manche Jahrhunderte an dieser Siedelung vorübergegangen sind. Die alten, zusammengekauerten Häuser liegen verträumt da, als ein Stück Vergangenheit, und man möchte gerne abwarten, daß sie zu erzählen begännen von den hellen und trüben Tagen, die sie gesehen. O, viel Kummer und Not wäre dabei. Denn um die vorletzte Jahrhundertwende war das Städtchen zum Kriegsschauplatz geworden. Vom Rafzerfeld her schossen die Österreicher nach den französischen und schweizerischen Truppen, die bei Seglingen, am linken Ufer saßen. Im August 1799 kamen die Russen wie ein wilder Heuschreckenschwarm daher und raubten, was in den Gärten und auf den Feldern aufzutreiben war. Und zum Danke für die Nahrung, die sie sich gewaltsam verschafft, zerstörten sie die große Brücke, die die Ufer verband. Einer Verheerung gleich kam die Einquartierung von über 150000 Mann mit gegen 25000 Pferden. In den Jahren 1813 und 1814 zog noch einmal fremdes Militär durch das Städtchen, und die Notlage, da die Bauern sich vom ersten Schlage noch lange nicht erholt hatten, stieg ins Unerträgliche. Die Burg, die ein Wahrzeichen des Städtchens gewesen, wurde zu Anfang

des 19. Jahrhunderts zerstört. Die gewonnenen Steine wurden zum Bau der neuen Rheinbrücke und der neuen Straße verwendet. Eine andere Zeit klopfte mit mächtigem Schlag an die alten Mauern, und noch einmal räumte sie vor wenigen Jahrzehnten mit der gedeckten Brücke auf, die so malerisch über den Rhein gebaut war. Mit dem Elektrizitätswerk in Rheinsfelden hielt die Moderne vollends Einzug am flüchtigen Wasser. Die Stauung nahm ihm Zug und Behendigkeit. Ja sie schuf eine Art See, der nun ein Dampferchen trägt.

All diesen Veränderungen trotzt noch heute in seinem Steingrab in der Kirche der steiermärkische Freiherr Bernhard Gradner mit seinem „gemachel", der edlen Frau Veronika. Anno 1489 gestorben, liegt er, kunstvoll in Stein ausgehauen, in seiner ritterlichen Rüstung, mit Waffen und Wappen im Chor. Die Herrschaft Eglisau war seit 1463 sein eigen. So dienten ihm anfänglich die Dörfer Rafz, Wil und Glattfelden. Später kamen noch Hüntwangen und Wasterkingen dazu.

Die vielen Namen alter guter Geschlechter der Stadt Zürich, die in schöne Sandsteintafeln an der Kirche eingegraben sind, weisen auf die Landvögte, die die „Gnädigen Herren" auf ihr Besitztum entsandten. Wie Salomon Landolt hier wirkte, bleibt unvergessen. David Heß hat zuerst davon erzählt.

Wenn man die beiden Straßen des Städtchens durchwandert, guckt die entschwundene Zeit aus manchem Winkel. Das laute Leben ist dahin. Seit die Bahn über die neue, schöne Brücke nach Schaffhausen fährt, ist die Ortschaft manches Kehres enthoben. Die Schiffahrt, die einst hier geblüht, ist mächtig zurückgegangen. Nur selten sieht man noch einen Weidling, und die Stallungen, die so viele Pferde beherbergt, um die angekommenen Lasten den steilen Rain hinaufzuschaffen, sind entvölkert.

Eglisau ist aus Zeiten der Aufregungen, herber Schicksale, aber auch ersprießlichen Betriebes und Umsatzes in ein geruhiges Wirken geraten. Wie der Rhein, der gebändigt worden, erfreut es sich seiner stiller gewordenen Tage und

bietet dem Auge ein Bild, dessen Zauber sich kein Freund behäbiger Bauten und Giebel, eng geschlossener Kleinstädtchen und wasserbelebter Gelände entziehen kann.

Wenn man oben auf der Brücke zur Richtung des Flusses sich stellt, hat man die Häuser im Rücken. Der Rhein und die waldigen Ufer bestimmen die Schau und die vielen Bogen der Eisenbahnbrücke, die die Landschaft gliedern, ihr geradezu wohl tun und etwas Leichtes, Beschwingtes verleihen.

Doch nun hinüber und hinauf auf die Ebene, die eine vollkommen veränderte Welt zeigt. Der Fluß ist verschwunden. Mächtig und breit liegt das Rafzerfeld vor mir, eine ebene Riesenfläche, wie sie der Kanton nur einmal bietet. Um so größer erscheint sie, weil die Bäume fehlen. Felder dehnen sich hin, Wiesen und große Kartoffeläcker. Der etwas karge Boden, die dünne Humusschicht, läßt diese Bebauung am besten zu. Zwei Stunden in der Länge, eine Stunde in der Breite, das ist das ungewöhnliche Ausmaß des Rafzerfeldes. Ein ideales Schlachtfeld müßte das sein, dachte schon längst das Volk, und eine seltsame Sage greift den Gedanken auf: mitten in der Ebene steht eine Linde. Sie wächst noch immer, und dicker und dicker wird der Stamm. Hat er aber dann den Umfang eines gefüllten Maltersackes erreicht, bricht das Verhängnis herein. Eine große Völkerschlacht wird hier geschlagen, und so furchtbar sucht der Tod seine Opfer, daß die Krieger bis an die Knöchel im Blute waten.

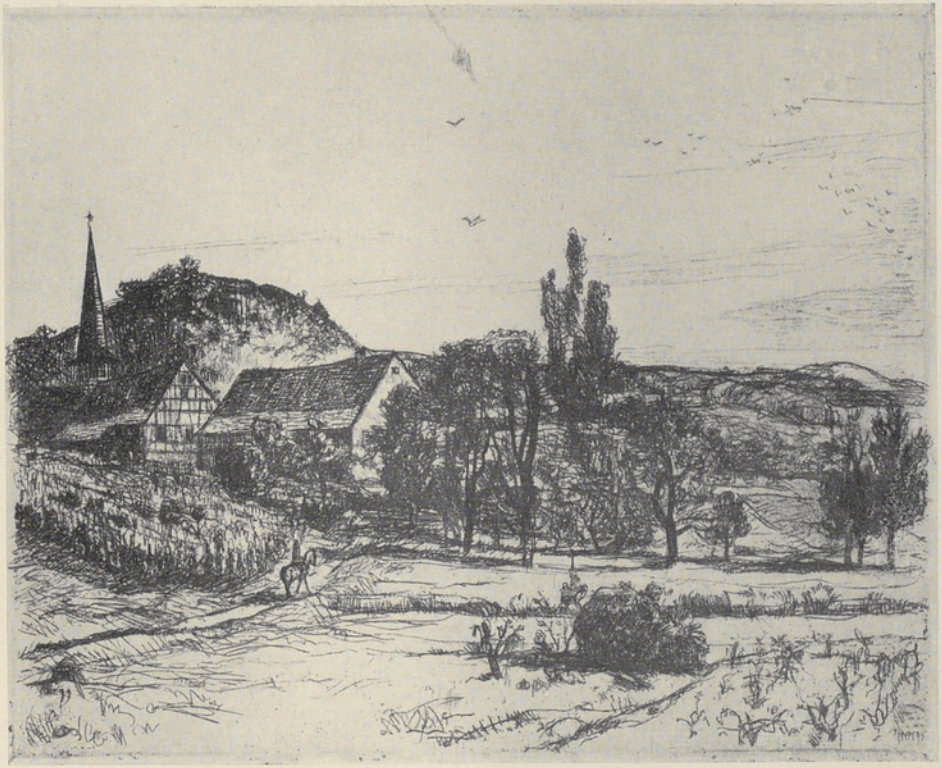
Wer jedoch an einem sommerlichen Tage dem Walde entlang wandert und das weiteste Stück sogar im Schatten der Bäume und im Holze zurücklegt, dem steigen unmöglich so grausame Szenen auf. Sein Auge schweift über das weite Feld und zielt nach den gegenüberliegenden Höhen des Hundsrücks, wo die Weinberge liegen, wo die Obstgärten beginnen und nach dem Hügel, den die Kirche von Wil sich zum dankbaren Standorte auserlesen hat. Echtes, bodenechtes Bauernland ist es, das man durchschreitet. Bald ist Hüntwangen erreicht. Die Häuser sind meist gut erhaltene, erfreu-

liche Riegelbauten. Vor den Fenstern prangt eine bunte Fülle von Blumen, Blumen blühen in den Gärten. Vor den Fenstern sind die hohen Scheiterbeigen aufgeschichtet, Miststöcke vor dem Stalle gehören dazu. Buben tummeln sich auf den Straßen, ein paar Mädchen ziehen singend daher, eine schöne Tracht ist darunter. Unter einem Baume sitzt ein altes Bauernpaar und schaut in den blinkenden Tag. In der Kegelbahn des Dorfwirtshauses wirbelt das Holz, und lautes Gelächter ertönt aus der Laube. Drinnen in der Stube mit dem alten, grünen Kachelofen haben ein paar Einheimische sich zusammengefunden, plaudern über die Weltläufe und klopfen daneben einen Jass.

Das ist ein Sonntag auf dem Rafzerfeld. Man fühlt sich daheim. Die Bevölkerung ist einheitlich. Nur wenig Industrie hat sich hier angesiedelt. Das Strohflechten, das einst so viele Hände beschäftigte, ist fast ganz in Abgang gekommen. Die Poesie der „Durrespinnete" und mancher alte Brauch, der mit dieser Beschäftigung zusammenhing, ist entschwunden.

Die Siedelungen ziehen sich dem nördlichen Hange entlang. In gutem Anstieg gewinne ich den Wald und ziehe jenseits hinunter über die kurzweilige Hügelwelle, und gleich ist auch das nächste Ziel schon erreicht, das schöne Dorf Wil, dessen Kirche das ganze Rafzerfeld überschaut.

Man steht im Kirchhof und blickt südwärts. Etwas unruhig ist das Bild. Denn das mächtige Feld ist in unzählige Parzellen zerstückelt. Die Besitztümer liegen nicht beisammen. Äcker, Wiesland, riediger Boden, Kartoffeln, Runkelrüben und Klee wechseln miteinander in rechteckigen Teilstücken. Die Bauern sind daran, die Güterzusammenlegung durchzuführen und dabei die Arbeit sich praktischer einzurichten. Jetzt mutet das Feld an wie eine riesige Landkarte, die einem zu Füßen aufgeschlagen ist. Ein paar Weglein kreuzen die Ebene. Ich suche umsonst nach dem Blitzen eines Wasserlaufes. Die Trockenheit des Geländes bedingt die Art des Anbaus wie der Vegetation.



Wasterkingen (Rafzerfeld). *E. G. RÜEGG.*

Den Horizont im Süden bildet das hügelige Waldgelände um Eglisau. Die breite Kuppe des Buchberges, der Rheinsberg und der dunkle Laubberg scheinen einander die Hand zu reichen. Aber der Rhein trennt sie. In seinem Bette, das tief in den Grund geschnitten ist, zieht er unsichtbar dahin. Bald hat er die Schleusen erreicht, die ihn harter Arbeit entgegenführen.

Auf dem Wege nach Rafz verkünden die Hänge: du wanderst im Weinland. Einen guten Jahrgang muß es geben in diesem gesegneten Sommer 1934. Die Trauben haben üppig angesetzt. Die blauen fangen an sich zu färben. Eine frühe Ernte wird es werden. Die Apfelbäume brauchen Stützen. Die Birnen füllen in Dolden die Äste. Der tiefblaue Hintergrund des Himmels vollendet und krönt das Bild der Fruchtbarkeit.

Rafz ist der Hauptort auf dem Felde. Am Kirchturm sagt es das Wappen, was das Wesen der Gemeinde ausmacht. Ein Pflug spricht deutlich. Ein Rebstock dürfte auch noch dabei sein.

Die Reben haben den Wohlstand geschaffen, dessen sich die Gemeinde erfreut. Er guckt aus den Fenstern, er lacht aus den Gärten. Er leuchtet von den saubern Fassaden der Häuser. Er geht auf den Straßen und Plätzen um, die sonntäglich aufgeräumt sind.

So ein ländliches Dorf im Grünen, wie schafft es Behagen und Zufriedenheit! Die Industrieorte und -Städte brauchen solche Quellen echten und gesunden Volkstums. Sie sind uns allen unentbehrlich.

DIE SAGE VOM HEILSAMEN WASSER ZU EGLISAU.

Im kalten Winter 1523 ließ sich in der Nähe von Eglisau oft ein Hirschpaar blicken. Die stattlichen Tiere kamen häufig zutraulich bis an den Totenacker und wurden hier besonders von der Jugend gefüttert.

Im folgenden Frühjahr fand man die Hirschkuh tot am Buchberg. Fast täglich erschien der Hirsch an einem kleinen Wasserlauf, der viel mineralisches Salz enthielt und dem Wild recht bekömmlich war. Da der Hirsch aber immer aus dem gleichen Quell sich labte, wurden die Bewohner der Umgegend darauf aufmerksam. Sie kosteten das Wasser auch und fanden es bald so angenehm und ihrer Gesundheit zuträglich, daß es nach und nach immer mehr von der ganzen Bevölkerung getrunken wurde. Sie löschten nicht nur den Durst damit, sondern entdeckten, daß es auch gute Heilkraft besaß gegen mancherlei Bresten.

Nun blieb der Hirsch eines Tages aus und ließ sich nicht mehr sehen.

Zum Danke dafür, daß er den kostbaren Quell gefunden hatte, bezeichneten ihn die Eglisauer als Wappentier, und noch heute führt ihn die Gemeinde im Wappen.

Allmählich kam die Benutzung der Quelle in Abgang. Erst 1822 ward durch Zufall das heilkräftige Wasser wieder aufgedeckt, und seither dient es Gesunden und Kranken zur Labung.

GREIFENSEE.

Die Seen des Zürcher Landes sind die Glanz- und Paradestücke am grünbunten Kleide, das es trägt. Wenn sie nicht da wären, was hätten wir? Ein Fest ohne Musik, einen Kranz ohne die leuchtenden Kelche der Enziane, einen Abendhimmel ohne funkelnde Sterne.

Der große See, der von Zürich nach Rapperswil hingelegt ist, klingt an wie eine herrliche Melodie. Und zwiefach wird ihr Echo ostwärts getragen, zuerst über den Zürichberg, um im Greifensee noch einmal widerzuhallen, stiller und gedämpfter, und dann noch einmal im Pfäffikersee, bis dann die Töne an den vorgeschobenen Hügeln des Oberlandes zur Ruhe kommen.

Der Greifensee ist von bezaubernder Schönheit. Seine Unberührtheit hat etwas Berückendes. Kein einziges Dorf läßt er bei seiner beträchtlichen Ausdehnung an sich herantreten. Von Greifensee nur das Schloß mit seinem Treppengiebel, während die übrigen Häuser der kleinen Siedelung zurückweichen oder sich hinter Bäumen und Büschen verbergen. Den sich immer mehr ins Wasser hinaus bauenden Ufern entlang wiegt sich in malerischen Ständen das Schilf. Sumpfflora blüht auf, Gesträuche bilden da und dort einen Rahmen, mächtige, kühle Waldparzellen rücken vor bis zu den blauen Wellen. Ein Badeparadies, wie man sich's nicht herrlicher denken könnte. Richtig, es sind auch ein paar kleine Sommerhüttlein da. Aber sie tun dem Gelände nicht weh.

So genießt man Ruhe am Greifensee. Weiße Schwäne ziehen ihre Bahn, und mit der Grandezza, wie sie ihre Köpfe auf den hohen, biegsamen Hälsen tragen, scheinen sie zu sa-

gen: Das Reich ist unser, und niemand ist berufen, unsere Kreise zu stören.

Ein Dampferchen macht an schönen Tagen die Runde und führt seine Gäste seeauf und -ab. Ein paar Fischerboote fahren hinaus und schaffen bildhafte Staffage. Vögel kreisen und pfeilen in die Stümpfe nieder, wo sie nisten. Das ist das sichtbare Leben um den See. Im Grunde wimmelt es von Fischen. In langen, dichten Wanderzügen eilen sie dahin und tummeln sich im Bezirke, der ihren hellen Lebensraum darstellt.

Es ist leicht zu erraten, daß der Greifensee vor Zeiten eine weit größere Ausdehnung besaß. Zum mindesten füllte er das Becken aus, das zwischen Schwerzenbach und Mönchaltdorf liegt. Stetig und unablässig ist das Land vorgedrungen und hat das Wasser verdrängt. Es tut es noch immer, und wenn wir nach vielen hundert Jahren wieder einmal kommen könnten, um zu schauen, was geworden ist, wir würden wohl ein ganz verändertes Bild haben.

Wie mag es erst ausgesehen haben, als in der letzten Eiszeit der Rhein-Linthgletscher das Tal noch deckte und später, als er sich zurückzog, eine Endmoräne liegen blieb, in der Gegend der heutigen Gemeinde Dübendorf. Es gab eine Stauung, und da, wo das Eis sich ein Bett gegraben, drang Schmelzwasser ein, und der See, unser Greifensee war geschaffen.

An einem warmen, leuchtenden Sommertag glaubt ihm niemand, daß er eine so ungemütliche, frostige Vergangenheit besitzt. Die Gegend ist von Grund aus verwandelt worden. Neue klimatische Verhältnisse haben sich herausgestaltet, und Lieblichkeit lacht und sonnt sich jetzt, wo einst nordische Zonen das Gedeihen von Mensch und Tier noch hinderten, fast verunmöglichten.

Der Greifensee ist ein Sommersee. Man muß ihn besuchen, wenn die Luft noch warm und das Spiel der Wellen im Gange ist. So kam ich neulich wieder zu ihm, von Nänikon aus. Man geht durch den Trupp Häuser, am Schloß vorbei, und steht unverhofft auf dem Steg. Die hohen Silberpappeln,

jugendfrische andere Bäume, der stattliche Bau der Landvogtei, die Gärten und Schilfpartien am Ufer bereiten einen Blick von packender Vollendung. Und da ihn das Wasser im ruhigen Spiegel noch einmal zurückgibt, weiß das Auge nicht, ob es sich mehr an die Wirklichkeit oder ans leicht gekräuselte Widerspiel halten soll. Es ist eine Wonne, an der Haabe zu stehen und auf's Schifflein zu warten. Es braucht gar nicht zu hasten. An so einem schönen Fleck Erde kostet es keine Geduld. Aber dort kommt es doch, vom gegenüberliegenden Ufer, und holt das Häuflein Leute, das seiner harrt.

Und nun, wenn man vom Land stößt und je mehr man Abstand gewinnt zum grünen Bord, wird man erst recht des freundlichen Wunders gewahr, als das uns der See erscheint. Immer wieder ist es die zum Malen auffordernde Gruppe um's Schloß herum, die das Auge gefangen nimmt. Und unwillkürlich gedenkt man des Lebens, das einmal diese weiten Räume erfüllt hat. Man gedenkt des Dichters, der eine goldene Novelle um dieses Haus gesponnen, Gottfried Kellers, aber auch des Mannes, der mit viel Kunst, mit einem offenen Herzen und trefflicher Sachkenntnis die Lebensschicksale des Mannes aufgezeichnet hat, dessen Name für immer mit diesem Schlosse verbunden bleibt. Der gute Erzähler und Charakterzeichner ist David Heß, und der Held, dem er seine köstliche Biographie gewidmet hat, der originelle Landvogt Salomon Landolt. Man muß bei Heß nachlesen, wie diese Prachtsfigur eines warmherzigen Gebieters die Bauern zum Guten anhielt, wie er sie nutzbringenden Landbau und ertragreiche Viehzucht lehrte, wie er als kluger Kopf seine Leute durchschaute und auf Grund seiner scharfen Beobachtungen seine „Salomonischen" Urteile fällte. Man muß wissen, was für köstlichen Schabernack er trieb, wie der Schalk ihm im Rücken saß und er sich nicht scheute, selbst der hohen Obrigkeit in der Stadt ein Schnippchen zu schlagen. Und man darf nicht vergessen, daß in Landolt ein Künstler steckte, der neben seiner Verwalterarbeit bewegte Reiterstücke malte und mit

einem schlagkräftigen Witz allerwärts Verblüffung und laute Heiterkeit verbreitete.

So wird die Fahrt erst kurzweilig. Wir schwimmen ja schon mitten auf dem See. Aber der Himmel? Er bietet das Bild eines zwiespältigen Menschen, in dem die guten wie die teuflischen Mächte mit einander gewaltig im Streite liegen. Schaue ich den Bergen zu, prangen sie in glitzernder Klarheit, der Glärnisch, der Tödi, und die Sonne bescheint sie, und der blaue Himmel wölbt sich über sie. Südwärts segeln weiße Wolken. Sie bilden leuchtende Ballen, dehnen sich, türmen sich auf und ziehen sich zusammen. In stetem Wandel sind sie begriffen.

Im Westen aber tobt eine Gewitterschlacht. Dunkelschwarz steigt es herauf. Ferne Blitze zucken. Donner rollt. Hellere Streifen zielen in breiten Kolonnen zur Erde. Wer weiß, was sie bergen? Regen? Oder gar Hagel? Hagel in den üppigen Herbst, Hagel über die weitum so gesegneten Gelände? Das Herz stockt. Nein! So schlimm darf es nicht kommen.

Nun rauscht es den Ufern entlang. Der See wird unruhig. Ein paar Ruderschiffchen steuern heimzu. Die Vögel flattern ängstlich auf und nieder.

Fällanden! Das Schiff gibt Gäste ab und nimmt neue auf. Ob es noch hinüberkommt, ehe das Wetter auch uns erreicht hat? Es stößt vom Ufer. Der Kampf geht weiter. Er nähert sich uns. In seltsamen Farben schillert das Wasser. Da fallen die ersten Tropfen. Sie platschen auf die Fläche des Sees. Sie werden an die Flanken des Schiffes gepeitscht. Sie netzen die Passagiere. Das Feld des blauen Himmels ist kleiner geworden. Von allen Seiten schieben sich die Riegel zu. Aber es scheint, daß die entfesselten Elemente uns verschonen wollen. Das Gewitter schlägt sich dem Norden zu, sendet uns noch ein paar Spritzer, aber seine Schleusen leert es wohl drüben überm Rhein.

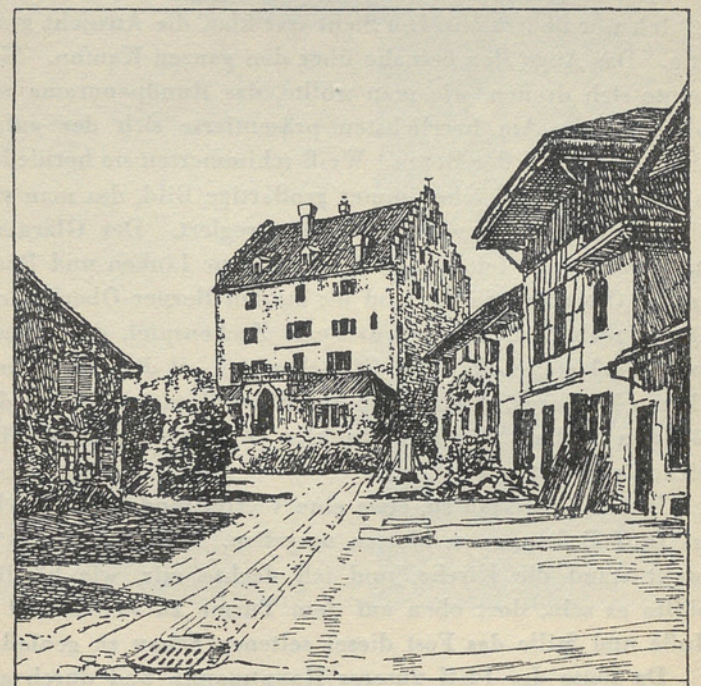
Man atmet auf, wenn so ein Sturm vorüber ist. Das Herz stellt sein überlautes Klopfen ein. Zwischen den Häu-

sern des Dörfchens Greifensee ist es still geworden. Ich ziehe am eigenartigen Kirchlein mit seinem spitzen Türmchen vorbei und suche Obdach, bis der Regen vorbei ist.

Und dann geht's weiter, Uster zu, dem See entlang. Noch ein paar kurze Schauer folgen mir nach. Oder sind es die tropfenden Bäume, die sich wie Pudel schütteln?

Gleichviel! Die Riegel öffnen sich wieder, und nicht lange dauert's, ist auch die Sonne schon da. Der Kampf ist beendet. Die guten Mächte haben den Sieg gewonnen.

Die Luft ist kühl. Man atmet frei und leicht. Und Labsal ist es, den erquickten Fluren entlang zu gehen und in die Gesichter der Bauern zu sehen. Sie sind so heiter wie der Himmel.



SCHLOSS GREIFENSEE. A.A

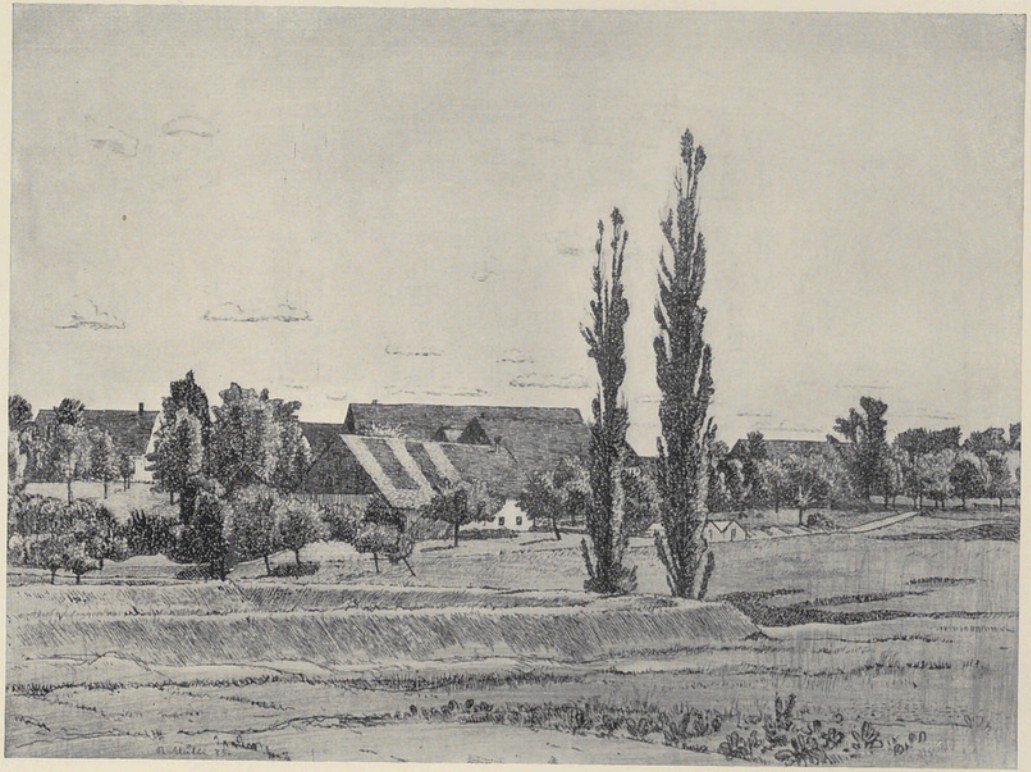
DAS PLATEAU VON BRÜTTEN.

Es war in der Rekrutenschule. Auf dem großen Ausmarsch kamen wir über Brütten. Der Übergang von Töß gegen Bassersdorf war mir neu. Es war ein heißer Tag. Der Tornister drückte schwer auf den Rücken, wie der Riemen des Gewehres auf die Achsel. Auf der Höhe hielten wir Rast. Der Stundenhalt wirkte wie eine Erlösung auf mich.

Ich war überrascht. Die Sicht war klar, die Aussicht großartig. Das Auge flog beinahe über den ganzen Kanton. Man konnte sich drehen, wie man wollte, das Rundpanorama war vollkommen. Am herrlichsten präsentierte sich der aufgeschlossene Kranz der Berge. Weiß schimmerten sie hernieder. Es war das ewig gleiche, immer großartige Bild, das man von Zürich aus genießt, wenn der Föhn regiert. Der Glärnisch ist da mit seinen feierlichen Nachbarn zur Linken und Rechten, im Osten der Säntis, und bis zu den Berner Oberländern hört es nicht auf, das improvisierte Zackenspiel, die Zungen und hingelegten Laken der Gletscher und all die grünen und felsigen Vorberge, die langsam zur Nähe überleiten bis zu den nächsten Höhen, die ihre dunklen Waldkappen über ihre Stirnen gestülpt haben.

Dem Nordwesten zu, etwa eine Viertelstunde entfernt, lag das Dorf Brütten, von Matten umgeben. Auf dem höchsten Punkt stand die Kirche, und ich dachte mir, wie köstlich müßte es sein, dort oben auf dem Turme zu stehen und in Muße und Stille das Fest dieser seltenen Schau zu genießen.

Da tönte der Pfiff unseres Hauptmanns, und durch alle Reihen flog das Kommando: Säcke aufnehmen! Die zehn Minuten waren verstrichen. Wir setzten unsern Marsch fort.



Oberhasli. *RUDOLF MÜLLI.*

Ich aber sagte mir: bei nächster Gelegenheit, wenn kein Gewehr mehr und kein Tornister dir anhängt, wenn du frei bist, werde ich diesen Weg noch einmal machen.

Seither bin ich ihn oft gegangen, auch schon gefahren, und immer war's eine Freude und Bereicherung.

Das letzte Mal war's ein Augusttag. Sommer und Herbst zugleich. In der Ferne geisterten dünne Herbstnebelchen herum und verhüllten den Blick in die Ferne. Es gab auch so noch genug zu sehen. Der sanfte Aufstieg von Bassersdorf gewährt viel malerische Motive. Da steht ein Baum, mit rosigen Äpfeln überladen. Kaum vermag er den Segen zu tragen. Wie Flämmlein guckt es durch die grünen Blätter. Und rings um ihn gruppieren sich Bäume mit Birnen. Hoch zum blauen Himmel ragen die Kronen, und wie ein goldener Regen liegt es auf den Zweigen. Man brauchte sie nur zu schütteln, prasselte und polterte es ins Gras. Nur noch wenige Tage wird's dauern, und die Ernte ist im vollen Gang. Ein Anfang ist schon da. Ein Bursche steht auf einer Leiter am nächsten Baum und pflückt ausgereifte Äpfel in den umgehängten Sack. Volle Körbe lachen mich an. Keinen schönern Gruß könnte mir der Herbst entbieten.

Über die Felder und Wiesen ziehen die Bauern mit ihren Doppelgespannen. Sie pflügen die Erde um und bereiten sie für neue Saaten vor. Lebende Bilder sind es. Mancher Maler hat sie schon festgehalten. Ich sehe eine ähnliche Szene von Segantini. Ich spüre die Feierlichkeit, die im Werke des Bauern liegt und freue mich der Poesie, die heute so unendlich reich über den stillen Tag gebreitet ist.

Den Rahmen geben die Wälder. Die Färbungen ins Bunte haben schon sachte begonnen.

Vor den Häusern stehen die Kufen und Tansen. Bald wird es rattern und knarren in den Trotten und Mühlen. Die süßen Bäche des Mostes werden fließen und die Fässer füllen, alle, alle.

In Oberwil habe ich die Höhe nahezu erreicht. Nun geht's über die unendliche Ebene hinweg, an Wiesen und

Runkelrübenäckern vorbei. Leicht und behende schreite ich aus. Ein Tag zum Wandern. So dürfte es stundenlang gehen. Ein Flieger kreist in den Lüften. Ich beneide ihn nicht. Heut ist's auf der Erde unten auch schön. Die Ausblicke wechseln, wie im Film ziehen sie vorbei, die Büsche und Felder, Gärten mit riesigen Sonnenblumen, selten einmal ein Bauernhof. Da oben ist's einsam. Da lebt man für sich. Da kommen die Gedanken geflogen, und die Welt ist übergoldet, denn die Sonne hält ihren blinkenden Schild über sie.

Nun taucht der Kirchturm von Brütten auf. Von jetzt an beherrscht er das Feld. Man verliert ihn auf langehin nicht aus dem Auge. Und man vergißt eine Weile, daß man auf eine höhere Ebene geraten ist. Es sind nur rund 200 Meter. Wenn man aber vorn bei dem Vermessungszeichen steht, entdeckt man auf einmal, daß man auf einem Berg ist. Oder befindet man sich in einem Zirkus? Die Arena ist erhöht, und ringsum dehnen sich die Kreise und bieten Spiele aller Art. Sie gelten dem Auge. Nichts Ungewöhnliches und Unerhörtes ist dabei. Mehr noch wirkt die Weite und die erquickende Ruhe, die mich umfängt. Es ist Werktag. Kein Laut dringt zu mir. Doch jetzt Stimmen einer Schulklasse, die ein Volkslied singt. Das paßt so gut in diese Stimmung. Der junge Lehrer ist mit seinen Schülern ausgezogen, um im Freien Schule zu halten. Was für eine herrliche Schulstube ist die frohe Natur hier oben! Die Bänke — ein blumiger Hang, mit Herbstzeitlosen bedeckt, die Wände — der Rand eines kleinen Gehölzes, die Decke — das leuchtende Zelt des Himmels. Da ist es gar nicht möglich, daß der muffige Geist einer engherzigen Pädagogik aufkommt. Da fühlt man sich frisch und lebendig und alles ist in Beziehung gebracht zu den ewigen Mächten der Scholle, den treibenden Keimen des fruchtbaren Bodens und zum säuselnden Wind, der mit den Blättern spielt.

Da liegen die verkohlten Reste eines großen Feuers. Am ersten August wird es hier gebrannt haben, und von allen um-

liegenden Höfen, aus den fernen Niederungen haben es die heimatfrohen Menschen geschaut.

Wie so ein Feuer weist das rote Dach des Brüttener Kirchturms das ganze Jahr über ins Tal.

Da es just vier Uhr ist und die Glocke zu läuten anfängt, eile ich hinüber, schlüpfe durch die offene Tür und hinauf, zum geheimnisvoll tikenden Gehäuse der Uhr, in die Stube der Glocken und über sie hinauf zum herrlichen Ausguck, der so recht die seltene Lage dieser Gemeinde kundtut. Ich trete ans Fernrohr und hole die entlegensten Ziele heran, den Eschenberg, den Schauenberg, den Hang des Zürichberges und den Lägernkamm. Man wird nicht fertig mit suchen und macht immer neue Entdeckungen.

Das ist Dichterland. Nicht weit von hier hat ein trefflicher Schweizer Erzähler seine Jugendzeit verlebt. Mit dem bäuerlichen Wesen blieb er immer verbunden. Das Leben der Bauern hat ihm die Motive für seine Geschichten geliefert. Ich muß doch noch schnell dieses schlichte Haus besuchen. im Weiler Stürzikon. Ich gehe ein gutes Stück den Weg zurück und schlage dann die Richtung nach Oberembrach ein. Da steht er schon, der bescheidene Riegelbau, und in die Balken eingebettet, meldet eine kurze Inschrift, daß hier Jakob Boßhart geboren ist, selber „Ein Rufer in der Wüste." Er hat es ernst gemeint. Das Lächeln lag ihm nicht. Das Leben hat ihn auch in eine harte Schule genommen. Er kannte seine Leute. Er war kein Schönfärber, und da er so unerbittlich die Schwächen der menschlichen Natur aufdeckte, fühlte sich mancher gezeichnet und wandte sich heiterern Bildern zu.

Wie Jakob Boßhart gelebt, schlicht, einfach, ohne Gepränge, so wollte er es auch im Tode haben. Unweit des elterlichen Hauses, etwas höher, findet man ein kleines Gärtlein im Geviert. Ein Buschhag rahmt es ein. Im Schatten eines Baumes steht eine Bank. Hier liegt die Asche des Dichters. Keine Tafel verkündet seinen Namen. Und doch bekommt dieser stille Platz immer wieder Besuch. Ein Zeichen dafür

und ein Beweis, daß der Dichter mit seinem Werke noch lebt. Und er muß weiterleben, wir dürfen ihn nicht vergessen.

Ich ziehe die Straße talab, die er wohl unzählige Male gegangen. Die Steine, die herumliegen, sind sozusagen Bausteine zu seinem dichterischen Werke geworden. Die Menschen, die mir begegnen, gehören wohl meist einer neuen Generation an. Aber es werden Bekannte, vielleicht sogar Verwandte sein zu denen, die durch die Bücher Boßharts gehen. Und die Erdschollen, die am Rande liegen und vom Wegknecht auf den Wagen geladen werden, gehören zu den „Erdschollen", zu einem der besten Bände des Dichters.

So geht man leicht, von guten und dankbaren Erinnerungen an einen wertvollen Menschen in Atem gehalten. Es war in Clavadel. Ich saß in der offenen Veranda neben ihm. Er lag auf seinem Stuhl und hatte viel Papiere um sich. Wir sprachen von literarischen Plänen und erledigten Arbeiten. Ich erzählte ihm von der Stadt, die er so lange hatte meiden müssen. Und Menschen beschäftigten uns, die wir seit Jahren kannten. Boßhart prägte manch gutes Urteil. O gewiß, er kannte seine Leute, und er wußte um den Markt der Eitelkeiten, wie er an allen Straßen ausgebreitet liegt. Er konnte lachen und geistvolle Gedankensprünge machen. Er prägte köstliche Formulierungen. Und bei alledem verhehlte er sich nicht, daß in irgend einem verborgenen Winkel der schwarze, unheimliche Geselle mit der Sense auf ihn lauerte. Aber er durfte noch nicht kommen. Denn Boßhart erwog just wieder ein neues, umfängliches Werk; dieses wollte er noch unter Dach bringen. Es sollte ihm nicht vergönnt sein.

Die Sense klirrte.

Ein plauderndes Tobel begleitete mich zur Rechten, und jenseits baute sich ein Hang auf, den ich noch überqueren mußte. Ich freute mich darauf.

Es wurde Abend. Die Hitze war gebrochen, und nun senkte sich die Straße immer mehr. Gleich lag Oberembrach vor mir.

Die Räder ratterten noch in der alten Mühle. Ich zog

vorbei. Ich mußte mich beeilen. Wer weiß, es wurde vielleicht Nacht, bis ich Pfungen erreicht hatte. Ein liebliches, einsames Tälchen nahm mich auf. Wundervolle Rietflora zog mit mir. Es war eine feierliche Stunde. Niemand unterwegs. Man kommt sich vor, als würde die liebe schöne Welt einem ein Extrafreudlein bereiten. Ich schaue gradaus, ringsum. Zuoberst am Hange flackern noch die letzten Strahlen der Sonne. Gleich wird sie untergehen.

Es fängt an zu dämmern. Die Schatten steigen mit mir. Feierabend! Ein Bauer kehrt heim vom Feld. Und dort hat sich ein Vagabund ins Gras geworfen und tut schon einen guten Schlaf. Bald habe ich die Höhe gewonnen. Es ist wie auf einem Passe. Ein stattlicher Hof hält ihn besetzt. Eine kleine, abseitige Welt. Groß genug, daß sich zehn, zwölf Schicksale auf ihr erfüllen. Ich errate die Fäden nicht, die hier gesponnen werden. Man müßte eine Viertelstunde in die Stuben gucken oder in den Stall hinein hören, um zu merken, wer Meister ist hier, ob gute oder schlimme Geister.

Die Straße fällt. Ich schreite aus. Ein schönes Waldtal nimmt mich auf. Linkshin und rechtshin schlängelt es sich. Da und dort ein Wieslein, und bald breitet sich vor mir das Tal aus, die Heimat der untern Töss, und von drüben winken die Ausläufer des Irchel. Nah winkt das Ziel: Pfungen.

Ein sauberes, buntes Bauerndorf mit einem malerischen Aufbau. Ein Zug pfeift. Der nächste wird mich nach Winterthur und nach Hause bringen.

DER SCHATZ BEI BRÜTTEN.)*

Eine Sage.

Der irrsinnige Mathis war vor langen Jahren eine bekannte und gefürchtete Person im Dorfe Brütten. Den Grund seines Geisteszustandes hat er in seiner letzten Krankheit dem Pfarrer anvertraut.

Mathis war reicher Leute Kind gewesen, hatte aber nach dem frühen Tode seiner Eltern den schönen Hof zum Schauplatz wilder Zechgelage werden lassen, die rasch Kisten und Kasten leerten. Er mußte darauf bedacht sein, neue Mittel zu erhalten. Nun ging im Volke die Sage, daß auf dem Acker, genannt Steinmürli, unter einem einsamen Birnbaum ein reicher Schatz liege. Es brauche allerdings großen Mut, ihn zu heben.

In einer dunklen Nacht um die Geisterstunde schlich sich Mathis an diesen verrufenen Ort, begann das Gestrüpp unter dem Baume zu roden und hob schon die Schaufel; da trat ein schönes Weib hinter dem Baume hervor. Es machte ihm Hoffnung, er werde das Ziel seiner Wünsche erreichen, aber er müsse sie dreimal küssen.

Gleich gab ihr Mathis den ersten Kuß. Da war plötzlich alles verschwunden, und es tönte wie ein leises Gelächter aus dem Baum.

Die folgende Mitternacht mochte Mathis kaum erwarten. Als es zwölf Uhr schlug, stand er wieder unter dem Baum,

---

*) Aus dem 28. Neujahrsblatt der Hilfsgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1928. „Aberglauben und Sagen im Kanton Zürich" von Dr. Emil Stauber.

und auch die schöne Frau war wieder erschienen. Er umarmte sie. Da berührte etwas feuchtkalt seine Brust, und zu seinem Schrecken glotzten ihn statt des reizenden Antlitzes die gläsernen Augen einer großen Kröte an. Sie hielt ihm das ekelhafte Maul zum Kusse entgegen. Voll Entsetzen wich er zurück. Ein gellendes Hohngelächter tönte ihm nach.

Den Rest der unseligen Nacht und den folgenden Tag trieb es ihn ruhelos umher. Tiefe Abscheu und Furcht kämpften in seiner Brust mit der Sehnsucht nach dem schönen Weibe und der Begier, den Schatz sein Eigen zu nennen.

Die Habsucht siegte, und um Mitternacht stand er abermals unter dem Baum, wo ihn die schöne Frau erwartete. Mit geschlossenen Augen wollte er sie küssen; aber seinem Munde begegnete wieder das feuchte Maul der Kröte. Halbtot riß er sich los und wurde am Morgen unweit des verrufenen Ortes gefunden. Seitdem blieb sein Verstand umdunkelt, und er schleppte sein trübes Dasein noch lange hin, sich und andern zur Pein.

Viele Jahre später, als die Geschichte vom tollen Mathis fast vergessen war, machte ein junger Bauer von neuem den Versuch, den Schatz zu heben. Er dachte damit seiner jungen Frau und seiner Mutter ein schönes Leben zu verschaffen, und gelobte, wenn das Wagestück ihm gelinge, einen Teil des erhofften Gewinnes zur Verschönerung des ärmlichen Kirchleins des Ortes zu verwenden.

Wohlgemut nahte er sich in einer hellen Mondnacht dem Baume und begann zu graben, als plötzlich ein altes Mütterchen aus dem Schatten des Baumes hervortrat und ihm sagte, nur der könne den Schatz heben, der gewisse Bedingungen erfülle. Es gab ihm ein Beil, mit der Anweisung, in der Frühe des nächsten Pfingsttages damit einen gewissen Baum zu fällen und aus dessen Holz eine Wiege zu zimmern. Erst wenn ein Kindlein in der Wiege schreie, könne er den Schatz heben; doch dürfe er zu niemandem darüber sprechen.

In der Morgenröte des Pfingsttages machte sich der junge Bauer auf den Weg und ward durch das Beil auf wunderbare

Art an eine Stelle im Walde geleitet, die ihm völlig unbekannt war. Fast von selbst senkte sich die Axt zum Fuß einer schlanken Tanne, und er begann sie zu fällen. Als aber der schöne Baum zu wanken anfing, tönte aus den Ästen ein Ton gleich dem Wimmern eines kleinen Kindes, und er steigerte sich immer mehr, bis er beim Sturz mit einem lauten Wehruf endigte. Vom Schrecken gejagt entfloh der Bauer der unheimlichen Stelle. Am andern Morgen aber fand er die in Bretter zersägte Tanne vor seiner Türe.

Als er nach einiger Zeit eine Wiege brauchte, erstellte er eine aus dem Holze der Tanne, und als bald ein munteres Knäblein das Licht der Welt erblickte, konnte der beglückte Vater es kaum erwarten, bis er aus der Wiege das Schreien des Kindes vernehmen würde. Als jedoch das schreiende Büblein in die Wiege gelegt wurde, verstummte es plötzlich und hauchte unter heftigen Krämpfen sein junges Leben aus.

Auch dem zweiten Kinde, einem Mädchen, ward die Unglückswiege zum Verhängnis. Der Vater klagte sich als der Mörder seiner Kleinen an und warf verzweifelnd die Wiege ins Feuer. Und als er in reuigem Gebet dem Lodern des Feuers zuschaute, entschwebten zwei große Tauben dem wirbelnden Rauche. Der böse Zauber war gelöst.

GRÜNINGEN - LÜTZELSEE - HOMBRECHTIKON.

Das Städtchen Grüningen hat seine glückliche Lage auf einer kleinen, aus der Ebene herausstrebenden Hügelwelle der letzten Eiszeit zu verdanken. Diese heut recht gastlich ausschauende Erhebung stellt eine Grundmoräne dar, die der mächtige Eisstrom über dem ausgeschürften Boden abgelagert hat. So hat sich eine Erhöhung ergeben wie bestimmt dazu, ein Schloß mit mächtigen Mauern zu tragen und ein Städtlein daranzuhängen, das von weither die Blicke auf sich lenkt. So reicht die Siedelung in weiteste Zeitfernen zurück und bestand schon längst vor den Jahren, da sie zum ersten Mal in den Chroniken auftaucht. (1038).

Der Ort wurde wohl von den Freiherren von Regensberg erbaut. Dann wird uns erzählt, daß er anno 1408 von den Brüdern Wilhelm und Heinrich Geßler an die Stadt Zürich verpfändet wurde. Grüningen ward eine Landvogtei. Das Schloß wurde trefflich ausgebaut und zählte zu den stärksten Anlagen dieser Art. Im Lauf der Jahrhunderte hat es manchen Sturm und manche Wandlung erlebt. Einmal war es Zeughaus für das Oberland; 1798 wurde das Städtchen für fünf Jahre Hauptort des helvetischen Distrikts Grüningen und von 1814 bis 1831 Hauptort des gleichnamigen Oberamtes.

Seitdem hat es an Bedeutung eingebüßt. Heut spielt es die Rolle einer stillen Gemeinde. Das Schloß, die Kirche, das alte Pfarrhaus, die Zehntenscheune und etliche Wappen und Inschriften über stilvollen Hauseingängen erinnern an die reiche und bedeutungsvolle Vergangenheit. Die neue Zeit hat vom alten Bilde viel Schönes ausgewischt, aber auch Nut-

zen und Bequemlichkeit gebracht. Die Tore sind gefallen, der mächtige Graben am Eingang des Städtchens wurde durch den Straßenzug ausgefüllt, der geradewegs ins Herz der Häusergruppe führt.

Frei und offen steht Grüningen nun für alle da, die ihm einen Besuch machen wollen. Es ist eine Freude, von Eßlingen herkommend, sich dem Schloß und der Kirche zu nähern und dann durch die einzige Hauptstraße zu ziehen. Aber ehe man sich recht umgeschaut hat, ist man schon am Ende, beim stattlichen Schulhaus zur Linken, das den markanten Schlußpunkt bildet.

Eines darf man nicht versäumen: auf dem Platze vor dem Kircheneingang innezuhalten und nordwärts zu schauen. Eine schöne Ebene, von Hügeln begrenzt, dehnt sich hin, einzelne Bauerngehöfte und Weiler beleben die grünen Matten und Äcker, und hübsch gegenüber, in geringer Entfernung erhebt sich auf einem einladenden Hügelrücken Gossau, das liebliche Dorf. Kirche und Schulhaus treten kräftig hervor, und man fühlt sich hinübergezogen nach der sonnigen Terrasse, die sich der herrlichsten Südlage erfreut.

Ein andermal wird Gossau mein Ziel sein. Heut hab' ich mir eine andere Richtung vorgezeichnet. Ich ziehe ostwärts, an einem allerliebsten Seelein mit Seerosen vorbei, über einen plaudernden Bach, der just einen brausenden Wasserfall bildet, hinauf und hinunter, wie mich der kurzweilige Weg führt. Und gleich ist wieder ein anderes Dörflein erreicht, Itzikon, mit fruchtbaren Baumgärten und fetten Wiesen, in die die reifen Birnen regnen. Ein schöner Wasserlauf murmelt mir entgegen. Und wie ich ihn und seine zackigen Ufer beschaue, klingt es herauf: Du meinst, ich sei ein Knirps! Da guck dir an, wie ich vor Wochenfrist über alle Stränge gehauen habe und um's Doppelte, ja um's Vierfache gewachsen bin! Zum ersten Mal in meinem Leben haben mich die Leute gefürchtet und kamen mit Hacken und Schaufeln gesprungen. Ich habe mich um nichts gekümmert und wollte einen Ausnahmetag haben!

Richtig, wie ich recht hinschaute, zeigten die Ränder Spuren wilder Überschwemmung, Steine und Schlamm, der in die Wiesen getragen worden war. Wahrlich, dem Bächlein muß der Kamm geschwollen sein. Aber nun tänzelte es wieder sachte und bescheiden neben mir hin, als hätte es nicht, wie die Menschen, sein Teufelein in sich.

Vor mir, auf luftiger Höhe, erhob sich ein Häuflein schwarzer Tannen. Dort oben mußte die Richttanne stehen, und ich ließ mir erzählen, wie vor längst entschwundener Zeit die großen Sünder der Landvogtei hier hinaufgeführt worden sind, um dort oben ihre schwere Schuld mit dem Leben zu büßen. Ich schaute mich um und fing mit einem Blicke ein lachendes Gelände und inmitten Schloß und Kirche von Grüningen ein. Da begann es vier Uhr zu läuten, und während ich weiter schritt und die Töne aus der Tiefe mir folgten, fragte ich mich, wie mancher wohl bedrückten Herzens unter dem Klange der Armsünderglocke diesen Gang getan haben mochte.

Die schöne Gegend, die immer prächtiger aus der Ebene heraus- und emporwuchs, und meine Betrachtungen stimmten feierlich. Gewiß, über dieser herbstlichen Hügelwelt liegt eine seltsame, ans Herz rührende Weihe. In weite, sonnenleichte Ferne fliegt das Auge, es sucht Dörfer und Kirchtürme zu benennen, blitzende Wasserläufe und staunt ob der Mannigfaltigkeit an Hügeln und Tälern, die im Abendscheine noch heller werden. Ich weiß, von hier aus wären die hohen, weißen Berge ein Augenerlebnis für sich. Aber Dunst und Nebel haben sie mir entrückt. Dichte Schleier hangen herunter; doch es gelingt ihnen nicht, alle Hänge zu decken. Ein paar wenige wie der Etzel zeichnen sich in so schwachen Umrissen ab, daß es Sperberaugen braucht, ihnen nachzugehen. Und es ist Glück und Wonne, diese Geheimnisse der Natur gleichsam zu entschleiern und zu entdecken, wie die Linien verlaufen.

Oben bei der Richttanne muß man inne halten. Sie ist ein bezaubernder Punkt. Am Werktag steht sie vereinsamt.

Aber an hellen Sonntagen steigt das Volk in Scharen herauf und erfreut sich am Bilde der Heimat.

Ein Blick nach Süden schafft neue Überraschungen. Denn gleich zu meinen Füßen dehnt sich der Lützelsee, von riedigem Land umgeben. Ein in Brüche gegangener Spiegel, so schaut er aus, von der Sonne noch beleuchtet, die sich zum Untergange rüstet. An den Halden, die die Mulden begrenzen, stehen ein paar Bauernhäuser. Nur wenige. Es ist stilles, menschenrares Land. Just in dieser Einsamkeit würde man es nicht erwarten, so schöne Riegelbauten zu treffen wie dort, auf der Hügelwelle gegen Hombrechtikon zu. Sie zählen zu den stattlichsten und schönsten des ganzen Kantons. Es verlohnte sich wohl, mit Mühe und Sorgfalt die wirksamen Ornamente und Bilder neu herauszuarbeiten und sichtbar zu machen. Der feine Sinn und Kunstgeschmack der ersten Erbauer verdienen aufrichtige Bewunderung wie die heutigen uneigennützigen Erhalter und Erneuerer den lautesten Dank für ihr Werk, das Glanz und Zier der Heimat ist.

Sie feiert hier am Lützelsee ein verborgenes Fest echter, naturhafter Blüte und bedarf eines nachdrücklichen Hinweises. Denn nur selten kommt ein Fremder hierher. Wie mancher aber freute sich dieser baulichen Bauernkunst vergangener Zeit!

Die Dämmerung beginnt. Sie spinnt die ersten Fäden durch den Wald. Sie huscht durch die Zweige, und wo sie gewesen ist, fühlt man sich wie daheim, so geborgen und von guten Geistern gehegt. Die Lichter am Himmel löschen aus. Nun wird's gemütlich im Dorfe. Hombrechtikon ist erreicht. Kinder haben sich auf einer Wiese zusammengetan und machen ein letztes Spiel. Ein Bauer tritt mit einem vollen Kessel aus dem Stall und leert die Milch in die Tanse. Ein paar Kätzlein umschwärmen ihn, denn sie wissen: jetzt wird er ihnen das Schälchen füllen. Frauen sind noch an der Arbeit im Garten und holen Gemüse.

Der See schimmert herauf, aber nur in einem matten Schein. Wie ein Geheimnis lockt die Feste Rapperswil. Doch

gleich verbirgt sie sich im fallenden Halbdunkel und schwindet aus dem Bild.

Diese abendlichen Herbstfärbungen haben einen eigenen Reiz. Sie lieben das Verschwommene und üben auf den Freund einer stimmungsvollen Landschaft mehr Gewalt aus als der helle Mittag mit seinen scharfen Umrissen.

Beträchtliche Heimwesen und ein paar schöne neue Häuser beleben die Straße. Sie zieht sich über die Höhe dahin, steigt sachte an und senkt sich wieder. Unversehens ist der Stäfner Berg schon erreicht. Lichter blitzen auf vom andern Ufer des Sees. Ein Weinberg zur Linken zieht mit. Und nun erkenne ich ihn in der Nacht, den Lattenberg, der so keck gegen Süden abfällt. Er hängt voller Trauben. In ein paar Tagen wird es wimmeln zwischen den Rebkammern, und frohes Winzerleben wird herrschen. Ein Schuß! Er sticht mit langanhaltendem Tone in die Nacht. Die Traubenhüter gehen um. Die Stare, die jetzt gute Losung haben, werden bald um leere Stöcke flattern.

Die Scheunen und Häuser rücken in dieser Stunde enger zusammen. Als Fremder zieht man seinen Weg. Schatten huschen an den hellen Fenstern vorbei. In den Stuben wird's gemütlich. Und etwas von dieser heimeligen Abendstunde wird auch dem vorüberziehenden Wanderer zuteil. Zuletzt hält auch er irgendwo inne, und er weiß, daß dort ihm ein gemütliches Plätzchen aufgespart ist.

PFÄFFIKERSEE-ROSINLI.

Der Pfäffikersee ist das blaue Törlein ins tannendunkle Reich des Zürcher Oberlandes. Am nördlichen Ende liegt das Dorf und der Bezirkshauptort, der ihm den Namen gegeben.

„Ein See" ist beinahe etwas zu viel gesagt. Der Greifensee, reichlich vom doppelten Umfange, verdient den Namen schon eher. Sie sind einander verwandt; denn unter ähnlichen Verhältnissen sind sie entstanden, und ein ähnliches Schicksal ist ihnen vorgezeichnet. Sie schwinden, das Land dringt vor. Es ist allerdings nicht abzusehen und auszurechnen, wie lange sie sich noch zu behaupten vermögen. Freilich, ihre Zeitenuhr ist eine andere als die der Menschen. Jahrhunderte mögen ihnen sein wie uns ein Tag. Und noch manche Generation wird sich ihrer erfreuen.

Ein herrlich aufgeschlagenes Buch der Geschichte und kulturhistorischer Entwicklung ist der See. Gelehrte und Forscher sind den ältesten Spuren nachgegangen, und sie haben aufschlußreiche Entdeckungen gemacht. Der originelle und unermüdliche Bauer Jakob Messikomer hat in Robenhausen bei Wetzikon ausgedehnte Pfahlbauten aufgedeckt. Im Torfmoor fand er Spuren verschiedener Zeitalter übereinander, Samen, Geflechte und Gewebe, die mit einem Schlage die fernste Vergangenheit dieser Gegend erhellten. Kein Zeichen und kein aufgeschriebenes Wort jener Epochen geben uns Kunde von den Geschehnissen, die sich hier erfüllten. So reden die dem Boden abgerungenen, vieltausendjährigen Dinge ein wertvolles Wort und ersetzen die Pergamenturkunden, die

in historischer Zeit anfangen, uns von dem Leben zu erzählen, das einst an manchen Stätten sich begab.

Blättern wir weiter im Buche des Sees! Schreiten wir die Jahrhunderte ab. Da begegnen wir zu Anfang unserer christlichen Zeitrechnung den römischen Legionen, die auch auf unser Land Helvetien ihren Fuß gesetzt. Das sichtbarste Zeichen und Zeugnis der Weltmacht Roms in unserm Kanton ist das Kastell zu Irgenhausen nahe am See. Die antiquarische Gesellschaft in Zürich hat das Landstück anno 1898 mit Unterstützung des Kantons gekauft. Ausgrabungen wurden gemacht und die Mauern gesichert, die zum Teil schon allzu praktischen Ausbeutern zum Opfer gefallen waren. Heute ist es eine Freude, diesen historischen Boden zu betreten. Am Eingang ins Kastell liegt halbdürres Öhmd. Und Gedanken aller Art steigen auf. Gegenwart und Vergangenheit erleben durch die bäuerliche Arbeit der jüngsten Generation eine seltsame Berührung. Und friedliches Wirken und kriegerische Vorsicht treten zusammen. Denn das Kastell ward errichtet, um gegen das Ende der römischen Weltreiches den immerwährenden Einfällen der Alemannen zu wehren, die sich gerne hier festgesetzt hätten. Und es galt für die Römer, sichere Stützpunkte zu gewinnen für einen langsamen Rückzug, der auf die Dauer nicht mehr aufzuhalten war. Eine stattliche Feste muß es gewesen sein mit den acht Türmen, vier in den Ecken und vier in der Mitte der Seiten. Die Reste sind deutlich sichtbar. Schade, daß nicht mehr Klarheit über Einzelheiten geschaffen werden konnte. Ausgrabungen haben nur wenige Funde gezeitigt.

Es muß gesagt werden, daß die Römer einen prächtigen und für ihre Absichten äußerst zweckdienlichen Punkt ausgewählt haben. Denn von hier aus konnten sie mit vielen andern Wachttürmen der nähern und ferneren Umgebung Fühlung nehmen. Das Kastell ist auf einer sanften Hügelwelle gelegen, einer Moräne des mächtigen Gletschers, der einst dieses Tal bedeckt, noch einmal Jahrtausende früher, als die Römer den Weg hieher gefunden.

Ich setze mich auf's Mäuerchen und schaue hinein in den lachenden Herbsttag. Die Sonne brennt, sie brennt mit der letzten Kraft des Sommers. Der Pfäffikersee liegt vor und unter mir. Die Ufer sind flach. Nur jenseits steigt ein sanfter Hang an, dort, wo Seegräben liegt und wo die Kirche so keck am Horizonte steht. Kein Haus nähert sich dem Wasser. Keine Straße und kein Fußweg umgürtet es. Heimtückisch ist der Boden. Der Rasen schwimmt. Wer über ihn geht und nicht acht hat, kann plötzlich verschwinden wie in einem gefrorenen See, wenn das Eis bricht. Streue- und Torfland ist es. Aber immer wieder kommt das Wasser zum Vorschein, es glitzert strichweise durch den unsichern Boden herauf. Irrlichter geistern am Abend herum und geben zu gruseligen Geschichten und mancherlei Aberglauben Anlaß. Zuhinterst, wo die Wiesen beginnen und die ersten Obstbäume gedeihen, liegt Wetzikon, die große, stattliche Gemeinde.

Lange könnte man hier sitzen und sinnen und staunen. Es ist ein faszinierender Blick, den das Kastell bietet. Er reicht bis hinauf ins schneegekrönte Gebirge, und gegen Abend, wenn der Dunst sich verflüchtigt, treten die einzelnen Stöcke und Felsenhänge wie gemeißelt heraus. Sicherlich haben sie die Römer von hier aus mit andern Augen angeschaut als wir im Zeitalter der alpinen Heldentaten.

Wie nach einer feierlichen Vorlesung ist einem, wenn man den Bereich des Kastells verläßt. Kein Gelehrter hat gesprochen, die Natur selber, und mit unvergeßlichem Nachdruck haben die Jahrhunderte hineingeredet. Ein Hauch der Zeit hat mich umschwebt, die einst große Tage gesehen. Sie sah das Wachsen und Blühen eines Reiches von ungeheuerlicher Ausdehnung, sie sah aber auch den Verfall und das Absterben einer Herrschaft, die zerbröckelte wie die kümmerlichen Reste dieser Mauern.

Was ist geblieben? Kaum ein Schatten, eine winzige Spur. Kaum soviel als der Splitter eines Meteors, der einmal die Bahn der Erde gestreift hat.

Ich ziehe meine Straße weiter. Die Höhen winken. Heute,

bei so idealem Herbstwetter, muß es köstlich sein, ins Tal zu schauen.

Ein Apfel rollt mir zu Füßen. Ist das nicht eine Einladung: heb mich auf und beiße hinein! Wie der Brunnen mir zuruft: trinke ein Schlückchen! Man darf das freundliche Angebot keinem abschlagen, dem Apfel nicht und dem Brunnen nicht.

Immer weiter rücke ich vom See ab. Immer leuchtender nickt er herauf, und nun erkenne ich deutlich: er ist das Juwel dieser Gegend. Der Niederung gibt er Farbe und Glanz. Er adelt sie, er ist der kurzweilige Plauderer, der das stille Tal belebt.

Leise und sanft wie ein gesummtes Lied klingt hier das Oberland an. Man steigt hinauf und merkt es kaum, von einem Hof zum andern, immer unter schwer beladenen Bäumen durch. Die Bauern sind beim Mähen. Die Frauen lesen Birnen auf. Ganz übersät ist der Boden von überreifem Obst.

Aber bald stehen die Fruchtbäume doch lockerer, und die Tannen kommen herunter. Ich trete in einen Wald. O wie dankbar bin ich dem erquickenden Schatten, und er begleitet mich ein gutes Stück, schroff bergan und wieder eben entlang, wie es ihm grad behagt.

Hoch über mir winkt ein weißer Streif einer Mauer, und eine Schweizerfahne flattert. Das ist das Rosinli!

Es gibt Karten, die es kaum eines Punktes und Reisebücher, die es nicht einmal eines Wortes würdigen. Um 5 Meter ist es niedriger als der Ütliberg (868). Und doch besitzt es manchen Vorsprung. Dem Hochgebirge ist es näher gerückt. Mit blanker Münze zahlt es die Mühen, die sich der Wanderer seinetwegen hat kosten lassen. Ich trete vorn an die Rampe, wo das Fernrohr steht. Ein überwältigendes Bild nimmt mich gefangen. Ich habe den besten Logenplatz. Auf der Bühne marschieren sie alle auf, die Recken aus dem St. Galler- und aus dem Glarnerland; eine festlich-feierliche Parade wird abgehalten von den Urner Bergen bis hinüber zu den Berner Oberländern. Nicht alle treten gleich kräftig hervor. Etliche

sind wie hingehaucht, kaum ein Schimmer von ihnen ist da, und man fragt sich: sind's die Umrisse einer Wolke oder sind es Felsen, die nahezu eins sind mit dem Himmel?

Nicht mindern Reiz schafft die Nähe. Der Bachtel ist eine Respektsperson, und was zwischen ihm und mir liegt, ist die reiche Hügelwelt des Oberlandes. Überallhin ziehen sich Straßen und Wege hinauf und hinunter, von Hof zu Hof, von Weide zu Weide, und man macht Pläne, was man ein ander Mal alles abwandern will, von Bäretswil dem Skiort Wappenswil zu, hinüber ins Girenbad und nach Hinwil. Eine ganze schöne Karte hat man vor sich. Vom Obersee entdeckt man ein Stück, und wie viele Gemeinden und Kirchtürme zähle ich? Und die Tälchen und Schluchten leben. Ein Räuchlein der Ürikon-Bauma-Bahn steigt auf. Richtig! Dort unten huscht es vorbei, verbirgt sich und kommt wieder zum Vorschein.

Was mich jetzt aber am meisten gefangen nimmt, das ist der Pfäffiker See. Wie flüssiges Metall glitzert er herauf und blendet, und hinter ihm gleißt ein Streifen Greifensee.

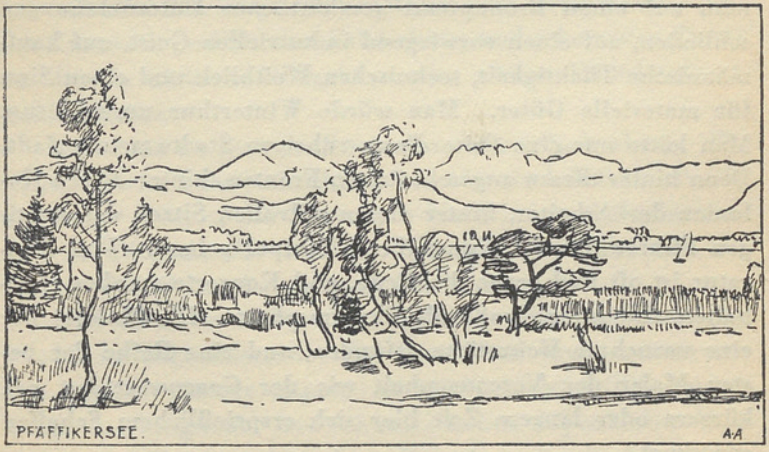
Nicht mehr lange dauert's, und die Sonne nimmt Abschied. Diese letzte halbe Stunde wird zum Erlebnis. Die Farben und Schatten wandeln sich. Gelb wird Gold, rot zu Feuer, die grünen Matten flammen auf, Fabriken leuchten wie weiße Fahnen. Ich fühle mich in eine Märchenwelt entrückt, so eigenartig, so märchenschön zündet und funkelt es um mich. So einem Farben- und Schattenspiel der Natur möchte man halt gebieten. Aber es verändert sich fort und fort und erfindet stets neue Zwischentöne.

Solche Abende genießt man während der Woche auf dem Rosinli, ohne von einer Seele gestört zu sein. Es fällt niemandem ein heraufzukommen. Begreiflich! Die Heerstraße zieht in einem großen Bogen der beginnenden Steigung entlang, und von den tobenden und klopfenden Motoren der Zweiräder will das Rosinli nichts wissen. Eifersüchtig hütet es seine Einsamkeit und verschenkt sich den Wenigen, die um seiner Schätze willen es aufsuchen.

Am Sonntag freilich wimmelt's im Garten und im gastlichen Haus. Aber es ist nicht jedermanns Sache, in diesem Bienenschwarm mitzusummen, in diesem Wirbel sich mitzudrehen.

Ade, es ist höchste Zeit! Und bis nach Wetzikon hinunter dehnt sich eine empfindliche Strecke. Wer die Galöppchen nicht liebt, rechnet mit über anderthalb Stunden. Es dämmert. Durch das Tobel hinunter, das bei Adetswil betreten wird, sollte man noch gute Sicht haben. Auch der malerischen Partien, des vergnüglichen Baches und des stäubenden Falles wegen, den er so nebenbei noch zum besten gibt.

Im fabrikreichen Kempten hat man das offene Talgelände erreicht. Nun geht's gradaus, immer gradaus, in die Nacht hinein. Noch einmal wende ich mich um, und zu oberst winkt es mir mit seinem weißen Band ein letztes Lebewohl, das Rosinli.



WINTERTHUR-ESCHENBERG-KYBURG.

Winterthur-Eschenberg-Kyburg, eine Stadt, ein Berg, ein Schloß! Sie füllen einen schönen Nachmittag, und da sie in ihrem Wesen so verschieden sind, unterhalten sie wie ein Buch, in dem man nicht müde wird zu blättern. Drei Dinge sind abgewandelt darin: ein bewegtes Bild aus der Gegenwart, Stunden im Walde und zuletzt ein gutes Stück Schweizergeschichte.

Wenn man etwa vom neuen Schulhaus am Heiligenberg oder vom Bäumli aus die Stadt überschaut mit ihren alten und engen Gassen, mit ihren mächtigen Fabrikanlagen, mit ihren Kaminen und Hallen, die ganze Fluchten bilden, könnte man auf einen Brennpunkt geschäftlicher Unternehmungen schließen, auf einen vorwiegend industriellen Geist, auf kaufmännische Tüchtigkeit, technischen Weitblick und einen Sinn für materielle Güter. Man würde Winterthur unrecht tun. Man hätte nur eine Seite dieses rührigen Stadtwesens erfaßt. Denn hinter diesen angeschwärzten Fronten, hinter diesen Kolonien der Arbeiter, hinter diesen stilvollen Sitzen der geistigen Führer hat die Kunst ihren Tempel gebaut. Von Literatur ist oft und gerne die Rede, und Konzerte werden abgehalten, die jeder Großstadt Ehre machten. Die Malerei hat eine vornehme Heimstätte gefunden, und eine Reihe der besten Maler der Vergangenheit wie der Gegenwart hat auf kürzere oder längere Zeit hier sich ersprießlichem Schaffen gewidmet.

So kommen die Winterthurer nicht zu kurz. Ihr Wohnsitz ist wohl etwas eng, zwischen die umliegenden Höhen eingebettet, und die kleine Eulach, die die Stadt mitten durch-

quert, trägt wenig Naturfrische herbei. So holen sie sie in den benachbarten Wäldern, an den Ufern der Töß, die im gleichnamigen Vorort der Stadt ihre Reverenz erweist, draußen auf dem Lande, das von allen Windrichtungen lockt und so viel verspricht.

Mit den Winterthurern bin ich an einem schönen Sonntag auf den Eschenberg gepilgert. Sie besitzen in ihm einen wundervollen Hort der Erholung und Ertüchtigung, unversieglichen Naturgenusses und einer Schönheit, die zum Verweilen zwingt.

Es ist eigentlich kein Wald, schon eher ein Waldpark. Straßen und Wege führen, wohin einen gerade gelüstet, und überall steht man im Raum und Bezirke des wohlgepflegten Forstes. Für Kinder ein Tummelplatz, für Eltern ein vielfältiges Ziel, das zum Marschieren lockt. Wer die Woche über im Rauche der Werkstätten, an der Gluthitze der Feueröfen und im ohrenbetäubenden Lärm der Schmieden und Gießereien gestanden hat, wird in der freien Zeit mit doppelter Freude sich hier ergehen. Denn es ist keine Anstrengung dabei. Gemächlich steigt die Straße an zum Bruderhaus. Man hat Kurzweil, genießt eine Erfrischung und schaut den Tieren zu, die im kleinen Wildgehege eine schöne Unterkunft gefunden haben.

Und bald ist man auch schon auf dem Eschenberg. Der Name täuscht, oder vielmehr, enttäuscht ein bißchen. Wo ist der Berg? Wo ist die Aussicht? Noch immer befindet man sich im Dickicht der Bäume. Sie sind die Nähe und die Ferne. Die Bäume hören nicht auf.

Und doch ist Gelegenheit geboten, über das Meer der Wipfel hinwegzuschauen. Ein Eisenturm strebt mitten aus dem dunklen Grunde empor. Es ist ein höchst willkommenes Werk, das Mitglieder des Schweizerischen Alpenklubes Winterthur im Verein mit andern Naturfreunden und Gönnern anno 1889 errichtet haben. Man steigt durch die Rundtreppe hinauf und erlebt ein eigenartiges Schauspiel. Die Schatten lichten sich, und unversehens hat man den blauen Himmel

erobert und schaut nun über den wogenden Wald. Der erste Blick gilt dieser grünen und doch so vielfarbigen Gipfelwelt. Eine neue Ebene ist geschaffen, und man wähnt, über sie hinwegspazieren zu können wie über einen Rasen. Das Gewirre der Blätter und Äste ist so dicht, daß man nirgends auf den Boden sieht und keinen Menschen entdeckt, auch wenn mancherlei Volk unterwegs ist. Man hört nur Stimmen, Lachen und Lieder.

Und dann kommt die zweite, die Berggipfelwelt. Zacken und Spitzen tauchen auf, aber da ein dichter Dunst über dem Horizonte liegt, sind die Schneeregionen verhüllt. Immerhin, der Kreis ist weit genug gezogen, sodaß es noch der Bilder und Ausblicke eine bunte Zahl gibt. Man entdeckt einen Teil Winterthurs, umliegende Dörfer und Straßenzüge, man wendet sich dem Schauenberg zu und den höheren und entlegeneren Kuppen des Zürcher Oberlandes. Südlich folgt ein jäher Einschnitt, der das ruhige Feld des Waldes unterbricht. Dort in der Tiefe fließt die Töß, aber ungesehen und verborgen, und über ihr, auf dem höchsten Punkte des sich auftürmenden Waldhanges ragen die Spitzen und Dachfirsten der Kyburg. Kein schönerer Platz hätte gefunden werden können für die stattliche Feste. Denn sie beherrscht das Land, das tiefe Tal unter ihr wie die Hochebene, die sich südwärts dehnt. Dieses prächtige Bauwerk will ich heute noch erreichen.

Westwärts weist ein Turm zum Himmel, spitz und kühn. Es ist die Kirche von Brütten. Man erkennt, was sie dort oben für eine einzigartige Stellung einnimmt. Von allen Seiten gesehen, muß sie auch wieder nach allen Richtungen die Blicke wandern lassen. Weiter im Kreise folgen das Zürcher Unterland und in der Ferne verhauchende Höhenzüge, die schon nicht mehr unserer Heimat angehören.

Hab Dank, du guter und starker Turm, der du Sommer und Winter allen Stürmen trotzest und immer gleich verschwenderisch bist! Du allein hast mir gezeigt, was die großen Tannen und Laubbäume des Eschenberges den Ausflüg-

lern vorenthalten, und nun weiß ich auch, daß ich wirklich auf einem Berge gewesen bin.

Der bequeme Abstieg ins Tößtal erheischt einige Umwege. Zuletzt geht's aber doch geradewegs hangab, über Treppen und Treppen. Die Querhölzer geben guten Halt. So hat man den Fluß bald erreicht und befindet sich unverhofft in einem schluchtartigen Einschnitt, den die Töß sich erzwungen hat. Es muß in Zeiten stürmischerer Wassermengen gewesen sein. Heute schleicht sie zahm und wenig unternehmungslustig dahin.

Nun gilts, die Höhe wieder zu gewinnen, die ich verloren, und noch ein Stücklein dazu. Jetzt geht's treppauf, treppauf und immer treppauf. Selten kommen einmal ein paar Meter, die's gemächlicher nehmen. Doch, wenn man sich Zeit läßt, wird die Überwindung des angenehm beschatteten Hanges zum Vergnügen. Man hält inne, schaut um sich und steigt und steigt. Auf einmal ist man oben, auf der Ebene, unmittelbar neben den Mauern des Schlosses Kyburg, und wieder blickt man hinunter, zuerst hinüber nach dem Eschenberg. Nun ist er selber Aussicht geworden, ein dunkles Reich von Bäumen, ohne Häuser, ohne Hütten.

Die Kyburg ist eine der schönsten historischen Stätten unseres Kantons, die schönste, so wohl erhaltene Burg der Ostschweiz. Man kann es kaum glauben, daß vor rund hundert Jahren Kurzsichtigkeit und Kleinmut allzu praktisch eingestellter Menschen erwogen, die Burg zu schleifen und dem Erdboden gleichzumachen. Heute ist sie eine Zier, ja ein Juwel in einer Gegend, die ganz auf bäuerliche Arbeit eingestellt ist.

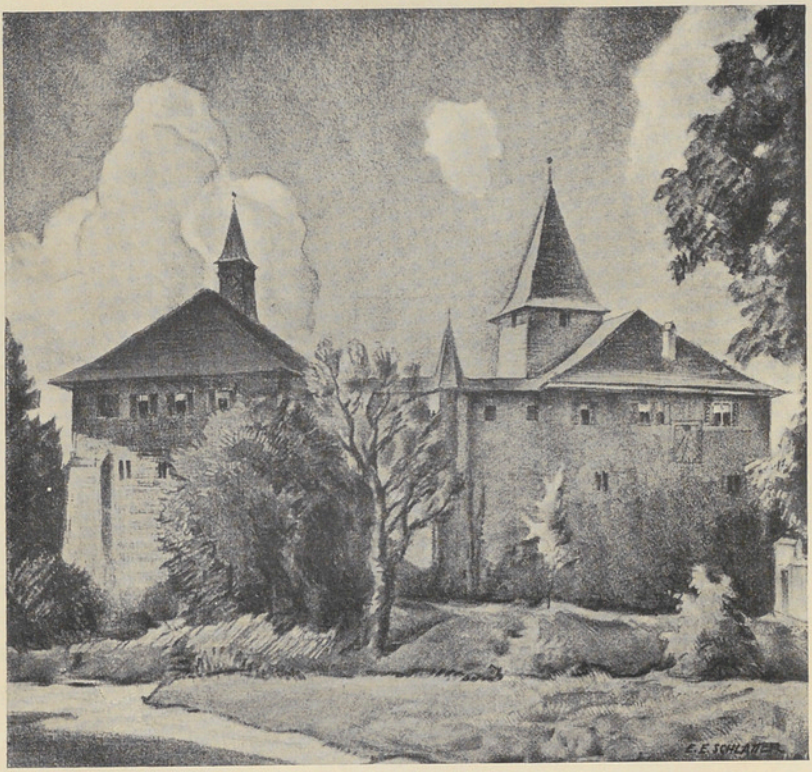
Im Jahre 1917 ging das Schloß in öffentlichen Besitz über. Der Kanton Zürich hat es mit Unterstützung der Städte Winterthur und Zürich wie der Eidgenossenschaft zu eigen erworben und seitdem viel Mühe, historischen Scharfsinn und Kunst daran gewendet, das Äußere wie die Innenräume aufzufrischen, sie würdig und stilgemäß auszustatten und von Ergänzungen zu befreien, die in den letzten Jahrzehnten, wohl

gut gemeint, vorgenommen worden waren, aber der ganzen Anlage nach dem Auge und Urteil des Geschichtsforschers wie des Kunstverständigen mehr schadeten als nützten.

Mit Entzücken läßt man sich heute durch Hof und Räume führen und erstaunt ob den herrlichen Zeugen der Vergangenheit, die einem auf Schritt und Tritt begegnen. Man kann nicht anders, man muß in Gedanken einen Sprung machen durch die Jahrhunderte, die durch diese Räume gezogen, und ehrwürdige Gestalten, Fürsten und Kaiser, die sich einmal längere oder kürzere Zeit hier aufgehalten, werden in der Erinnerung wieder lebendig und scheinen als Schatten durch die prunkvollen Säle und wohnlichen Gemächer zu huschen.

Wann der erste Stein zu diesem Schlosse gelegt worden ist, weiß niemand zu sagen. Daß heute noch der Bergfried „Römerturm" geheißen ist, deutet mit andern Wahrnehmungen auf den Anfang unserer Zeitrechnung und auf Spuren der Römer hin. Anno 1027 stoßen wir zum ersten Mal in den historischen Quellen auf die Kyburg und vernehmen, daß König Konrad II. das Schloß belagerte und zerstörte. Die Grafen von Kyburg haben es wieder aufgebaut und als die mächtigsten und reichsten Fürsten in weitem Umkreis hier ihr Regiment geübt. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ging die Feste als Erbe an Rudolf von Habsburg über, und auch die Königin Agnes von Ungarn weilte hier, blutige Rachepläne spinnend nach der Ermordung König Albrechts. Weitaus am längsten führte Zürich hier oben das Szepter. Das verarmte Österreich versetzte die Grafschaft der Stadt, und diese schuf aus ihr eine Landvogtei, die größte von allen, die sie besaß, und sandte von nun an die würdigsten Stadtbürger auf diese Burg. 59 zürcherische Vögte sind hier aus und eingegangen, bis die Staatsumwälzung im Jahre 1798 neue Verhältnisse schuf.

So hat sich in diesen Mauern manches Schicksal erfüllt. Bilder, Waffen und Gobelins, Truhen, Kasten, Ruhestätten und kunstvolle Öfen, schön geschnitzte Decken, Kerker und Prunkstuben, eine Kapelle, eine Rüstkammer, Wohn- und



Schloß Kyburg. *E. E. SCHLATTER.*

Amtsräume gehören den versunkenen Zeiten an. Feste wurden gefeiert, und harte Strafen wurden verhängt. Man erschauert ob der Grausamkeit, mit der die „eiserne Jungfrau" ihr Opfer einem martervollen Tod überlieferte.

Die Kyburg, so, wie sie sich uns heute vorstellt, ist ein Spiegel, in dem die reiche Vergangenheit eines großen Gebietes noch einmal lebendig wird.

Einmalige, unschätzbare Güter sind die interessanten und künstlerisch wertvollen Reste von Epochen und Wirklichkeiten, von denen keine Zunge mehr aus eigenem Erleben berichten kann.

Der Besuch der Kyburg macht nachdenklich. Mit aufgewühlten Gedanken tritt man aus dem Tor. Man ist froh, sich etwas auslaufen zu können. Der Gang durch die Wiesen und Obstgärten tut wohl. Man bleibt noch eine Weile auf der Höhe und entdeckt ein paarmal die Türme und Türmlein der Burg. Dann wendet man sich ins Tal der Kempt. Hier unten fährt die Bahn vorbei, die einem ganz seltsam vorkommt nach dem Flug in so ferne Zeiten zurück.

Doch man freut sich auch wieder der Gegenwart. Ihr sind wir verpflichtet, ihr gehören wir an.

Wie lange noch?

Wir wissen es so wenig wie alle die Geschlechter, die einst auf der Kyburg sich der Sonne gefreut, und unverhofft werden wir ihnen beigesellt, dem großen Heere, das unterm grünen Rasen schlummert.

AUF DEN IRCHEL.

Wie ein verwunschener Prinz führt der Irchel in einer stillen, beschaulichen Gegend ein einsiedlerisches Dasein. Von drei Seiten ist er von Wasserläufen umgeben, im Süden von der Töß, im Westen vom Rhein und im Norden, etwas ferner gerückt, von der Thur. Der Osten dacht sich den Feldern und Rebbergen zu ab, die sich von Neftenbach über Henggart bis gegen Andelfingen hinziehen. Er bildet eine kleine, ungemein reizvolle Welt für sich. Er liegt nicht an der Heerstraße und freut sich, daß ihn der Strom der Touristen noch nicht entdeckt hat. Doch verloren oder vergessen ist er nicht. Denn es gibt „Feinschmecker", die seine verborgenen Gründe schätzen und ihm ganze Tage widmen, Wanderer, die wie das freie Wild durch die Schluchten und Tälchen kreuzen, um an einem schönen Platze inne zu halten und auf den Stundenschlag einer fernen Kirche zu lauschen.

Dieser verwunschene Prinz trägt eine solide Kappe. Im Frühling und den Sommer über ist sie grün und oft dunkelschwarz. Im Herbst nimmt sie alle Farben an, vom goldigsten Gelb bis zum feurigsten Rot und tiefsten Braun. Dann wird die Kappe unversehens weiß, blendend weiß und so strahlend wie der Schnee, der auf sie gefallen ist. Diese Kappe ist nicht von Wiesen und Äckern gestrickt, wohl aber von einem dauerhafteren Stoffe. Es ist ein schöner, mächtiger Wald, der alle Höhen deckt und sie behütet, daß nicht etwa die große Masse in sein Heiligtum bricht.

Kein Wunder, wenn in vergangenen Zeiten viel Edle sich auf entlegenen Kuppen und Zinnen Burgen und Schlösser

gebaut haben, Sitze, von denen aus sie ihre Bauern und Lehensleute betreuten. Aber die Spur der meisten ist verwischt, Sagen gehen noch um von ihnen, während die sichtbaren Zeugen ihrer Herrschaft vom Erdboden verschwunden sind. Nur über Freienstein liegen noch Steine eines alten Schlosses, von Büschen umrankt, an einer Stätte, die einen herrlichen Blick der Töß zu gewährt.

Oben in Teufen aber blüht noch ein Sitz, in dem treffliches Bauerntum und industrieller Fleiß zu gutem Gedeihen sich zusammentun.

Ich hatte einen sonnenhellen Augusttag auserlesen, um dem Irchel wieder einmal einen Besuch zu machen. Es gehört zu seiner eigenwilligen Art, daß er keine Eisenbahnen duldet. Nur ganz von ferne läßt er sie herankommen, und von den Automobilen will er überhaupt nichts wissen. Auf halber Höhe lenkt er sie ab, führt sie um sich herum und winkt dafür den vereinzelten Besuchern, daß sie die kleinen Weglein benutzen und an den Tisch kommen, der mit Gaben der Freude und Schönheit reichlich gedeckt ist.

Den heitern Auftakt bildet im Tale der Töß die Gemeinde Rorbas. Das saubere Dorf mit seiner schönen, schlichten Kirche lehnt sich an den Hang des Dettenberges. Man schaut hinüber nach Freienstein und überschreitet die alte Brücke, die noch aus Römerzeiten stammen könnte. Dann fängt die Straße zu steigen an, und die Sonne brennt auf den Rücken. Man ist ihr nicht gram. Denn sie zündet auch in die üppigen Kammern der Reben, die sich hier angesiedelt haben. Sie zündet in die Obstgärten und hinunter nach der silbernen Töß, die noch gar nicht weiß, daß ihre Tage gezählt sind. Dem Irchel hab' ich schon Grüßgott gesagt, und nun steige ich ihm entgegen, gemächlich und der Überraschungen gewärtig, die er etwa für mich bereit hält.

Oben im Schlosse Teufen gibt er mir einen Wink, abseits zu treten. Von hier aus will er erobert sein, und er ist so freundlich, dem Angreifer die Arbeit nicht schwer und zugleich genußvoll zu machen. Drum gilt es, nicht gradauszu-

stürmen, sondern zuerst in ein abseitiges Tälchen vorzudringen, in dem die zweite Ernte des Heues im besten Gange ist.

Beim Försterhaus verschlingt mich der Wald. Und ich stelle mir vor: bis hieher werden an stillen Abenden die Rehe kommen und ein bißchen um sich gucken, so wie sie es gerne tun in einer Gegend, in der die Flinten nicht sogleich knallen und ihnen Zeit lassen, etwas Licht und Sonnengold zu genießen nach den langen Stunden im Dickicht der Bäume.

Dann ist's für ein Weilchen mit aller Gemütlichkeit vorbei. Das heißt: man kann's doch gemütlich nehmen den steilen Hang hinan. Man folgt den breiteren Holzerwegen, auf denen die Waldarbeiter die Stämme und „Wellen" zu Tale führen, und nach zwei, drei „Schnaufhalten" hat man den Kamm schon erreicht. Man steht auf dem Rücken des Irchel. Kein Haus, keine Hütte. Sein Besitztum und seine reichen Schätze sind der Wald. Wald umfängt und umfächelt mich. Hier oben steht er lichter. Aber wenn ich hinüber schaue, dem Osten zu, dunkelt es. Da stehen die schwarzen Tannen wie uneinnehmbare Bollwerke. Sie dehnen sich fort und hören nirgends auf. Stundenlang könnte man durch diese duftigen Hallen wandern, und Weiser zeigen nach verschiedenen Richtungen. Man verirrt sich nicht.

Wie schön wär's, wenn der Irchel mir hier aus einem frischen Brünnlein einen Schluck Wasser kredenzte! Aber sein Keller ist leer. Keine Quelle rinnt. So ist hier herum, wo überall löcherige Nagelfluh zum Vorschein kommt, der Waldbestand etwas dünner. Die Sonne scheint mich frei und offen an.

Jetzt wird die Wanderung ein Fest, ein Fest mit jedem Schritt und Tritt. Ein herrliches Weglein geleitet mich eben entlang durch erquickliches Unterholz. Wie ein Bächlein im Tale, das linkshin und rechtshin schwänzelt, immer neue Einfälle zum besten gibt und sein Spiel treibt mit seinen Freunden, so lockt es mich die kreuz und quer, an Heidelbeerstauden und großen Farnfächern vorbei, verspricht einen offenen Ausguck, narrt mich und hält mich noch fast eine halbe

Stunde in Atem. Aber dann unverhofft zeigt es mir die Hochwacht, komplimentiert mich auf eine von Holz gezimmerte Ruhebank und sagt: da beschau dir jetzt die schöne Welt! Das Städtlein Eglisau mit seinen beiden Brücken, die Hänge und Höhen dahinter bis ins deutsche Land, und den Rhein, wie er ruhig dahinzieht, die Kirche von Buchberg, wie sie jenseits, schon im Schaffhausischen, auf dem Berge thront, das Bauern- und Fischerdörflein Rüdlingen am Wasser, Berg, Flaach, die Schlösser Eigental und Goldenberg!

Und ich sage ihm: nicht so stürmisch, nicht alles auf einmal!

Ich liebe es, die prächtigen Bilder aus der Höhe wie ein Schlücklein guten Weines zu genießen, langsam, bedächtig, sodaß man gleich mit verschiedenen Sinnen dabei ist und einen vollen Genuß hat.

In der Tat, der Blick vom Irchel ist bezaubernd. Vom bewegten Vorgelände führt er weit in die Ebene hinaus, begegnet Dörfern und Kirchtürmen, und immer wieder dem Rhein, der so ein romantisches Bett gefunden.

Unter mir, dem Hange des Irchel entlang, windet sich die breite Straße, die ich schon oft gefahren und gegangen. Keine Alltagsgegend ist es mehr. Man wähnt sich in einem Nationalpark, in dem scheinbar zufällig die natürlichsten Schleifen gezogen sind. In manchen Kehren und von verschiedenen Seiten genießt man den Rhein; tief unten und lautlos zieht er dahin. Hier ist er grün, dort blau, hier netzt er ein Wieslein und dort den dichten Waldhang. Keine Seele stört seinen Lauf. Kein Kahn treibt abwärts. Mit einem Schlage wird man an den Weg erinnert, den der Fluß, inzwischen zu einem Strome angewachsen, weiter unten zurücklegt; man denkt an die klassischen Rheingegenden mit ihren Burgen, an die niedlichen Städtchen, an Aßmannshausen, an die Loreley. Den Rhein zwischen Rüdlingen und Eglisau kennen nur wenige, ganz wenige, die ihn dem Siebengebirge entlang durchfahren. Die vielen Begeisterten sollten auch hier heraufkommen, hier ihre Lieder singen und ihr Herz

aufjubeln lassen. Denn auch hier ist Gelegenheit, in Rheinlust zu schwelgen und Ufer zu schauen, wie sie dem Rhein nur an ganz seltenen Strecken beschieden sind.

Wenn ich mich westwärts wende, fällt mein Auge auf einen grünen Winkel am Wasser. Dort kommt die Töß und fällt dem Rhein in die Arme, und friedlich wandern sie zusammen fort. Nicht mehr lange dauert's, und sie haben im Rheinsfelder Werke harte Arbeit zu leisten, Turbinen zu treiben und Licht und Kraft zu schaffen für die Menschen.

Man wird auch hier oben in der Einsamkeit in Gedanken wieder den Menschen zugeführt. Und Menschen sind vor Jahrhunderten schon hier herauf auf den Irchel gestiegen, und wär's nur gewesen, um den andern weit im Lande herum Zeichen zu geben, sie zu Wehr und Waffen zu rufen, wenn ein Feind im Anmarsch war, und Lichter zu entzünden zur Sammlung aller Kräfte. Hochwacht! Der Name sagt es.

Es wäre ein Leichtes, hier auf diesem herrlichen Fleck einen ganzen Nachmittag zu verträumen oder mit einem schönen Buche zu verbringen.

Doch die Uhr rückt, und das Tal ruft.

Man ist bald wieder im Bereiche der Äcker und Scheunen. Bis weit hinunter bleibt mir der Wald zur Seite. Die freie Lichtung aber, die den Vorhang der grünen Äste auseinandergeschlagen, ist meinem Auge entglitten.

Schon stehe ich auf der neuen Brücke, die hinüber nach Rüdlingen führt. Ich verlasse den Kanton, doch nur, um ihn noch einmal, von der Schaffhauser Seite her, in mein Blickfeld zu nehmen.

In Rüdlingen ist gut ruhen und Kräfte sammeln zu einem schönen Ende der Tour. Man darf die Mühe nicht scheuen, den steilen Hang zu erklettern nach Buchberg, bis zu oberst, wo die Kirche steht, Königlich thront sie über den Rebhängen, weitausschauend nach zwei Kantonen und zwei Ländern. Just dem Irchel gegenüber hat sie Posten bezogen, und wenn die Glocke im Turme schwingt, ruft sie weit über den Rhein hinweg. Die Klänge schwingen sich über die schlummernden

Wasser und kennen wie das Wort Gottes keine Grenzen. Hier wie dort ist gesegnetes Land.

Als ernster Prophet steht die Kirche auf ihrer herrlichen Höhe. Auch eine Hochwacht. Aber eine, die zum Frieden gemahnt und zu gutem Einvernehmen aller Menschen untereinander.

Ein abseitiger, schmaler Weg führt wieder in den Kanton Zürich zurück. Man muß ihn wissen oder erraten. Sonst verpaßt man auf der breiten Straße viel köstliche, geheime Winkel und später die so bezaubernden Durchblicke auf das grüne Band des Rheines. Tößegg, die Einmündung der Töß, ist zum idyllischen Visavis geworden, und darüber gucken durch die Äste die Häuser von Tößriedern.

Wälder und Reben folgen einander in raschem Wechsel. Da hab' ich auch schon das Ufer erreicht. Seerosen sind im Wasser erblüht, Entlein rudern durch den glatten Spiegel, und die einfachen Heimstätten der Eglisauer Bauern rücken immer näher.

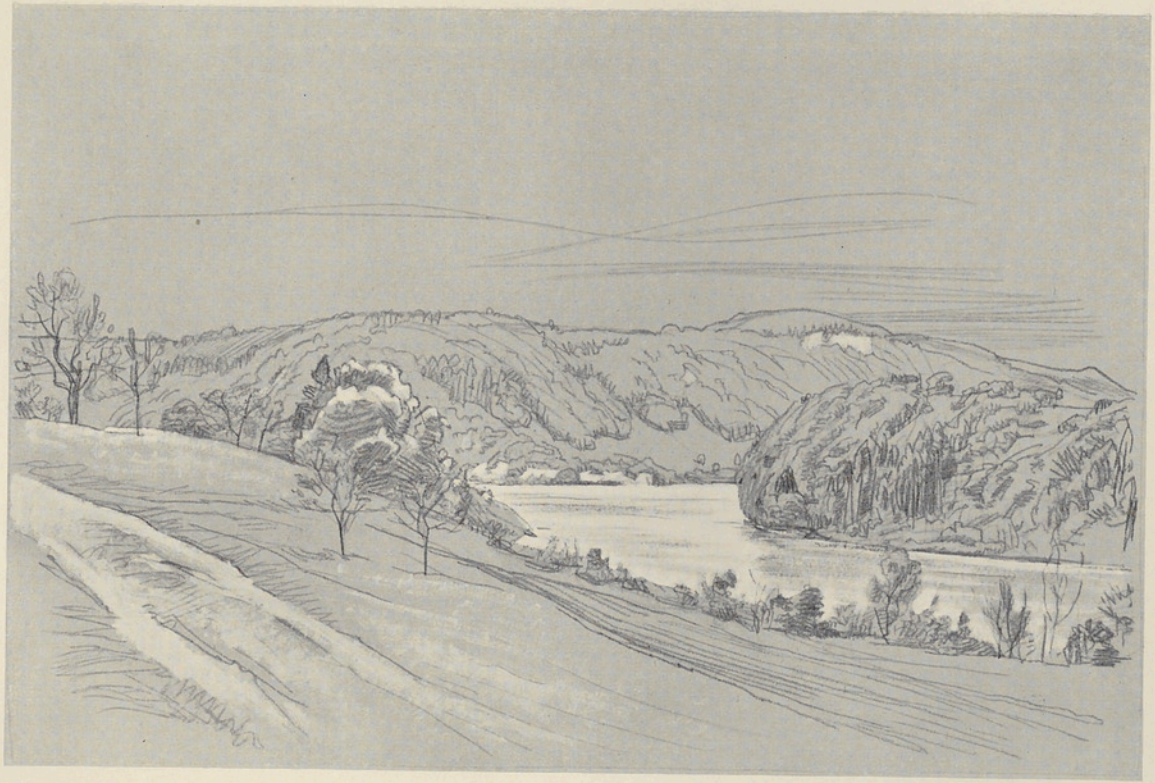
Abend im Dorfe! Poesie lacht aus allen Gärten und Scheiben. Die Leute sind wohl noch geschäftig. Aber Genugtuung blickt aus den Augen. Sie wissen: die Arbeit ist bald getan.

So ist auch dem Wanderer zu Mute, der einen schönen Tag hinter sich hat. Und ob er auch gefeiert hat, die Stunden sind nicht umsonst verstrichen. Morgen, übermorgen oder später wird das Körnlein, das er in sich gesät, für ihn und andere zur reifen Ähre werden.

FAHRT AUF DEM ZÜRCHER RHEIN.

Im Gebiet des Kantons Zürich und weit darüber hinaus läßt sich keine schönere und originellere Wasserfahrt denken als diejenige zwischen Eglisau und Rüdlingen. Das sind herrliche neun Kilometer. Die Strecke läßt sich erweitern hinunter bis zum Stauwerk bei Rheinsfelden und hinauf bis Ellikon. Die Mündungen der Glatt und Thur grenzen diesen Bezirk ab. Der beträchtliche Strom ist ein fließender See geworden. Ufer und nähere Umgebung üben eine Zauberwirkung aus, die ganz einzigartig und so tiefschürfend ist, daß das Bild die geweckte Phantasie nicht mehr losläßt. Immer steigt es wieder auf als etwas Einmaliges, Unübertreffliches, und daß sich dieses Erlebnis unmittelbar an der Kantons- und Landesgrenze vollzieht, verleiht ihm einen bedeutsamen Nachdruck.

Das malerische Städtchen Eglisau rückt mit seiner engen Flucht der Häuser und der uralten Kirche hart ans Wasser heran. Von oben, linksrheinisch, gucken die Häuser von Seglingen hernieder. Das behäbige Bauerndorf Rüdlingen hat sich auf eine Terrasse über dem Flusse gestellt. Die meisten seiner Häuser verbergen sich hinter einem Wald von Obstbäumen wie zur linken Seite der Weiler Tößriedern. Das sind die größeren Menschensiedelungen am Strome hier herum. Dazu kommen noch ein paar vereinzelte, einsame Häuser wie etwa Tößegg und Ellikon. Sonst sind die Ufer schroff und unwegsam. Kein Pfad führt ihnen ohne Unterbruch entlang. Wer sie aus der Nähe kennen lernen will, muß ein Schiff besteigen. Wer es bei blauem Himmel tut, wird den Tag nicht mehr vergessen.



Rhein bei Tössegg. *E. G. RÜEGG.*

Ich betrete in Eglisau ein festgebautes Dampferchen. Lautlos und gemächlich kommt der Strom daher. Kein Schifflein ist unterwegs. Wir haben Werktag. Morgen wird's anders sein. Viel Sonntagsgäste werden auftauchen, sie werden die Weidlinge füllen, sie werden singen und jubilieren, und die Paddler werden mit ihren flinken Booten herunterfahren und sich von den stillen Fluten treiben lassen.

Mit dem Bau des Kraftwerkes hat Eglisau gewonnen. Wohl hat die alte gedeckte Brücke mit etlichen Zeugen aus grauer Vergangenheit dem steigenden Wasser des Flusses weichen müssen; dafür sind neue Werte geschaffen worden, und kaum einer würde heute tauschen mit der entschwundenen Herrlichkeit, wenn er auf der neuen Brücke steht und Ausschau hält über den spiegelnden Rhein, der aller Freund und Freude ist.

Die Südhänge bis weit hinauf sind mit Reben besetzt. Da wächst der Eglisauer Tropfen. Gemüsekulturen schieben sich in die Weinberge ein. Die wechselvollen Anpflanzungen verleihen dem Hange Farbe und Leben. Aber je weiter wir hinaufkommen, um so mehr weichen sie zurück, Wald und niederes Gebüsch zieht sich ans Ufer herunter. Zuletzt bildet es allein den dichten und wundervollen Rahmen zu beiden Seiten des Stromes. Kein Dach, keine Hütte, kein Mensch. Ein Fisch springt auf. Und dort, unmittelbar am Wasser, wie ein Storch steht ein Fischreiher und äugt nach einem Opfer. Unser Boot scheucht ihn auf. Er breitet seine mächtigen Flügel aus und flattert über den Spiegel des Flusses. Zuoberst auf dem Wipfel einer Föhre setzt er sich nieder und beschaut die Fremdlinge, die ihn aus seiner Betrachtung aufgescheucht haben. Und noch einer gesellt sich ihm zu. Eine ganze Sippe dieser Riesenvögel hat sich hier angesiedelt. Sie haben ein sicheres und ergiebiges Reich gefunden. Möven in kleinen Familien leisten ihnen Gesellschaft, und an ruhigen Abenden grast ein Reh auf der verborgenen Wiese, die wie ein stimmungsvolles Eiland das Niederholz einmal durchbricht.

Am Knie, unmittelbar vor der scharfen Wendung nach

Norden führt der Rhein ein kleines, in aller Ruhe sich abspielendes Intermezzo auf. Er heißt die Töß willkommen, die aus einem dunklen Waldtale ihm entgegenzieht. Sie ist erstaunt, einen so wohlausgewachsenen Gesellen zu finden und tut recht wichtig mit ihrer oberländischen Heimat, der sie entstammt. Sie erzählt von den Fabriken Baumas, von Turbental, von der Kyburg und ist etwas ungehalten darüber, daß man ihr Winterthur nicht zeigte, sondern sie gleich bei den ersten Häusern vorbeidirigierte, dem Irchel zu, und ihr gar manche Arbeit auflud.

Lächelnd schließt der Rhein sie in seine Arme. Und nun ziehen sie gemeinsam ihres Weges. Wie wir. Aber wir schwimmen gegen den Strom. Ein paar Fischer kommen uns in ihrem Kahn entgegen. Arm an Menschen ist die Gegend. Aber groß genug, Schauplatz leidenschaftlichen Haders zu sein.

Der Zufall spielte mir ein eigenartiges Gerichtsprotokoll in die Hände. Im Jahre 1567 war es. Zwei Männer fuhren in der Rüdlinger Fähre über den Rhein. Und alsobald erhob sich ein Streit. Urban Vaterlaus hatte Kleinhans Rauber beim Bannwart in Berg wegen Holzdiebstahls verzeigt. Nun saßen sie einander im Schiffe gegenüber und hielten Abrechnung. Das Blut in Rauber brauste auf. Mit dem Schwerte seines Gegners versetzte er Vaterlaus so harte Schläge auf die Brust, daß dieser taumelte, besinnungslos in den Rhein fiel und ertrank. Das Schiff war kaum um Spießes Länge vom Ufer entfernt, wie das Ratsbuch berichtet. Aber von welchem Ufer, vom zürcherischen oder vom Schaffhausischen? Und in welchem Kanton war der Totschlag geschehen?

Nach Jahren erst kam das Verbrechen an den Tag.

Welcher Kanton hatte nun Gericht zu üben?

Eine heikle Frage!

Der Rat in Zürich verurteilte den Schuldigen zum Tode, und dieses Urteil hob der Stand Zürich, nachdem Jahrhunderte vorbeigerauscht, ans Licht, um Schaffhausen gegenüber in einem Streite der mitten im Rheinstrome aneinanderstoßenden Kantone zu beweisen, daß ihnen, den Zürchern, seit ur-

denklichen Zeiten das Hoheitsrecht über den gesamten Rhein auf der Strecke zwischen Flaach und Eglisau zugehört.

Die Geschichte stimmt nachdenklich. Wo die Natur in ihrer Vollkommenheit sozusagen ewige Schönheit schafft, ist es der Mensch, der sie schändet mit Blut, und auf Jahrhunderte hinaus ist die Spur nicht getilgt. Neue Feuerlein des Zankes lodern auf. Hinweg! Fort, ihr unfreundlichen Bilder! Schönere, glücklichere winken. Der waldige Hang löst sich auf in üppiges Rebgelände. Unaufhörlich blitzt es da und dort wie silberne Fünklein. Metallplättlein tanzen über den Stöcken und schrecken die Schwärme der Vögel. Noch ein paar Tage, und die Ernte wird in Rüdlingen beginnen.

Auf höchster Höhe thront über dem Abhang die Kirche von Buchberg. Sie krönt den sonnigen Bergrücken. Wir sind in Rüdlingen angelangt. Hier öffnet sich das Tal. Der Irchel weicht zurück. Die Ebene der Thur dehnt sich linksrheinisch hin. Etwas weiter oben vereinigt sich der stattliche Fluß mit dem Rhein. Grüße aus dem Toggenburg bringt er mit.

Rüdlingen ist ein schönes, bodenechtes Weinbauerndorf. Vor wenig Jahren hat es eine neue Brücke bekommen. Sie führt nach Flaach hinüber, hinein ins gesegnete Weinland, nach Dorf, nach Andelfingen und Marthalen. Hinten am Horizont, auf luftiger Höhe, sitzt das Schloß Goldenberg.

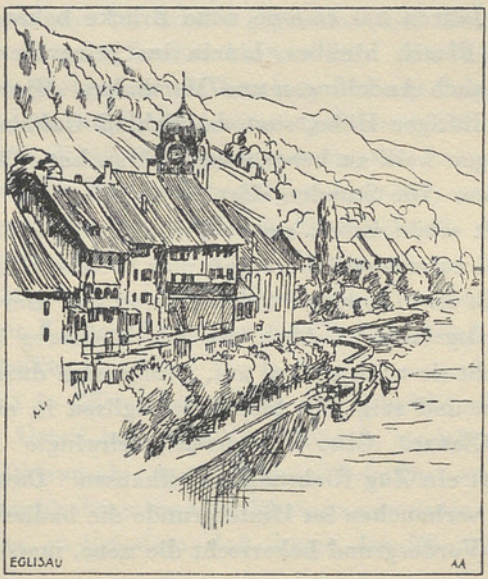
Rüdlingen weiß zu beherbergen. Man hat Mühe, wieder loszukommen. Die Stunden eilen.

Doppelt schön ist es, am vorgerückten Abend die Fahrt noch einmal zu machen, diesmal in der Richtung des Stromes. Rascher geht es. Die ersten Schatten sind da. Der Irchel hat die Sonne abgefangen. Aber, wie wir Buchberg im Rücken haben, taucht sie noch einmal auf, zwängt sich durch federige Föhnwolken und zeigt das Städtchen Eglisau in einem überirdischen Glanze. Über die leichtbeschwingte Eisenbahnbrücke fährt ein Zug Richtung Schaffhausen. Dünn und wie feine Seide verhauchen im Hintergrunde die badischen Hügelzüge. Den Vordergrund beherrscht die neue, massive Brücke,

die nach Seglingen hinüber und hinauf führt, ins Reich der Glatt.

Das Dampferchen legt an. Die Fahrt ist zu Ende. Und man fragt sich: wo findet sich ein ähnliches Flecklein Erde, das die Gegend des Zürcher Rheins übertrifft? Eines ist gewiß: wer den Rhein unten in der niederländischen Ebene fragte, wo er am liebsten durchgezogen, er würde über den von allen Dichtern besungenen Ufern zwischen Mainz und Koblenz die schweizerischen Abenteuer in seiner Jugendzeit nicht vergessen, auch nicht die Epoche, in der der unbändigste Übermut sich schon ausgetobt hatte; er würde sich nach dem Sprunge bei Neuhausen gewiß auch des einzigartigen Spazierganges erinnern, den er zwischen Irchel und Buchberg gemacht. Denn da hat man ihn mit keiner Fabrik belästigt, ihm kein Bein gestellt, ihn durch keine Schleuse gejagt und ihm den Lauf gelassen, wohin es ihn gerade am meisten gelüstete.

Nicht ohne Grund ließ er sich so viel Zeit zwischen Rüdlingen und Eglisau: aus lauter Begeisterung fügte er so langsam Schritt an Schritt.



DE RHI AM IRCHEL.

Zum Wald us chund en helle Schi.
Bim Gugger, nei, lueg do de Rhi!
De Rhi?
Me kännt e nüme.
Er tüselet ja nu devo,
Es Schnäggli möcht em naaegcho.

Hä gmeint, er seig en Übermuet
Und heb na eißter hitzigs Bluet.
Und jetz?
Er bsinnt si schüli.
Mit müede Beine stahd er da
Und schnaagget wie-n-en alte Ma.

Es traumt em gwüß vum Oberland,
Vu mänger Alperosewand.
Wie rot
Händ s' abegschune!
Er weiß na jede Gump und Sprung.
Wie schön, wie schön wär's: nomel jung!

Jetz frögt er si: wo bi-n-i au?
Wie schint de Himmel do so blau!
Jä gewüß,
Au do isch herrli!
Das Bort, es heimelet mi a,
Und erst die grüene Räbe dra!

Die Chile zoberst, grau und alt,
Die Ächer, Matte, und dä Wald!
Es Reh
Luegt us de Tanne.
Wart, wart, i chumme-n- echli mit!
Und los, wie's schön Firabig lüt'!

Firabig wieder! seid de Rhi.
Wer weiß, wo-n-i ächt morndeß bi?
Jä nu,
Es wird si zeige!
Me wehrt si halt und macht si Sach.
's chund zletscht ja jedes under Dach.

VOLLKOMMENES IDYLL.

Wer in Rheinau nicht nur die einzigartige Schönheit des rheinumgürteten Bauerndorfes mit seiner im Rokokostil erbauten Benediktiner-Abtei genossen hat, sondern noch einen Blick warf in die kantonale Anstalt für seelisch Kranke und Unheilbare, ist bedrückt ob der ungeheuerlichen Summe von Unglück, das diese Räume beherbergen. Voller Rätsel und Fragen ans Schicksal, die ewig unbeantwortet bleiben werden, zieht man hinaus in die freie Landschaft, wo auf den Feldern fleißig gearbeitet wird. Weit und eben dehnen sie sich hin. Da führt die Straße in ein Tor, das herrliche, niedere Eichbäume bilden. Unter ihrem Schutze wandert man durch den grünen, scheinbar endlosen Tunnel, und man hat Zeit, über mancherlei nachzudenken. Die Häuser sind zurückgeblieben, und kaum ein Laut dringt in die Einsamkeit, die in sich selber ruht.

Da tauchen ein paar Hütten und Gebäude auf. Es ist eine dünne Siedelung, die von der Welt kaum etwas wissen will. Und unverhofft steht man am Rhein und tritt in einen Garten, unter Bäume, ganz nahe ans Wasser.

Das ist das Idyll von E l l i k o n. Es scheint zu träumen. Selbst der Rhein getraut sich kaum, sich bemerkbar zu machen. Keine Woge rauscht, kein Wässerlein plätschert. Ohne Laut zieht er seine Bahn. Da kommt ein Paddelboot. Unhörbar huscht es vorbei. Ein Wink der vergnügten Fahrer, die Stille trägt sie mit und überläßt uns dem Abend, der auf leisen Sohlen daherschleicht.

Man glaubt es nicht, daß in unsern so unruhigen, gehetzten Zeiten so ein Friede noch möglich sei. Aber er schwebt

um mich. Er tut mir wohl und dringt bis ins Innerste. Er schaut mir ins Auge und lächelt voll Mitleid: Woher kommst du? Er sieht mir die Stadt an und ladet mich ein: Bleib doch bei mir!

Eine Glocke tönt an. Von drüben möchte jemand über den Strom. Das ist der Ruf an die Fähre. Da kommt sie schon herangeschwebt. Sachte und sicher fährt sie am unsichtbaren Drahte hinüber. Es ist ein behagliches Gleiten und das Ganze ein Bild, wie es Schwind einmal beinahe so gemalt hat. Und in jenem Schiffe fuhr die Poesie mit. Sie ist auch heute darin.

Seltsam berührt es, daß draußen, mitten im fließenden Wasser die Schweiz zu Ende geht. Drüben am andern Ufer ist deutsches Land. Nichts sieht man von ihm als eine Flucht niederen Gebüsches, keine Wiese, kein Haus. Ein kurzer Steg langt in den Fluß hinaus. Er nimmt auf, wer über die Grenze will.

Wo ist die Linie?

Niemand kennt sie. Man muß sie erahnen, erfühlen.

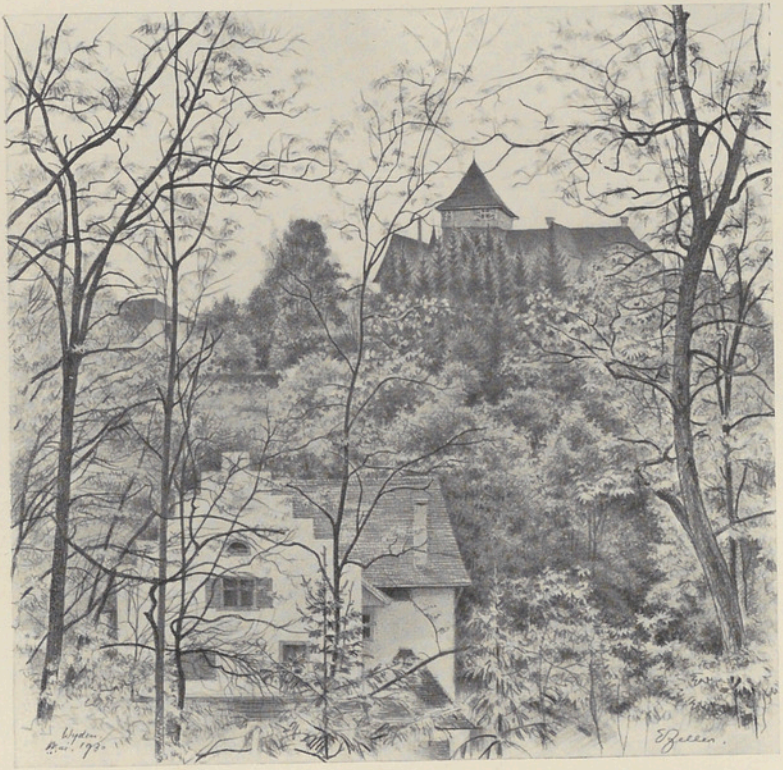
Auf diesem nachdenklichen Platze gerät man unwillkürlich ins Sinnieren. Und doch gilt es, frisch und wach zu bleiben.

Ein Spaßvogel hat mich mit der Frage aufgerüttelt: Wo macht man die billigste Auslandreise?

Ich stutze und überfliege in Gedanken die ganze Karte Europas.

Da lacht mich der Kobold aus. „Von hier, von Ellikon aus macht man die billigste Auslandreise. Für 25 Rappen fährt man nach Deutschland und zurück!"

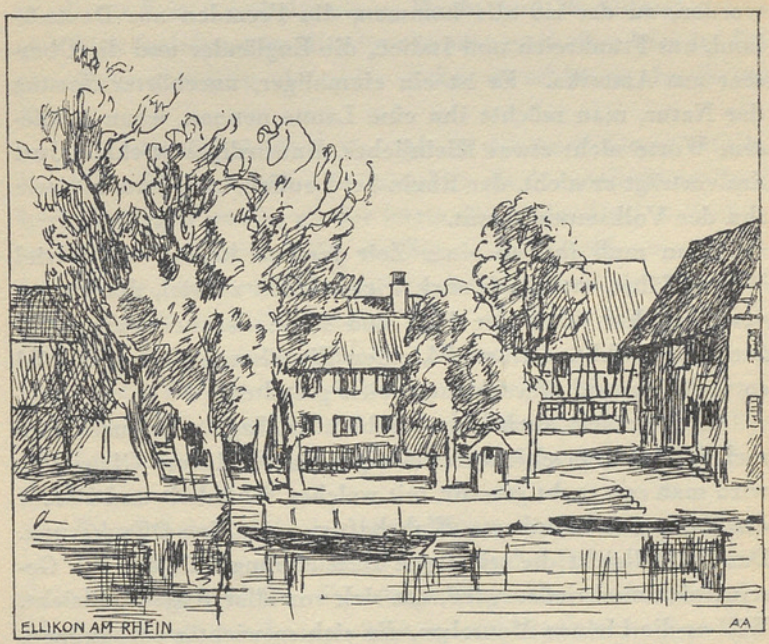
Ein eigentümlicher Fleck Erde ist es, auf dem ich stehe. Die großen Strecken bis zu den benachbarten Ortschaften verpflichten zu einem selbständigen Leben. Und doch kommen die Leute auch hier nicht aus ohne rege Beziehungen nach Nord und Ost und Süd. Ellikon ist heute an Marthalen angeschlossen. Wesentlich anders stand es noch vor der Umwälzung anno 1798. Da gehörte, wie die Urkunden berichten,



Schloß Wyden bei Ossingen. *EUGEN ZELLER.*

Ellikon „nach Rheinau ins Grab, nach Rüdlingen an den Stab und nach Kyburg an den Galgen". So strebten Kirche, niedere und hohe Gerichtsbarkeit auseinander. In der guten, alten Zeit!

Selbst im schönsten Idyll stehen die Stunden nicht still. Sie bringen den Abend und mahnen zum Aufbruch. Es geht durch sumpfiges Gelände und über eine schmale Brücke über die Thur. Der Irchel winkt. Wir kennen uns. Grüß Gott!



RHEINFALL.

Der Rheinfall ist ein herrliches Naturphänomen, ein gewaltiges Schauspiel, wie es der ganze große europäische Kontinent nirgends und in keinem seiner Länder mit solcher Wucht und elementaren Stoßkraft bietet. Es ist eine Pilgerstätte geworden, zu der sie alle kommen, die Fremden aus Deutschland, aus Frankreich und Italien, die Engländer und die Überseer aus Amerika. Es ist ein einmaliger, unerhörter Sprung der Natur, man möchte ihn eine Laune nennen, wenn in diesem Worte nicht etwas Kleinliches, Unwürdiges steckte. Just das verträgt er nicht, der Rhein bei Lauffen, „der Laufen", wie ihn der Volksmund nennt.

Man muß ihn zu einer Zeit gesehen haben, wo er viel Wasser führt, und doch auch wieder nicht zu viel, denn sonst verschwinden unter der Flut und Fülle des heranwogenden Stromes die kleineren und kleinen Einzelszenen, die das Bild so vielseitig und abwechslungsreich gestalten.

Man braucht auch einen strahlenden Tag und blauen Himmel dazu. So erscheint das Ereignis in festlichem Glanze, so wird man erst recht gewahr, mit welcher Schönheit und Pracht die Natur sich offenbart. Wahrhaftig, es ist eine Offenbarung. Das ist vielleicht die würdigste Bezeichnung, mit der das Geschehnis umschrieben wird, das sich vor aller Augen vollzieht. Will es die kleinen Menschen, die sich so wichtig vorkommen, in einer unerhörten Tat zur Besinnung bringen, will es ihnen sagen: was bist du? Bist du bei allem Wollen und Können, trotz aller klugen Überlegungen und Berechnungen, trotz allen angehäuften Reichtums an Gut und Macht, trotz all der Sinne, mit denen du die Welt erfassest und umspannst, trotz aller

Gaben des Gemütes und Herzens, in dem die Seele und die Schätze der Kunst schlummern, bist du mehr als so ein Wasserstäublein, wie sie über und nach dem Falle millionenfach durch die Luft wirbeln?

Den besten Platz, um das Schauspiel recht zu genießen, nimmt man wohl am Schloß Laufen ein. Hier sind künstliche Anlagen und Wege geschaffen, von denen aus man den Wassern immer näher rückt. Der Zugang durch den stilvollen Turm des Schlosses hat etwas Feierliches. Man betritt einen Hof von schönem architektonischem Gepräge. Ein verschütteter Burggraben ist da, und wirtschaftliche Gebäude sind aufgerichtet, daß man gleich erkennt: Jahrhunderte sind an dieser Stätte vorbeigezogen, Macht und Wohlstand haben sich hier entfaltet, ein Mittelpunkt war geschaffen hier in diesem Bauernland, in dem die Äcker so schön an der Sonne liegen.

An allen Geschicken, die sich in diesem Schlosse erfüllt, hatte der Rhein Anteil. Er rauschte, als der erste Stein dazu herbeigetragen wurde, als der letzte Ziegel das Dach bedeckte, er rauschte, als anno 1452 die Sippe der Fulach von Schaffhausen bei einem nächtlichen Überfall die Feste den Österreichern entriß, und er rauschte dazu, als bald darauf Zürich hier eine Landvogtei errichtete. Er rauschte aber auch schon vor Äonen, aus denen noch keines Menschen Wort zu uns gedrungen, und er wird rauschen nach Jahrtausenden, die über uns hingehen und unsern Namen aus dem Buche der Zeit auswischen werden.

Wenn man von Zürich her kommt, verläßt man in Dachsen die Bahn. Man hört ein Tosen aus der Ferne. Den Rhein sieht man noch nicht. Das Auge fliegt über das tief eingeschnittene Bett des Stromes hinweg und hinüber zu einer malerischen Gruppe von alten Häusern. Mit jedem Schritt meldet sich der Sprung der Wasser lauter an. Jetzt treten sie auch in Erscheinung. Aber schön geglättet und ruhig fließen sie dahin und tun gar nicht dergleichen, daß sie kurz vorher so einen riesenhaften Purzelbaum geschlagen haben. Man

würde es ihnen nicht glauben, wenn das Brausen nicht anschwellen würde. Jetzt ist die Kirche von Laufen erreicht. Bauernfrauen stehen gebückt auf den Feldern. Es ist die Zeit der Kartoffelernte. Die Hacken fahren in den Boden. Die Emballagesäcke füllen sich. In langen Reihen sind sie den Furchen entlang aufgestellt.

Ich trete ein in die Burganlage und an den Hang, wie in ein Heiligtum, in dem sich ein großes Wunder begibt. Ein schmaler Weg führt im Zickzack hinunter, und da, von einer kleinen Terrasse aus, hat man auf einmal den ganzen Fall vor sich. Man verfolgt das atemraubende Schauspiel von der Eisenbahnbrücke an, die kurz vor dem Fall ihre Bogen über den Fluß schlägt. Dann beginnt die Abdachung. Die Wasser fangen an zu hasten, gleiten über verborgene Sprungschanzen, nehmen verschiedene Farbe an, je nach dem Untergrund, lösen sich auf in milchigen Schaum, und nun berennen sie mit unbändiger Gewalt das zerklüftete Felsmassiv, das dem Fall das Pittoreske, das Abenteuerliche, das Phantastische verleiht. Es schneidet ihn mittendurch, sodaß man vom Schaffhauser- und vom Zürcherfall spricht. Nun kocht und brodelt es auf wie in einem Hexenkessel, frißt und nagt, schlüpft unter einem Bogen durch und umbrandet ihn wie Wogen des erzürnten Meeres, wie ein reisiges Heer, das eine Feste erobern will. Aber es erobert sie nicht. Alle Angriffe werden abgeschlagen. Unerschüttert steht sie da und trotzt den Gewalten, die auch zur Nacht mit ihrem wilden Ungestüm nicht ablassen. Mit ehernen, urweltlichen Klammern müssen diese Felsen im Grunde verankert sein. Und doch, trotz ihrer Zähe und Unnahbarkeit tragen sie ein freundliches Wesen zur Schau. Mit Grün sind sie umkleidet, Bäume haben sich angesiedelt und buschiges Gestrüpp. Auf den höchsten Punkt des größeren Zackenkammes sind gar Menschen geklettert. Von den Elementen umtost schauen sie in den Gischt, in das Brausen, in dem jede menschliche Stimme untergeht.

Man staunt; wie sind sie hinaufgekommen? Ist es nicht Frevel, ist es nicht freche Herausforderung des Schicksals,

wenn diese Draufgänger sich weiden an der Wut des entfesselten Stromes? Sie sind gepackt von der Wucht des Dramas zu ihren Füßen; jetzt klettern sie hinunter und springen in den Nachen, der ihrer harrt. Der Nachen gleitet abwärts und steuert dem Zürcher Ufer zu. Es ist einzig der Mensch, der die Elemente überlistet.

Beim Bestaunen dieser Felsen im Falle kommen einem Heroen der Weltgeschichte in den Sinn, die über Millionenvölker sich aufgeschwungen haben und sich vermaßen, gegen ein Heer von Kläffern und Feinden sich zu stemmen. Sie schwammen selbst wider den Strom, blieben standhaft und groß und wuchsen in die Unsterblichkeit hinein. Darf man da nicht denken an Julius Caesar, an Napoleon, an Shakespeare und Beethoven?

Und noch einmal um ein paar Stufen steige ich hinunter. Der Weg führt durch einen Tunnel, der in einem engen Bogen ganz nahe an die daherstäubenden Wasser heranschleicht. Man streckt die Hand aus und erhascht den ersten Spritzer. Man wirft einen Mantel über sich und tritt auf einen hölzernen Vorbau, unter dem der brausende Strom zu Tale stürzt. Platsch! Da hast du deine Taufe! Platsch! Gleich noch einmal. Du stehst überschüttet, es tropft von den Schultern, es tropft in die Schuhe, und doch, wie herrlich ist diese Dusche, wie wohl tut sie an einem so heißen Augusttag!

Hier erlebt man die rauschende Macht und die alle Sinne gefangen nehmende Wucht und Kraft des überbordenden Stromes am tiefsten. Die Sprache hat kein Wort, die Wirkung zu umschreiben, und alle Vergleiche versagen. Im Frühjahr mag es in den Bergen ähnlich zugehen, wenn die Lawinen zu Tale schießen und Ställe, Vieh und Menschen mit sich nehmen, oder wenn zu oberst in der Ewigschneeregion ein Gletscher von einem Grate bricht und mächtig donnernd in die Tiefe stäubt, an den Klippen zerbröckelt und in Alpenrosenfeldern zur Ruhe kommt. Doch das sind einmalige Katastrophen. Der tosende Rhein aber wird hier nicht müde, immer neue Wogen heranzuwälzen und sie mit einer Gewalt über die unsichtbaren

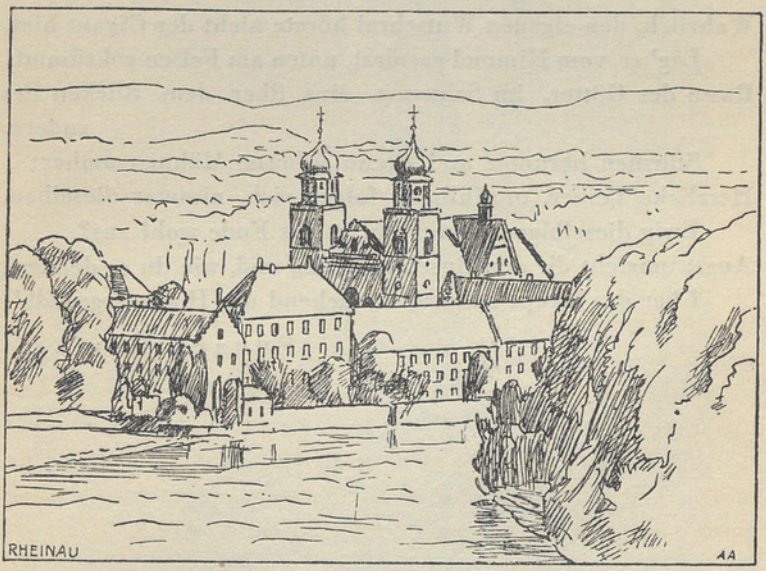
Treppen zu werfen. Was würde der Rhein imstande sein, wenn seine hier freiwerdenden Kräfte in Energien zu Nutz und Frommen der Menschen verwandelt würden!

Aber laßt uns hier nicht solche müßigen, vom allzu praktischen und berechnenden Geiste der Menschen angekränkelten Betrachtungen anstellen im Angesichte dieses grandiosen Spieles der Natur! Die kurzsichtigen und auf Gewinn erpichten Menschen waren einmal nahe daran, dem Strome so viel Wasser zu rauben, daß er zu Zeiten ein ärmlicher und unansehnlicher Wicht geworden wäre. Ein Sturm der Entrüstung ging durch's Schweizerland, weckte die Eidgenossen und warnte sie vor einem Schritte, der dem Bilde der Heimat einen schmählichen Schaden zugefügt hätte. Es war ein Glück, daß die Schweizer auf's eindringliche Wort ihres geologischen Führers und Meisters hörten, auf Arnold Heim. „Der Rheinfall ist ein Kind der Alpen auf der Talfahrt. Bergwasser wiederholt hier wie in Erinnerung an die Jugendzeit in den Bergen, da es noch einmal wieder harten Fels findet, einen gewaltigen Sprung. Der Rheinfall ist ein herrliches Stück Bergwelt hier unten! Jedesmal, wenn ich ihn wieder sehe, ergreift er mich auf's Neue, — und so wird es jedem gehen. Wir sehen uns gestellt vor die enormen Gewalten der Schöpfung. Wie eine gewaltige Musik oder wie ein Gebet ist er anzuhören. Und mit gehobener Seele und mit pochendem Herzen, gedemütigt und gekräftigt zugleich, verlassen wir die heilige Stätte, diesen Altar der Natur!"

Auch Goethe hatte einst — auf seiner Durchreise im Jahre 1797 — dem Rheinfall seine Reverenz erwiesen. Er schrieb darüber an Schiller: „Jenes Naturphänomen wird noch oft gemalt und beschrieben werden, es wird jeden Besucher in Erstaunen setzen, manchen zu einem Versuch reizen, seine Anschauung, seine Empfindung mitzuteilen, und von keinem wird es fixiert, noch weniger erschöpft werden."

Goethe fühlte es: man hat nicht leicht, mit diesem Wunder fertig zu werden. Man muß ihm nachgehen. Es will einem nicht aus dem Sinn. Wenn man die Reise fortsetzt, ist

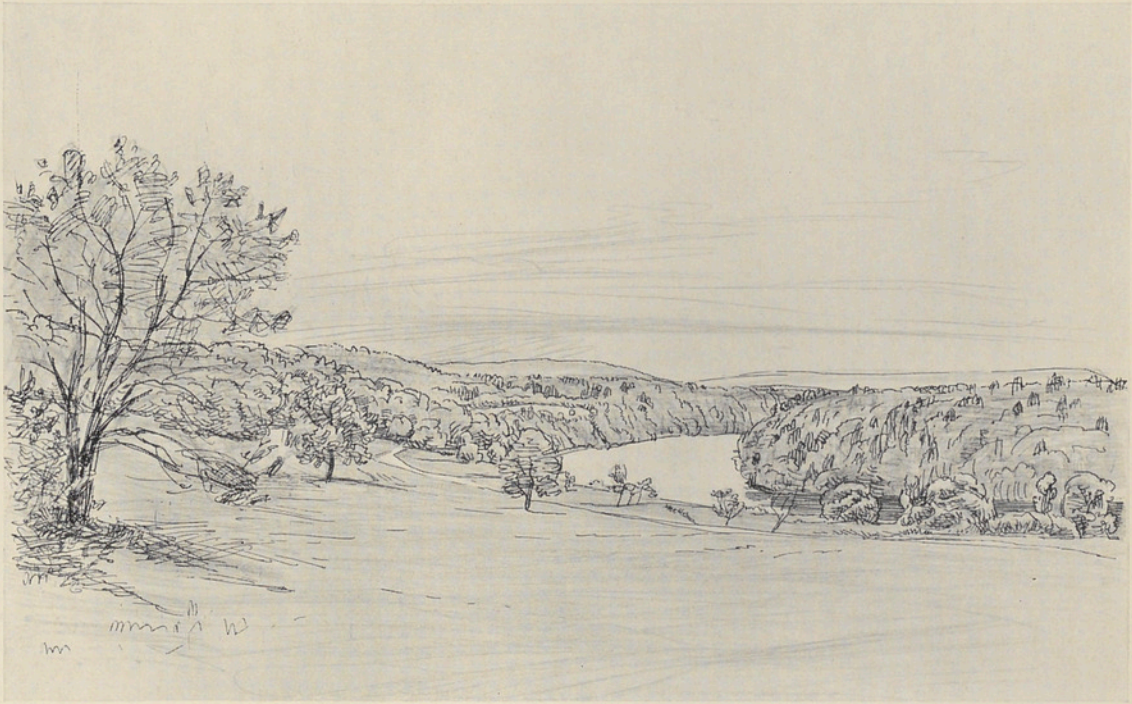
es nicht nur das Rauschen, das man noch lange im Ohr hat. Wie ein mächtiges Kunstwerk wirkt es nach, das neu von Zeit zu Zeit in uns aufsteigt, wie eine Symphonie, wie ein mittelalterlicher Dom, wie ein Oratorium mit brausenden Orgelbässen. Etwas Großes, ans Innerste Rührendes bleibt zurück, und man weiß und ist beglückt, an den stäubenden Wassern des Rheines einen Hauch Gottes verspürt zu haben.



AM RHEINFALL.

Halte dein Herz, o Wanderer, fest in gewaltigen Händen!
Mir entstürzte vor Lust zitternd das meinige fast.
Rastlos donnernde Massen auf donnernde Massen geworfen,
Ohr und Auge, wohin retten sie sich im Tumult?
Wahrlich, den eigenen Wutschrei hörete nicht der Gigant hier,
Läg' er, vom Himmel gestürzt, unten am Felsen gekrümmt!
Rosse der Götter, im Schwung, eins über dem Rücken des andern,
Stürmen herunter und streun silberne Mähnen umher;
Herrliche Leiber, unzählbare, folgen sich, nimmer dieselben,
Ewig dieselbigen — wer wartet das Ende wohl aus?
Angst umzieht dir den Busen mit eins, und, wie du es denkest,
Über das Haupt stürzt dir krachend das Himmelsgewölb'!

Eduard Mörike.



Rhein bei Dachsen. *E. G. RÜEGG.*

ÜBER DEN KOHLFIRST.

Wer vom Rheinfall her kommt, für den bedeutet der Spaziergang über den Kohlfirst ein stilles Abklingen eines Erlebnisses, das mit Elementargewalt den nachdenklichen Wanderer berührt. Die immer wieder beobachtete Eigenart der Natur tritt in Erscheinung: sie liebt die schroffen Wechsel. Unvermittelt stoßen verschiedenartige Welten aufeinander, ein Flußlauf, steile Hänge, eine Ebene, ein Hügelzug. Sie liegen nebeneinander, scheinbar, ohne etwas voneinander zu wissen. Der Rhein, nach der großen Sensation, die er aller Welt mit seinem Falle bereitet, verschlüpft sich. Er spielt Verstecken und schlägt wie ein übermütiger Bursche alle Richtungen ein. Bei Rheinau schließt er fast einen ganzen Kreis. Und er verstummt. Ich höre bald keinen Laut mehr. Der Kohlfirst winkt.

Der Kohlfirst ist ein breiter, waldiger Hügelrücken. Er ist der nördlichste Zipfel des Kantons. Jenseits, über der Höhe, führt er nach Feuerthalen. Hier, auf der Rheinbrücke, reichen sich die Kantone Zürich und Schaffhausen die Hand. Sie kommen gut miteinander aus. Der Strom, der trennt, verbindet zugleich.

Doch nun hinauf dem sanften Hügelrücken zu, dessen Kleid der volle, dunkle Wald ist. Aber er weicht zurück. Zuerst läßt er den Raum noch frei für Felder, die Frucht, Klee, Runkelrüben und Kartoffeln spenden. Oh ja, es wird eine Spende in diesem Herbst. Auch die Reben stehen gut. So ein großer, gut gepflegter Weinberg mit hohen Stöcken, die prächtig angesetzt haben, ist eine Augenweide. Die Bauern von Uhwiesen haben prächtiges Rebgelände. Die sind stolz darauf

und haben gelernt, die Ernte mit aller Sorgfalt vorzunehmen. Dafür heimsen sie Lob ein und guten Lohn. Ihr Tropfen beweist, daß sie keine Mühe gescheut haben.

Ihr Dorf ist mit jedem Stein und Zoll, mit jedem Haus und Garten echt und unverfälscht. Kein Klang kommt auf, der einen Mißton trägt in dieses schöne Bauernland. Kein Bau, der nicht mit der Gegend verwachsen wäre, und auch der stattlichste geht nicht über die Linie hinaus, die den Stil dieser ländlichen Siedelung umschreibt. Ein paar Riegelhäuser sind da, vor denen man stehen bleibt. Seine helle Freude hat man an der originellen Ornamentik dieser Balken, am Holzwerk der Lauben und Giebel. Ein Brunnen plätschert daneben, ein Nußbaum steht auf dem Platze. Eine Frau kommt vom Acker, das weiße Tuch um den Kopf gebunden, sodaß es über der Stirne Schutz und Schatten schafft. So ründet sich das Bild. Ein Mädchen gehört auch noch dazu, das in der kleidsamen Tracht der Gegend in die Reben geht.

Uhwiesen ist dem großen Durchgangsverkehr entrückt, obschon es an der Hauptstraße Winterthur-Benken-Schaffhausen liegt. Keine Bahnlinie berührt das Dorf.

Da nimmt man den Weg gern unter die Füße und läßt sich Zeit. Die Strecke über den Kohlfirst ist leicht zu machen. Man steigt gemächlich bergan und blickt einmal zurück über das weite, freie Land. Obstbäume flankieren den Weg. Reife Äpfel liegen am Boden. Die Rotwein-Trauben sind schon gut gefärbt. Schon in drei Wochen, vor Mitte September, wird der Leset beginnen. Eine ungewöhnliche Zeit! Denn der Herbst ist mit allen deutlichen Anzeichen da. Am Morgen früh lagern die dichten Nebel über den Kulturen. Das sind die Traubenkocher. Und wenn dann gegen neun, halb zehn Uhr die Sonne Meister wird und durch die Schleier bricht, füllen und malen sich die Beeren an den Stöcken.

Oben im Walde ist man auch der letzten Spur der Menschen entrückt. Sie haben zwar gute Wege geschaffen. Doch nur selten begegnet man einem Holzer. Eher noch einem verirrten Wesen, das den bewegten Straßen Schaffhausens ent-

ronnen ist. Herrlich ist der Marsch auf dem weichen Boden. Man geht dahin, man schwebt dahin, man weiß nicht, wie man vorwärts kommt. Da hat man auch den höchsten Punkt schon überwunden, und ganz allmählich, wie man emporgestiegen, wandert man bergab. Das hohe Gewölbe der Wipfel lichtet sich, ein blauer Streif schaut durch's Grün der Blätter herein, der Rhein, und bald eine weiße Mauer, das erste Haus von Feuerthalen. Aber man hat keine Eile, so bald wieder im Verkehre mitzuwirbeln.

In Feuerthalen ist auch der Munoth schon da, drüben über der Brücke, der charakteristische Burghügel mit dem Turm in der Mitte, mit den Reben am Hange, das stattliche Wahrzeichen Schaffhausens. Jetzt, sobald der südliche Brückenkopf erreicht ist, stehn wir am nördlichsten Punkte des Kantons Zürich. Der Blick ist einladend. Drüben liegt die Stadt und baut sich empor, die Ufer sind begleitet von alten Häusern. Ein Dampfer steht an der Lände. Er kam herunter von Konstanz her, durch den Untersee und von Stein an manchem schönen Nest vorbei: an Hemishofen, Dießenhofen. Nun ist er an seinem Ziel, wie wir.

Es war ein gesegneter Tag.

VOM ZÜRCHER OBERLAND.

Ich bin wieder einmal im Zürcher Oberland gewesen, und es ist mir neuerdings zum Erlebnis geworden. Diese abseitige Waldgegend spielt in der Landschaft des Zürichbietes wie bei den Besuchern, die etwa an Sonntagen zu- und durchwandern, eine eigenartige Doppelrolle. Und ein unbegreiflicher Widerspruch liegt in dieser Doppelrolle eingeschlossen.

Das Oberland ist gewissermaßen die Visitenstube unseres Kantons. Es eignet sich ausgezeichnet dazu, unsere Gäste hineinzukomplimentieren und ihnen Dinge zu zeigen, die etwas Außergewöhnliches, Sonntägliches an sich haben. In der Stube herrscht Ruhe, ja eine schöne Feierlichkeit, und wer sich ihr hingibt, ist erfreut und erquickt bis auf den Grund seines Herzens. In dieser Stube macht man köstliche Entdeckungen. Das Auge erlabt sich bei jedem Blick, und immer neue Aspekte ziehen an und zwingen zu ausgiebigem Verweilen. Diese Visitenstube lacht in der ersten Morgensonne, und auch der letzte Abendstrahl gehört ihr. Das macht sie so heiter, so festlich. Man bleibt länger, als man wollte, und nur ungern verabschiedet man sich. Man ist nicht jeden Tag so gut aufgehoben, man ist selten so gut unterhalten, und das Herz sagt, wenn man über die Schwelle ins Freie tritt: da kehr' ich bald wieder zurück!

Das Oberland ist aber auch — und ganz unbegreiflicherweise — das Aschenbrödel in unserm Zürcher Hause. Wenige beachten es. Sie schenken ihm kaum einen freundlichen Gruß. Sie trauen ihm nichts Gutes zu, und am schönsten Herrgotten-Sonntag läßt man es stehen und würdigt es kaum eines Blickes. Bitter Unrecht geschieht ihm, und es hat allen Grund, sich bei

seinen Landsleuten zu beklagen. Und worüber beklagt es sich? Ich bin den Herrschaften nicht mondän genug. Gewiß, mein Haus liegt nicht an der Heerstraße des großen Verkehrs. So sausen sie in ihren Autos, wenn sie in meine Nähe kommen, an meinen Fenstern vorüber. Sie nehmen sich nicht die Mühe, für ein Stündlein auszusteigen oder gar einen Spaziergang zu machen in meine rauschenden Täler oder auf die umliegenden Höhen, die so bequem und so bald zu erreichen sind.

In der Tat und in allem Ernst: unser schönes Zürcher Oberland ist lange nicht nach Gebühr geschätzt. Von Tausenden unentdeckt verträumt es die herrlichsten Sonntage, und ich habe es erlebt, wie man stundenlang über die samtenen Weiden ziehen kann, ohne einer Seele zu begegnen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse drücken die Gegend mehr als je. Die meisten Fabriken, in denen früher ein so fleißiges Rädersurren war, stehen still. Die Heimarbeit, die in so manchem kleinen Bauerngütchen Verdienst schaffte, ist zurückgegangen, ja fast verschwunden. Häuser stehen leer, die Menschen wandern aus. Sie ziehen den großen Zentren nach, finden dort eher ihr Auskommen, aber kaum ihr Glück.

Um so mehr dürfte sich das Oberland zum Feriendorado par excellence entwickeln. Denn es besitzt, was wir Stadtmenschen brauchen: es schafft uns die Möglichkeit, daß wir uns selber wieder finden. Es führt uns weg von den Aufregungen des Tages. Es lehrt uns, was uns allen so wohl tut, keine großen Ansprüche zu machen. Die Hotel ersten Ranges fehlen, es fehlen die Jazzbandkapellen, die „Fife o'clock Teas", die Liftboys und die Strandbäder. Doch auch für Ersatz ist gesorgt: man darf den Rock, sogar Kragen und Krawatte ausziehen und sich in einen der schattigen Wirtschaftsgärten niederlassen, diese heimelige Nonchalance befeuert die Stimmung, gleich ist man, auch mit dem Unbekannten, ins kurzweiligste Gespräch geraten. Und wenn man das Auge schweifen läßt, entdeckt man bald: hier herrscht Tradition. Hier ist die Vergangenheit noch nicht ausgewischt. Bäuerliche Kultur liegt im Stil der Häuser, Sitten und Bräuche sind noch lebendig, Originale sind

hier zu Hause, eine bodenständige Sprache wird gesprochen, und der Heimatschutz braucht nicht erst angerufen zu werden, daß er durch freche Reklame und allzu moderne Stile verschandelte Winkel und Plätze retten möge. Hier atmet noch weitum der alte Geist. Die Schlichtheit und Treuherzigkeit eines Jakob Stutz und Jakob Senn sind nicht ausgestorben. Und was das Teuerste und für den Empfänglichen das Schönste ist: hier im Oberland ist noch Poesie zu Hause. Poesie träumt in den schattigen Gründen, huscht um die einsamen Hütten und Häuser, Poesie steigt die Hänge hinan und verschlüpft sich in verschwiegenen Tälchen. Poesie glitzert auf den Höhen, sie rauscht in den Wäldern und lacht uns aus manchem frohen Gesicht an. Poesie nimmt uns ganz besonders gefangen auf den Aussichtspunkten, die ein Bild von berückendem Reichtum bieten. Freilich, wir dürfen keine hochgebirglichen Paradevorstellungen erwarten, keine himmelhohen Gipfel, keine Bergseen, keine Staubbäche und keine Gletscher. Und doch liegt auch Größe in dieser voralpinen Hügel- und Berglandschaft. Der Blick wandert in ungeahnte Weiten. Ich denke an Hörnli-Kulm, den gefeierten Rigi des Zürcher Oberlandes. Was will man mehr? Die Türe ins Hochgebirge ist hier aufgetan. An hellen Abenden blinken die Firnen kühner Dreitausender herüber, Seen und Seelein blitzen auf; über die Grenze hinaus, in deutsche Lande schweift das Auge, es macht Halt an den Zacken der Kurfirsten, wandert durchs Mittelland, zählt Dörfer und Städtchen und weiß vor Fülle und Mannigfaltigkeit gar nicht, wo es verweilen soll. Unendlich weit ist der Horizont gezogen. Das befreit, das beglückt, das beschwingt die Seele und läßt uns, ohne daß wir's merken, so viel Ungemach des Tages vergessen.

Hörnli und Schnebelhorn kämpfen einen edlen Wettstreit aus. Das Schnebelhorn als das höhere (1295 m) vermag aber seinen Kumpan nicht aus dem Felde zu schlagen. Beide sind aneinander zu wagen, und herüber lacht der triumphierende Bachtel. Denn er hat am Eingang des Oberlandes gleich das erste Häuflein der Gäste abgefangen und überläßt gnädig den

Höheren, was ihnen noch an unternehmungslustigern Gästen verbleibt.

Dem Hörnli sei heute ein Besuch gemacht! In hohem Maße besitzt es die Gunst unserer Behörden. Sie haben den köstlichen Punkt mit viel Umgelände zu eigen erworben und damit für das Vieh, das die kantonalen Anstalten wie Rheinau, Regensdorf, Strickhof, Uitikon u. a. halten, willkommene Weidegelegenheiten geschaffen. Der ausgedehnte Betrieb bedingte Neuerungen aller Art. Sie sind allen zu gute gekommen. Denn zuoberst ist nun ein neues, heimeliges Berghaus gebaut worden, das alt und jung angenehme Unterkunft gewährt. Für Schulen sind saubere Massenlager bereit; ein paar Einzelzimmer nehmen Gäste auf. Für gutes Wasser sorgt eine zuverlässige Pumpanlage. Für die Zufahrt ist neuerdings eine Fahrstraße angelegt worden, die in bequemem Anstieg und in kurzweiligem Zickzack von Steg aus auf die Höhe führt. Dem allgemeinen Autoverkehr ist sie freilich nicht geöffnet, wohl der etwas schmalen Spur wegen. Aber wie wär's, wenn die Benutzung mit genauer Stundenbezeichnung zur Auf- und Abfahrt freigegeben würde? Neue Zeiten, veränderte Verhältnisse rufen nach Anpassung an die Wünsche der Großzahl automobilfreundlicher Touristen. Für die Wanderer bleiben immer noch Wege genug. Der gemächlichste, allerdings auch der weiteste, führt von Bauma hinauf nach Sternenberg. Dieses höchste Dorf im Kanton liegt wie selten eines an der Sonne. Der Aufbau der Landschaft gestaltet sich hier ganz ungewöhnlich. Man stelle sich ein Riesen-Eieröhrli vor, so wie die Frauen auf dem Lande gerne um die Fastnachts- und Kirchweihzeit sie backen. Nur sind die krausen Rinnen und Erhöhungen hier zu Tälchen und schmalen Hügelrücken ausgewachsen. Auf diesen in immer veränderten Bogen sich hinziehenden Kämmen wandert man dahin, jetzt schweift der Blick hinunter ins Thurgauische, ins St. Gallische, nach dem zackigen Säntis, beim nächsten Schritt wendet man sich dem leuchtenden Massiv des Glärnisch zu, ins Schwyzerland, dem Zürichsee und einem neuen Kranz fern aufstrebender Gipfel.

Man wandelt ein Panorama ab, und wie in einem schönen und abwechslungsreichen Film rollen die Bilder vorbei, fast jeder Schritt bringt Überraschungen. Wo findet man Ähnliches? Kaum irgendwo. Und dabei fallen einem diese Schönheiten sozusagen mühelos in den Schoß. Wenn man einmal die Höhe erreicht hat, geht's auf ebener Straße dahin, bis vorn im Gfell, einem bescheidenen Gehöft, der Weg den letzten Anstieg nimmt zum Hörnli. Damit er dem Gast nicht zu beschwerlich falle, rücken Wäldchen heran, und erquickender Schatten und zwischenhinein ein frisches Lüftchen lassen die Anstrengung vergessen. Auf einmal steht man oben, und tausendfach wird die Mühe gelohnt.

Es ist dankbares Gelände, das Zürcher Oberland. Nichts Herrlicheres, als stundenlang über diese Weiden zu gehen. Die nie ausbleibenden Erdwellen und Böschungen, die Kehren und Mulden verdoppeln, ja verdreifachen zuweilen die Luftlinie. Aber gerade das verleiht der Sonntagswanderung den besondern Reiz. Man hat ja Zeit und erlustigt sich an der erfinderischen Laune dieser Landschaft.

Ein Gegenstück dazu bilden die vielen Täler, Tälchen und Schluchten. Wie in einem Labyrinth irrt man umher und verliert manchmal jegliche Himmelsrichtung. In einem solchen weltverlorenen Winkel wohnte das Storchenegg-Anneli, das sich bei einem Besuch in Zürich nicht recht anzustellen wußte und an die Stubentüre der Gotte mit den Schuhen anklopfte.

Mit den Allüren eines regelrechten Bergpasses schlängelt sich eine wohl ausgebaute Straße von Steg über die Hulftegg ins untere Toggenburg. Rasch steigt man hinunter in die sonnigen Gemeinden Mühlrüti, Mosnang und Bütschwil. Wer aber von der Hulftegg nicht loskommt und auf der Höhe bleiben möchte, zieht noch hinüber und hinauf zum Schnebelhorn. Hier hat er den höchsten Punkt des Kantons erreicht. Der Rundblick ist nicht wesentlich verschieden im Vergleich zur Hörnli-Aussicht. Man ist jedoch der Alpenregion um einen Schritt näher gerückt und von einer Flora umgeben, die in

der Leuchtkraft der Farben den Pflanzen des Hochgebirges nahe kommt. Gemsen und Mufflonschafe sind hier zu Hause. Eine gütige Verfügung aus dem Jahre 1912 erklärte die ganze Gegend ums Schnebelhorn als Naturschutzgebiet. So brauchen sich die Tiere nicht zu fürchten. Freilich, wer verbürgt uns, ob nicht in karger Zeit einmal ein Bäuerlein nach einem Grattier zielt. Eine lustige Wendung im Volksmund, die von einem verschwundenen Rehlein berichtet, lautet: es ist von einem Pfannendeckel erschlagen worden. Also blüht auch hier herum noch etwas Wildererromantik.

Vom Zürcher Oberland ließe sich viel erzählen. Wenn man einmal an die Menschen herankommt, löst sich die Kruste, mit der ihr Herz umpanzert ist. Die Unwirtlichkeit der Natur, besonders die kalten Winter mit ihren riesigen Schneemengen, die Abgeschiedenheit vom großen Verkehr hat sie still und eigenwillig gemacht. Am stärksten drückt die Einsamkeit auf die entlegenen Höfe, die oft stundenweit vom nächsten Dorfe entfernt liegen. Da sind die Menschen auf sich selber angewiesen. Die immer lauernde Not verwehrt ihnen manchen Genuß. So wachsen sie nur inniger mit der Natur zusammen und sind manchem geheimen Wunder zugetan, das wir Tal- und Stadtmenschen nicht begreifen.

Wenn wir nur mehr und immer mehr dieses Eine begriffen: die stille und schlichte Welt des Zürcher Oberlandes führt uns zurück an die Quellen des von allen gesuchten Glückes; Friede liegt auf die Fluren verstreut, und eine erfrischende Einfachheit im Denken und Fühlen ist in jedem Hause zu Gast.

's Oberland.

Im schöne, helle Zürihus,
Do bist du 's Guggehur.
De luegist über d' Dächer us,
Es gid kä Wand, kä Mur,
Und jedes Rigeli isch lugg,
Zäntume ziehnd s' d' Vorhängli zrugg
Und winked früntli ue.

De See häd 's hellblau Schöößli a,
Und d' Sunne gahd uf d' Reis.
Sie seid: i hän em Bachtel naa,
Sie stigt und lachet eis,
Und lustig winkt sie umenand:
Gottgrüetzi, grüetzi Oberland,
Bigost, du machst en Gstad!

Und wo-n- e grüeni Weid so still
Und wo-n- es Gärtli lid,
Tönt neime na es Gloggespiel,
Sie dänkt: i la mer Zit!
Und flügt es Wülchli höch verbi,
Sie rüeft: wie chasch so gschützlig si,
Und gschau die Güpf, die Berg!

De Wald, die Tobel und die Rai,
Die Bächli! Ghörsch, wie 's ruuscht!
Und alles häst für dich ellei
Und alles umesust!
O, wänn i sälber d' Sunne wär!
Am Morge wär min erste Chehr
De Sprung is Oberland.

I gsehn im Traum e firlis Bild;
Jahrtusigi sind 's scho.
De Herrgott häd es Meer frisch gfüllt
Und lad es Wätter cho.
Wo d' Wälle gsprützt und gschuumet händ,
So seid er: Gruebed jetz und stönd!
Und 's Oberland isch do!

Gäll, lasch es lang na dewäg stah,
Und ruck kän Stei, kän Tisch!
Mer müend esones Stübli ha,
Wo 's warm und gmüetli isch.
Und dunkt is 's Läbe-n-emal sur,
Mer werded i dim Guggehur
So munter wie-n- en Fisch.

DER BACHTEL.

Ganz vorn am Eingangstor ins Oberland steht der Bachtel. Er ist wohl der beliebteste und bekannteste Berg bei den Vielen, die sonntags aus den umliegenden Dörfern und Bezirken, von Zürich und Winterthur ausziehen, um Höhenluft zu genießen und die Freiheit unbekümmerten Wanderns. Wenn er auch nicht der höchste ist unter seinen Nachbarn, hat er manches voraus vor ihnen: bequemere Zufahrt, reichere Möglichkeiten des Aufstieges, das Heraus- und Emporwachsen aus üppigen Matten, die Nähe des Sees, die Eignung für alle Jahreszeiten.

Die Antwort fällt nicht leicht auf die Frage: wann soll man auf den Bachtel gehen?

Im Frühling erwacht er etwas später als die Dörfer zu seinen Füßen, als Hinwil, Rüti und Wald. Aber dann, wenn auch er den letzten Schnee sich von den Schultern geschüttelt hat, wird's farbig um ihn. Die Südhänge tropfen, Bächlein und Bäche rinnen zu Tal, die Wiesen werden grün, und gleich sind sie auch schon gelb und bunt. So werden sie zum Farbenecho der jauchzenden Natur, die im Tale einen Vorsprung von zwei, drei Wochen besitzt.

Im Sommer, wenn die Sonne brennt, bieten seine Wälder die schönste Zuflucht. Auf breiten und schmalen Wegen zieht man hinauf. Ein Lüftchen weht, es summt in den Kronen, und der blaue Himmel guckt durch das Geäst herein. Bald ist das Gehöfte von Orn erreicht, die letzte Station, und noch einmal in zwanzig Minuten ist der Gipfel bezwungen.

Aber da sind wieder andere, die sagen: ich gehe im Herbst

auf den Bachtel. Der Dunst ist fort, die Sicht ist klar, die Aussicht die herrlichste des ganzen Jahres. Und wer die Büsche farbigen Laubes sucht, die leuchtenden, feuerroten und rotbraunen Fackeln der Buchen, die Poesie der Weiden, die Glocken der Herden, milde Temperaturen und den Genuß reifen Obstes, er wird an einem milden Oktobertag den Aufstieg machen und ganz auf seine Rechnung kommen.

Und im Winter, wenn der erste Schnee gefallen ist, wenn die Halden weiß sind und die Bäume ihre schimmernden Lasten tragen, lockt da der Bachtel nicht wieder? Es ist wohl mehr Jungvolk, das ihn um diese Zeit bezwingt. Die Skifahrer ziehen in Scharen bergan. Quer über die Wiesen, wo es sie gelüstet, in weit ausholenden Bogen gewinnen sie die Höhe und spähen oben nach einer günstigen Gelegenheit abzufahren. Sie finden sie, und gute Auswahl dazu.

So hält der Bachtel seine Pforten immer offen, und da er nirgends große Ansprüche stellt und viel Mühen verursacht, ist er auch der Berg für alle Generationen. Der kleine Knirps macht seine erste Tour auf den Bachtel, und der alte Berggänger, dessen Beine nicht mehr so fest, dessen Kniee nicht mehr so elastisch sind, er sagt es lächelnd und freudig: auf den Bachtel geht's immer noch!

Und neuerdings haben sich die Segelflieger am Bachtel festgesetzt. Von hier aus als von einer günstigen Kanzel unternehmen sie ihre Flüge und wiegen sich im Äther wie die Sommervögel und Schwalben.

Eine verschwenderische Rundsicht ist der Preis für die Arbeit des Aufstiegs. Wem die breite Kuppe des Kulmes noch Wünsche unerfüllt läßt, steigt noch einmal dreißig Meter höher auf den Turm, den die Sektion Bachtel des Schweizerischen Alpenklubes im Jahre 1893 errichten ließ. Und nun schweift das Auge hinweg über das hügelige Vorland, über Matten und Felder, über Wälder und Seen, vom Vorland dem ruhigeren Norden zu, am liebsten aber in die Region der Alpen, unter denen die kühnsten und besten in ihren glitzernden

Gletschermänteln Parade stehen. Man dreht sich auf dem Absatz, und ein Panorama wirbelt vorbei, das Idylle, bewegte Szene, Lieblichkeit und heroische Schaustellung in raschem Wechsel folgen läßt. Da gibt es Zacken und Zähnlein, Schneefelder und Truhen, Pyramiden, Scheren und Kronen, Sägen in phantastischer Vergrößerung, und wer Namen wünscht, dem sei gedient mit dem Säntis, dem Glärnisch, dem Mürtschen, Eiger, Mönch und Jungfrau.

Das nenn ich Dankbarkeit eines Berges. Du widmest ihm zwei knappe Stunden des Aufstieges, und er wartet dir auf mit den vornehmsten Herrschaften. Freilich, er hält sie in gutem Abstand. An föhnklaren Tagen jedoch machen sie noch einmal einen tüchtigen Ruck dir entgegen, du schaust ihnen in die Falten ihrer Röcke, auf's Brusttuch und erahnst ihr Wesen, das adelig und unbestechlich ist.

Man sollte sich nicht beeilen mit der Umkehr. Abendstunden, auf dem Bachtel verbracht, prägen sich fest ins Herz. Nun winken sie freundlicher herüber, die Nachbarn und Brüder im Oberland, die Scheidegg, das Hörnli, das Schnebelhorn, und man kann es verfolgen, wie die Schatten in die kleinen Schluchten und Tälchen schleichen, indessen der Aargau noch in vollem Lichte steht, der Zürichsee aufbrennt wie eine kupferne Platte, die eben den lohenden Ofen verlassen hat.

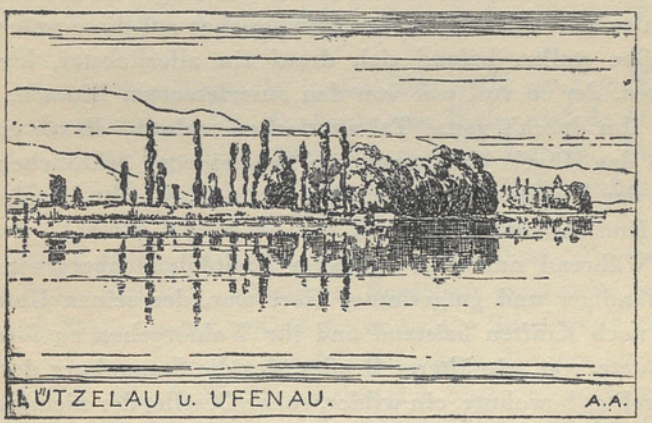
Nun ist es still geworden ringsum. Die Schwärme der Lauten sind im Walde verschwunden. Auch die liederreichen Vereine, die nicht immer willkommen sind, haben den Heimweg angetreten.

Jetzt beginnt der Bachtel selber sein Lied zu singen. Die Sonne scheint ihm auf's Notenblatt, und dieses Blatt ist das grüne Wieslein, das die Kuppe überzieht und über die es rieselt wie von goldenem Staub.

Ist die Sonne dann unter den scharfen Rand der Erde getaucht, fallen die Schatten der Nacht wie Wolken herein, und aus den Dörfern blinken die ersten Lichter herauf, eine Feierabendglocke tönt, und mit leisem Wehen geht der Friede über

die Höhe. Wer ihn nur an einem Zipfelchen erwischt, dem wird er zum Segen in den kommenden Tag, in die neue Woche hinüber.

Dieses Fünklein Glück soll sich jeder vom Bachtel mit nach Hause, in seine Stube, in seine Werkstatt nehmen, und er wird spüren, wie wohl der Atem dieses Berges tut.



DIE KIRCHE ZU WYLA.

Eine Sage.

Im schönen Tößtal steht auf einem Hügel im Dorf Wyla die alte, gute Kirche. Bevor man sie aber auf diese prächtige Anhöhe stellte, befand sich drauf ein allerliebster, kleiner Garten, der so voll war von den auserlesensten Blumen, daß man ihn durch's ganze Tal zu riechen meinte. Etwas unterhalb des Hügels aber stand ein bescheidenes Schlößchen, in dem der jüngere Bruder aus dem alten Geschlecht der Herren von Breitenlandenberg lebte.

Während nun dieser jüngere Breitenlandenberg ein gar verständiger und gutgesinnter Herr war, der seinen Untertanen nach Kräften beistand und ihr Wohlergehen zu fördern trachtete, war sein älterer Bruder, der die Stammburg des Geschlechtes bewohnte, ein wilder, roher Geselle, der niemandem zulieb, aber allen, wie und wo er konnte, zuleid lebte. Das hatte den jüngern Bruder so sehr geplagt, daß er seinen bösen Bruder nicht nur vor Gottes Strafgericht warnte, sondern daß er sogar tiefbetrübt das väterliche Schloß verlassen und die kleine Burg im Dorfe Wyla bezogen hatte. Und statt daß er, wie sein Bruder, tagaus tagein irgend einem unguten Zeitvertreib und einer tollen Jagd frönte, liebte er's, beim Klange der Feierabendglocke, die gar traulich von Turbental herkam, sein reizvolles Gärtlein auf dem Schloßhügel zu begehen und zu pflegen.

So hätte sich denn der jüngere Herr unter seinen Getreuen von Herzen freuen können, wäre nicht sein älterer Bruder gewesen. Dieser aber haßte ihn und versuchte ihn auf

jede Weise zu ärgern und gegen sich aufzureizen. Aber obschon er ihm oft übel mitspielte, vermochte das den jungen Edelmann nicht aus seiner bedachtsamen Ruhe herauszubringen, da er sein Blut und jegliche lauernde Leidenschaft heldenmäßig zu meistern wußte. So blieb er seinem Bruder gegenüber Sieger, obschon er ihm nie Böses mit Bösem vergalt. Dadurch gewann er bei den Talleuten immer größeres Ansehen. Er kam ihnen vor wie ein Fels, auf den sie lieber bauen und vertrauen wollten als auf den unbändigen Sturmwind im alten Schloß Breitenlandenberg. Das vertiefte aber den Haß des ältern Bruders gegen seinen jüngern noch mehr, und zuletzt ward er ihm so spinnefeind, daß er ihm blutige Rache schwor.

Als nun eines Tages ihr junger Herr nicht aus dem Walde heimkehrte, suchten ihn die Leute von Wyla, und da fanden sie ihn denn, in seinem Blute liegend, im Gehölz. Er war schon kalt und tot und sein Herz von vielen Dolchstichen zerrissen. Traurig trugen sie ihn heim, allwo sie ihn auf dem Burghügel mitten in seinem Gärtlein begruben. Der ältere Schloßherr ließ sich weder beim Begräbnis noch sonst jemals mehr in Wyla blicken. Auch tat er keinen Schritt und rührte keinen Finger, den oder die Mörder seines Bruders ausfindig zu machen. Das Volk aber machte sich hiezu seinen Vers und glaubte wohl zu wissen, wo der Mörder ihres gütigen Herrn allenfalls zu finden wäre.

Nun wurde das Testament des jüngern Breitenlandenberg eröffnet. Daraus erfuhr man, daß er den Bau einer Kirche für Wyla angeordnet hatte; denn bisanhin waren die Leute von Wyla in Turbental kirchengenössig gewesen. Das freute das ganze Tal. Alsogleich gingen die Leute von Wyla dran, ihres lieben Herrn letzten Willen zu erfüllen. Sie gedachten, die Kirche auf einem andern Hügel, auf der Großackerhöhe, zu erbauen und setzten hiefür Frontage an.

Wie nun der Frühling seine Schneeglöcklein an den Ufern der weidlich durch's Tal wandernden Töß erblühen ließ, begannen sie an den ersten schönen Tagen Steine und

Holz auf die Großackerhöhe hinaufzuziehen. Aber wie erstaunten sie, als am andern Morgen Bauholz und Bausteine im Schloßgärtlein um das Grab des edlen Breitenlandenbergers lagen! Das konnte doch wohl nicht mit rechten Dingen zugehen. Gleichwohl schafften die zähen Bauern den ganzen Tag darnach wieder Bauzeug auf die Großackerhöhe.

Aber am andern Morgen lagen all das Steinwerk und die schweren Trämel, die sie unter Schwitzen und Dämpfen auf die Großackerhöhe gebracht hatten, wieder auf dem andern Hügel, dem mauerumfriedeten Schloßgärtlein.

Jetzt trauten die Wylaer der Geschichte gar nicht mehr. Sie blieben jedoch still, und mit Ach und Krach führten und schleiften sie wieder gewaltige Steinblöcke und Bäume auf die Großackerhöhe. Als es nun einnachtete, kehrten sie wieder in ihre Hütten zurück.

Einige Bauern aber blieben, geheimer Abrede gemäß, beim Hügel zurück, um zu erfahren, wer denn eigentlich ihre Mühsal immer wieder zuschanden mache. Nicht ohne heimliches Bangen lagen sie in ihrem Versteck im Unterholz. Aber alles blieb ruhig, und das Rauschen der ewig wachen Töß begann sie einzuschläfern.

Gegen Mitternacht mochte es sein, da sahen sie auf einmal im Mondschein kaum sichtbare Taunebelchen aus dem Fluß steigen, und plötzlich gewahrten sie, wie sich diese zu wunderlichen und ungeheuerlichen Gespenstern auswuchsen, und wie sie gegen die Großackerhöhe hinaufschwebten. Wie wurde ihnen aber erst, als sie sehen mußten, wie diese Nebelgeister sich hinter Bauholz und Steine, die sie eben erst hinaufgezogen hatten, machten, und wie sie die umfänglichsten Steinblöcke und die schwersten und längsten Hölzer aufhoben und in ihren wehenden Nebelschürzen geradewegs durch die Luft ins Schloßgärtlein hinübertrugen, als wären es Zwetschgensteine und Tannzapfen. Sie wagten kaum zu atmen. Wie aber alles hinübergeschafft war, stiegen die Nebelgespenster himmelan. Sie ballten sich unversehens zu Wolken, die im

Hui den Mond verschlangen. Jetzt machten sich die Bauern schleunigst nach Hause.

Als nun am andern Morgen das Bauzeug wieder im Schloßgärtlein lag, ward es ihnen klar, daß der nächtliche Spuk wohl nach des ermordeten Burgherrn Willen getan hatte, und daß ihr Junker sein Grab im Gärtlein auf dem Hügel haben wollte. Sie taten also darnach und begannen mit allem Ernst und Eifer, das Haus Gottes im Schloßgärtlein aufzubauen, von wo es heute noch gar freundlich in die heimelige Talschaft hinabschaut.

Nacherzählt von Meinrad Lienert.

VOM SCHAUENBERG.

Erinnerungen, die über zwanzig Jahre zurückreichen, führten mich wieder in die Gegend des Schauenberges. Es war der heiße Elfer Sommer, in dem es gar nicht regnen konnte, als ich ein paar schöne Wochen oben auf den Höhen des Huggenberges verbrachte. Ich war damals viel unterwegs, ließ mich aber auch stundenlang nieder im Schatten der nahen Wälder, die den Reichtum der Gemeinde Elgg ausmachen. Ein eigenartiges landschaftliches Bild und der Übergang von der Vegetation des Tieflandes in eine leicht voralpine Zone bestimmen den Charakter der Güter und Matten um den Schauenberg. Man befindet sich in einer Hügelwelt, deren wesentlichster Zug Kurzweil und reiche Abwechslung sind. Ein Stück Wald, Wiesen und Weiden, ein grüner Hang, eine verborgene Einbuchtung, ein Tobel, ein Weiler, ein einsamer Hof in der Höhe, das ist die bunte Karte des Landes. Und gerne hält man den Fuß einmal an, weil die Aussicht ins Tal und der Blick nach den entlegenen Bergzügen immer wieder Überraschungen bereit halten. Wer dächte zum Beispiel daran, daß man unverhofft über dem Rande eines kleinen Sees steht, in einer Gegend, in der sonst die Bäche nicht so lustig sprudeln! Aber der blaue Bichelsee ist ein Geschenk an den Wanderer. Das lachende Auge, auf die Grenze zweier Kantone gesetzt, zwingt ihn, Rast zu halten, und zuletzt muß er sich selber zwingen, die Reise fortzusetzen. Denn eigentlich hätte man es hier so schön, daß gar kein Grund vorliegt, nach neuen, ferneren Plätzen zu jagen.

Es war mir manches wieder neu. Und mir schien: die Gegend ist noch schöner geworden. So blitzsauber war sie,

so voll Licht und Farbe, daß mich das Wiedersehen doppelt freute.

Das ist ein gutes Zeichen, wenn draußen in der Natur die Bilder gewinnen, wenn sie mit den Menschen wachsen und mannigfaltiger werden.

Neue Einzelheiten tauchten zwischen Elgg und Huggenberg zu wiederholten Malen auf. Auch das Bauernstädtchen Elgg schien mir hübscher geworden zu sein. Die Häuser haben frische Anstriche bekommen, die kleinen Gärtlein vor den Fenstern sind so reizend erblüht, und auf den Simsen stehen und prangen die bunten Blumenstöcke, als ob ein Fest gefeiert würde. Und es ist ein gewöhnlicher Tag, ein Werktag sogar, die Handwerker sind an der Arbeit, und die Bauern ziehen mit Ross und Wagen auf's Feld.

So und nicht viel anders mag es auch gewesen sein zu der Zeit, da die Zürcherischen Vögte oben im Schlosse amteten, oder noch früher, da die österreichischen Herzöge das Dorf zum Marktflecken erhoben und zur Stadt, die ihren eigenen Schultheiß und Rat besaß. Heute befindet sich die noch gut erhaltene Burg in Werdmüllerschem Besitz. Ihre Lage ist fürstlich. Von den Fenstern schaut man ins weite Tal. Die alten, wohl erhaltenen Gemächer erzählen, daß kunstsinnige Menschen hier aus- und eingegangen. Was für ein Prunkstück zum Beispiel ist so ein Pfau-Ofen! Im Winter strömt er nicht nur die Wärme der schwelenden Holzbündel aus, Wärme des Herzens dazu, denn gute Künstler sind hier am Werke gewesen und haben freundliche Bilder auf die Kacheln gemalt.

Und schaut, wie das behäbige Landstädtchen mit der neuesten Zeit marschiert! Eben bekommt es ein Schwimmbad. Die Arbeiter sind noch daran, das Bassin auszukleiden. Prächtig muß es dann einmal sein, hier oben am Walde der Hitze zu entrinnen und sich schwimmend und spielend im Wasser zu tummeln.

Nun steigt die Straße an. Aber sie läßt mir Zeit, führt mich in herrlichen Buchenwald hinein und entrückt mich der Glut, mit der die Sonne auf die Fluren brennt. Männer und

Frauen bringen das Öhmd ein. Das wird ein Leckerbissen werden für die Kühe!

Da liegt ein Hof und dort einer. Friedlich muß es hier oben zu leben sein. Die Bauern gucken einander nicht in die Fenster. Jeder beackert sein Gebiet, jeder ist sein eigener Herr.

Oben auf dem Huggenberg rücken ein paar Wohnstätten zu einem Weiler zusammen. Es langt wohl zu einem Schulhäuschen, aber zu keiner Kirche. Und drüben, kaum einen Büchsenschuß weiter westlich, folgt eine andere Siedelung. Das ist „der Geretswil", wie die Leute sagen, für unsern Sprachgebrauch etwas ungewöhnlich. Aber darf so ein abseitiges Stücklein Welt sich in der Benennung nicht auch eine Besonderheit leisten?

Nun bin ich nicht mehr weit vom Schauenberg. Noch 20 Minuten! sagen mir die Bauern auf den Matten. Und mir ist, nachdem ich oben gewesen, das sei die Zeit der jungen Burschen, denen kein Hang zu steil und keine Tanne zu hoch ist. Sie mögen recht behalten!

Das Wieslein wird mager. In der obersten Hütte tönt ein Glöcklein an. Ein Kälblein hat wohl im schattigen Stall den Kopf geschüttelt. Es ist der stechenden Sonne entronnen.

Nun gilt's noch den letzten Ansturm. Die Kuppe ist steil und kahl. Während üppiges Jungholz bis nahe heraufkommt, ist zu oberst der Ausblick frei. Es hat den Anschein, man habe einen Berg von beträchtlicher Höhe erklommen. Und doch steht man nur zwanzig Meter über dem Gipfel des Ütli.

Wahrlich, der Name des Berges trifft zu: Schauenberg! Unendlich viel, viel Schönes gibt es da zu schauen. Einen Großteil des ganzen Kantons erreicht man mit den ungeduldigen Blicken, die ringsum ausfliegen. Die hohen, weißen Berge liegen in sömmerlichem Dunst. An einem klaren Frühlingstag sollte man hier oben stehen, und hundertfach wäre die Mühe belohnt, die der Besucher des Schauenbergs aufgewendet hat. Als nördlichster Gipfel des Zürcher Oberlandes

vereinigt er noch einmal allen Zauber der zahlreichen Spitzen und Höcker, der Weiden und grünen Höhenrücken, die nach allen Richtungen sich dehnen. Wenn man das Auge schließt und in einem innern Bilde die ganze Hügel-, Gipfel-, Wald- und Schluchtenwelt zusammenrückt, wie sie zwischen den Bachtel im Süden und diesen Ausläufer im Norden hineingebaut ist, staunt man ob dieses ungeheuerlichen Reichtums an Formen, ob der Phantasie, die die Natur an den herrlichen Voralpengarten des Zürcher Oberlandes verschwendet hat. Das wogt über die Wälder hin, und feiner und immer feiner sind die Ketten hingehaucht, die den Horizont begrenzen. Ein scharfes Auge soll bis nach der Hohenzollernburg im Schwäbischen dringen. Am liebsten verweilt es eigentlich in der nähern Umgebung. Und da erkennt es Dörfer und Sitze und Kirchtürme genug, und die 894 Meter über Meeresniveau genügen vollauf, um in uns die Ahnung des Großen und Ewigen zu wecken.

Aber mir zur Seite steht auch die Vergänglichkeit. Spuren einer Ritterburg sind da. Dort hat man gegraben, und eine dicke Mauer ist zum Vorschein gekommen. Das sind die traurigen Trümmer der Feste. Ein Graben mag sich um sie gezogen haben. Er liegt verschüttet. Laut und kriegerisch hat sich das Leben hier einmal entfaltet, während jetzt kein Laut die Stille stört. Einzig ein Weih kreist in den Lüften. Mit einem eindringlichen P-hi p-hi pfeilt er ringsum und auf und nieder und scheint ein Opfer erspäht zu haben. Die Jagd wird ihm zum Spiel.

Ob er sich bewußt ist, was für eine schöne Sommerwelt er unter sich hat?

Der Abstieg ins Tößtal ist eine Freude für sich. Auf halber Höhe muß man noch einmal Station machen, im Gyrenbad. Es ist ein heimeliger Kurort, der seine eigene Quelle besitzt. Das salinische Wasser hat schon manchem bei seinen rheumatischen und gichtischen Leiden Linderung gebracht. Und wer mit aufgepeitschten oder gar kranken Nerven sich in diesem erquickenden Waldrevier niederläßt, muß sich leich-

ter und glücklicher fühlen. Der Blick ins Tal hinunter hat etwas Befreiendes; der wundervolle Baumbestand des Gartens läßt einen nicht fort, und die benachbarten Rücken und Kuppen winken hinunter: kommt einmal zu uns!

Das Gyrenbad hält sich in einem abseitigen Winkel des Tößgebietes versteckt. Man muß es aufsuchen, und wer's gefunden hat, ist erstaunt, unverhofft so viel Kultur anzutreffen. Das ist nicht von heut auf morgen gekommen. Schon um 1500 war das Gyrenbad im Schweizerland bekannt, und eine alte Badeordnung aus dem Jahre 1603 berichtet von Gästen, die im „Geirenbad" ihre Kur gemacht.

Ein letzter Lauf durch Wiesen und Wald, und Turbental ist erreicht, die nächste Bahnstation im Tößtal.

Was aber hat sich inzwischen vollzogen? Gewitterwolken drohen, sie ballen sich im Westen zusammen und scheinen Böses im Sinne zu haben. Doch alles Blau des Himmels haben sie noch nicht besiegt.

Das Züglein kommt.

Bald ist Bauma erreicht, der große Industrieort, wo so viele Fabriken stehen. Es gab Zeiten, in denen die Töß viel Arbeit zu leisten hatte. Jetzt hat die Ungunst der Verhältnisse hier auch manche Maschine zum Stehen gebracht. Aber da und dort rattern noch Webstühle und wehren sich für den doppelt willkommenen Auftrag.

In Bauma hat der Name eines genialen Industriellen guten Klang. Guyer Zeller, dem wir die Jungfraubahn zu verdanken haben, wohnte hier und ordnete viel Gutes an zum Wohle der ganzen Gemeinde. Die schönen Spazierwege auf die umliegenden Höhen und durch die Wälder, die nahe ans Dorf herankommen, sind auf seine Anregung hin angelegt worden und haben beträchtliche Kosten verursacht, die der großzügige Geschäftsmann auf sich nahm. Im Friedhof von Bauma ruht er von seinen Taten aus. Ein schönes Denkmal ist ihm gesetzt. Das schönste aber ist die dankbare Gesinnung, mit der die Bürger Baumas ihrem Wohltäter noch heute zugetan sind.

Bauma ist durch ein kleines, an Abwechslung unendlich reiches Bähnchen mit dem Zürichsee verbunden. Man fährt einem malerischen Einschnitt entlang, der parallel der Allmankette läuft. Auf dieser Route wollte ich zurückkehren. Dann war die Rundfahrt ins Oberland geschlossen.

Doch gefährlicher dräuen die Wolken. Die Sonne ist verschwunden. Es fängt an zu dämmern. Viel zu früh für einen Augusttag. Was sich in der nächsten Stunde noch alles abspielen wird?

Da naht das Bähnchen. Ich steige ein. Ein lustiges Züglein! Denn Lokomotive, Personenabteil, Postwagen und Gepäckraum, alles ist zusammengeschoben. Platz ist genug da. Die Zahl der Passagiere braucht ihn bei weitem nicht.

Zuerst beschreiben wir einen großen Bogen um's Dorf und steigen bergan. Über dem Friedhof biegen wir ein in ein grünes Tälchen. Gleich haben wir den Fuß des Stoffels erreicht. Die ersten Tropfen fliegen an die Scheiben. In der Ferne zuckt ein Blitz und rollt ein Donner. Wir rücken dem Gewitter zu Leibe. Wir fahren ihm mitten in die Front und fühlen uns behaglich wie in einer Stube. Der kleine Wagen trotzt allen Gewalten, durch Sturm und Wetter verfolgt er sein Ziel. Dunkel ist's geworden. Die Ferne läßt alle Vorhänge fallen. Wir sind allein mit dem Gewitter. Die Frage ist: wer wird gewinnen? Naturmacht oder Menschengewalt?

Der Blitz triumphiert. Just hat er einen uns entgegenkommenden Zug gestellt. Auf der Lokomotive wird's plötzlich schwarz. Die Lichter sind ausgelöscht, die Sicherungen geschmolzen!

Und im Osten steht immer noch am klaren Himmel der Vollmond. Was die Natur doch heute für Launen hat! Frieden und Kampf in einem.

Machen wir's anders, wir Menschen?

Auf der Weltkarte sieht's aus wie am Himmel.

Doch denken wir nicht daran! Tatsache bleibt: wir müssen alle hindurch.

Das Bähnchen, so unscheinbar es ist, Blitz und Donner,

peitschender Regen und Sturm, sie können ihm nichts anhaben. Plötzlich steht es mitten im Feuerstrahl des flammenden Himmels. Dörfer werden hell, Kirchtürme, und unten der See. Aber nur einen Augenblick. Die nächste Sekunde hat sie schon alle verschlungen, und fort geht's durch die Nacht, von Weiler zu Weiler.

Es ist ein Erlebnis. Das Herz klopft.

Man staunt, man bangt, man hofft.

Man erinnert sich froher Wanderstunden, da man einmal hier im Sonnenschein vorübergezogen. Nun ist alles verwandelt. Zorn und Unlust der Elemente verwüsten Wiesen und Gärten. Sie toben. Sie rasen.

Es hämmert und poltert auf den Boden. Wie Hagelkörner fällt's. Das sind die ersten reifen Äpfel und Birnen, die von den Ästen geschüttelt werden. Stützen brechen.

Furchtbare Ernte hält die Natur. Was sie geschaffen, zerstört sie wieder. Was sie in langen Wochen großgezogen, gerundet und gefärbt, schmeißt sie mit einem teuflischen Hohngelächter zu Boden.

Ob sie weiß, was sie tut?

Das Bähnchen, das nur aus Rädern und Gestänge besteht, kümmert sich nicht um diese Zerstörung. Mögen die wilden Gewalten toben, es tut seine Pflicht. Und es tut sie ganz.

Wir sind am Ziel, und unversehrt. Kein Schuh ist naß geworden. Und doch sind wir auf einmal nicht mehr im Oberland.

Vom andern Ufer des Sees grüßen die Lichter herüber.

Der Bann hat sich gelöst. Man atmet freier. Die Temperatur ist gefallen. Man schließt den Rock. Der Wind weht kühl.

Da dämmert mir der Sinn dieses vollendeten Naturschauspieles auf. Der Sommer hat sich noch einmal gewehrt. Umsonst.

Der Herbst hat mit diesem Gewitter voll und ganz Besitz genommen von Berg und Tal, von Tag und Nacht.

AUF DEN STOFFEL.

Das Zürcher Oberland ist ein so reiches Wandergebiet, daß man nicht fertig wird, auch wenn man einen ganzen Sommer dran wenden würde. Musikalisch ausgedrückt könnte man sagen: Variationen über das Thema: Wald, Schluchten, Bergweiden, Sonne, Hügelrücken, rauschende Bäche und stille Menschen. Und das Seltsame daran: man hat nicht Ruhe, bis einem die Natur alle diese Spielarten vorgeführt hat. Eine jede besitzt doch wieder ihre Besonderheit.

Der Stoffel steht im Vorhof, ähnlich wie das Rosinli. Aber er dringt schon etwas mehr in den Kern des Oberlandes vor, er steigt höher und rückt nahe ans Tößtal heran. Die leichten Zugänge von Pfäffikon und Bauma her sichern ihm immer wieder Gäste.

Ich zog ihm von Irgenhausen entgegen. Die malerische Straße führt Ober-Hittnau zu. Eine Zeitlang hat man den Pfäffikersee im Rücken. Man muß sich immer wieder umwenden. Denn nirgends sieht man besser über ihn hinweg als von hier aus. Und schöner und blauer wird er von Minute zu Minute. Die Sonne kämpft sich durch die herbstlichen Wolken. Die ersten Lichter streut sie über die Wasser, und sie ruht nicht, bis die ganze Fläche sommerlich funkelt. Jetzt kommen noch die Glocken der weidenden Kühe hinzu. Ruhig suchen sie die letzten guten Gräser zusammen, und daneben bringen die Bauern das zweite Öhmd ein. Einen guten Kniff haben sie den Bergbauern abgeguckt. Sie hängen das Gras an kleine Holzgerüste aller Art. Hier kann es trocken und dürr werden. Eine ganze Kolonie solcher Stöcke verleiht der Landschaft ein bildhaftes Gepräge. Man möchte Zeichner sein, um solche Augenfunde festzuhalten.

Da ist mir unversehens das freundliche Tal schon weggewischt. Die Straße zieht eben entlang. Ich habe ein Plateau erreicht. Ein Häuflein Häuser steht da, um eine Kirche herum. Ober-Hittnau! Eine Fabrik hat sich sogar angesiedelt. Mitten im Walde, allen Menschen entrückt, liegt ein Kraftweiher. Ein Bach kommt gesprungen. Hier möchte man Halt machen. Wo kann es schöner und feierlicher sein?

Eine kleine Welt für sich führt hier in Ober-Hittnau ihr bescheidenes Dasein. Aber man ist beglückt. Ein anspruchsvoller mag mehr Geselligkeit und Lärm des Tages wünschen. Der Freund der Natur denkt nicht daran. Denn sie hat ihm hier alles gegeben, was dem Herzen frommt: Einkehr bei sich, eine bunte Umgebung und die Möglichkeit, leicht den Anschluß zu finden mit dem großen Strom der Menschen im Tal.

Ich umgehe den Stoffel. Von Dürstelen ist er leichter und sicherer zu erreichen. Und wie die Straße verschwenderisch ist mit Blicken allerwärts! Man befindet sich zwischen zwei Zonen. Über dem Dorfe wähnt man sich auf der Kammhöhe eines mittelhohen Passes. Jenseits geht's hinunter nach Bauma. Aber nicht die Tiefe fesselt, sondern die Höhe des Sternenberges, die Wälder und Höfe und verlorenen Gründe, die drüben kein Ende nehmen und noch unzählige Wege versprechen. Straßen und Pfade führen hinan, verschwinden und tauchen wieder auf. Sie blitzen wie Bäche in der Sonne und halten auf einmal inne bei einem einsamen Heimwesen. Wie lange müssen dort die Wintertage sein, und erst die Winter! Denn der Schnee bleibt in den Mulden kleben, und die Sonne hat im Frühling strenge Arbeit, bis sie alles Eis geschmolzen hat.

Ich muß hier warten und staunen. Ich habe Neuland betreten, und man freut sich immer, mehr zu finden, als man gehofft hat. Wer kommt hierher? An Werktagen niemand, und am Sonntag ein kleines, versprengtes Schärlein der Wenigen, die von der Leidenschaft zur Natur erfaßt sind.

Ein hölzerner Wegweiser zeigt nach dem Stoffel. Nun geht's beträchtlich bergan. Und ich sage mir, da der klare

Horizont immer mehr und farbigere Bilder einschließt: ei, du hast schon eine ordentliche Wanderung hinter dir!

Die Sonne brennt, als hätten wir August. Unter den Bäumen lesen die Frauen Birnen auf. Ein waghalsiger Bursch klettert bis hoch in die Äste. Jetzt regnet's in den Rasen und hüpft auf dem Gras. Abends werden die süßen Bächlein des Mostes schon in die Standen fließen. Bis über Dürstelen hinauf ist der Herbst mit seinen vollen Säcken gestiegen.

Jetzt geht's in den Wald hinein, und es gilt ernst mit dem Berg. Der Pfad steuert steil und ziemlich geradewegs auf's Ziel los. Aber man folgt ihm gern. Wo es angezeigt ist, sind Stufen gehauen. Man läßt sich Zeit, über die Naturtreppe zu steigen. Köstlich ist's, die Kühle des Waldes zu genießen. Ein Windlein kommt, rauscht in den Kronen und findet auch da und dort einen Weg zwischen den Stämmen.

Eh man es glaubt, ist die Höhe erreicht. Der Weg führt eben entlang, mitten im Walde, ringsum und hört nicht auf. Niederwald und hohe Stämme stehen da. Sie vermauern die freie Sicht. So heißt es an den grünen Rand der Kuppe vordringen, sich die Sicht erkämpfen und allen schönen Dingen nachzugehen, die der Stoffel zu zeigen hat.

Es sollte sich lohnen, ein Plätzlein frei zu schlagen. So könnte man ungehindert nach dem Westen Ausschau halten, wo die Seen liegen, nordostwärts ins Tößtal und südwärts Bäretswil zu. Die Bäume sind dem Stoffel über den Kopf gewachsen.

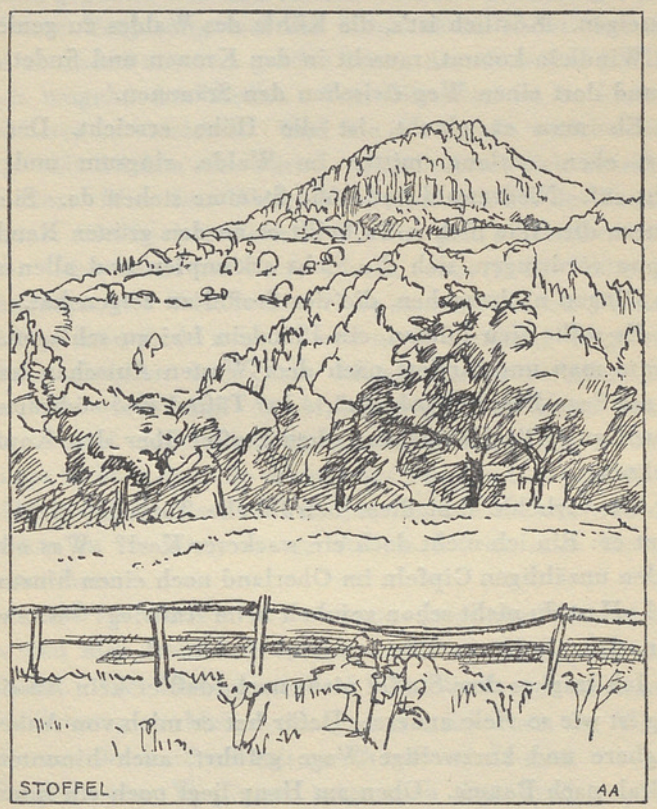
Ich verhehle ihm diese betrübliche Tatsache nicht. Da raunt er: Bin ich nicht doch ein wackerer Kerl? Was nützt's, zu den unzähligen Gipfeln im Oberland noch einen hinzuzufügen! Hast du nicht schon gejubelt beim Aufstieg? Was willst du noch mehr?!

Ich trag' es dem Stoffel nicht nach, daß er kein Aussichtsberg ist wie so viele andere. Dafür hat er mich von Anbeginn gangbare und kurzweilige Wege geführt, auch hinunter ins Tößtal, nach Bauma. Oben am Hang liegt noch ein himmeliges Dörfchen, Bliggenswil. Es schaut hinunter nach Alt-

Landenberg, auf das Dörflein wie die über ihm liegende Ruine. Ein rühmliches Geschlecht hat hier gewohnt. Sein Name lebt. Aber die ganze Reihe der Nachkommen ist zum großen Heere der Toten abberufen worden.

In weit ausholenden Kehren schwingt sich die Straße zutal. Ich habe nicht Eile. So folge ich ihnen, und jeder Schritt ist mir Freude. Unten bin ich wieder im Wirbel der Welt. Auto flitzen vorbei. Nach drei Richtungen führen Geleise. Ich warte gerne, bis eines der Bähnchen mich holt.

Stimmung und Frieden im Oberland, man genießt sie bedächtig, wie man einen Becher alten Weines schlürft.



STERNEBERG.

Par Hüsli nu
Und glich e Wält,
As sunnigst Plätzli
Heregstellt.

Es Bilderbuech!
Tue's uf, wo d'witt,
Und gschau's! De wirsch
Nie fertig mit.

Es Meiteli!
Es singt und lacht.
Was das für liebi
Äugli macht!

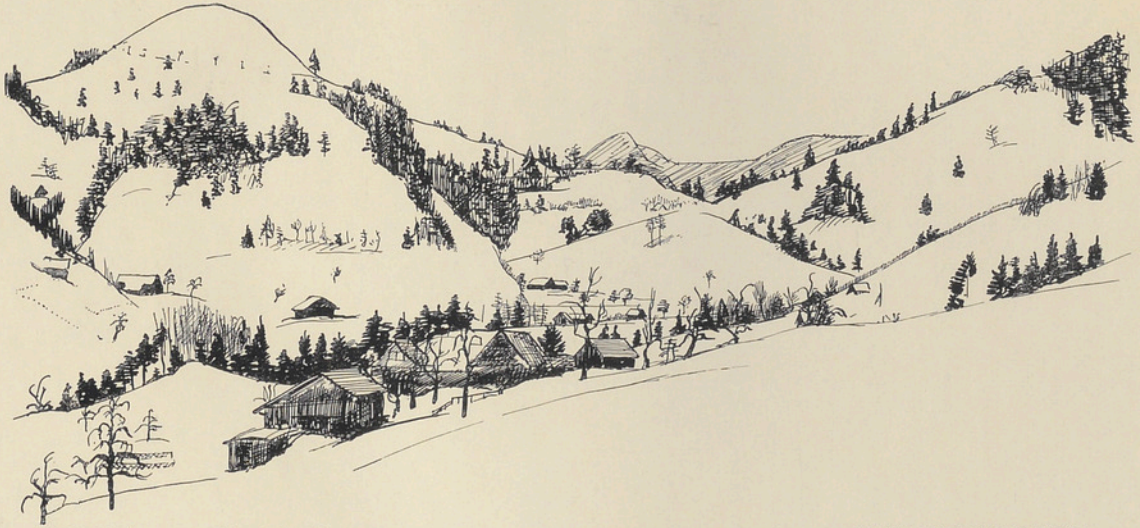
En Garte, gäl
Im Maieflor,
Wie-n- i de Himmel
's goldi Tor.

Do chasch verschnufe,
Bisch ellei.
Vu-n- allne Site winkt's:
Chumm hei!

De häsch es ring,
Do plagt di nüüd,
Und bringsch en stillne
Chummer mit,

Uf eimal isch
Es Wunder gscheh.
Es lugget. 's tued der
Nümeh weh.

Und 's Glück, es gid mer
Früntli d' Hand:
Gottgrüetzi wohl
Im Oberland!



Oberholz gegen die Scheidegg. *ARNOLD BOSSHARDT.*

ÜBER DIE SCHEIDEGG.

Auch die Zürcher haben eine Scheidegg, nicht nur die Berner Oberländer. Es ist kein Paß, wohl aber ein ideales Voralpengebiet. Im Sommer weiden hier oben die Kühe einer Genossenschaft. Sie finden die schönsten und besten Kräuter. Die Besucher, die den beträchtlichen Aufstieg nicht scheuen, finden einen Blumenteppich, der das Herz lachen macht. Und scheint noch die Sonne auf den gelben und roten und weißen Rasen, streicht ein Windlein über die Gräser und winken darüber die dunkeln Tannen auf den Höhen und steht diese liebliche Hügel- und Bergwelt überwölbt vom blauen Himmel, weiß man nicht, ob noch eine herrlichere Gegend dieser gleichzusetzen wäre.

Ein Sommertag hat sie mir wieder neu geschenkt.

Von verschiedenen Seiten her kann man die Scheidegg gewinnen. Ihre zentrale Lage schafft mancherlei Möglichkeiten. Zwischen Bachtel und Schnebelhorn bildet sie noch einmal einen langen Rücken. Östlich und westlich fallen die Hänge ab, östlich ins dunkle, wilde Quellgebiet der Töß, westlich ins helle Tal der Jona, von dem herauf kleine Rippen und Schluchten sich nach dem Kamme der Scheidegg emporziehen und ein bewegtes, höchst kurzweiliges Wandergebiet schaffen.

Ich habe nun die wesentlichen und angenehmsten Anstiege versucht und dabei eine Route ausfindig gemacht, die zu den dankbarsten im ganzen Oberland gezählt werden muß. Es handelt sich um einen wenig begangenen Flurweg, während der üblichste Zugang von Wald herauf noch von kleinen Autos mit zähen Motoren befahren wird. Am schönsten Sonntag,

den man sich denken kann, begegnete ich über zweieinhalb Stunden keinem fremden Menschen. Ein paar Bauern waren auf einsamen Matten mit Heuen beschäftigt und mir willkommene Wegweiser, wo es etwa an einem Zeiger gebrach. Die Route dürfte mit Nachdruck auf allen Karten bezeichnet sein.

Das Bähnchen führte mich bis nach Steg. Steg ist im Oberland ein touristisches Zentrum erster Ordnung. Von hier strahlen die Wege aus nach dem Hörnli, auf's Schnebelhorn. Von hier aus steigt in gut ausgebauten Kehren die Fahrstraße hinan nach der Hulftegg und hinüber ins St. Gallische, ins untere Toggenburg. Steg wies mir auch die Richtung nach der Scheidegg. „Ein weiter Weg!" sagten mir die Leute treuherzig, und ich wappnete mich mit Geduld. Es brauchte sie nicht. Denn das Sträßchen, wenn es auch steil emporstrebt und der Sonne geöffnet ist, unterhält auf Schritt und Tritt. Gleich nach dem ersten Ansturm rät es dir: Schau dich um! Und wirklich! Wie still und friedlich liegt das Dörfchen da, Fabriken, Einfamilienhäuschen, Schmittenbach, und jenseits die Allmannkette, freundliche Hänge, von kleinen Heimwesen besetzt. Unten die Heerstraße. Autos flitzen vorbei. Aber nicht viele. Da muß der Friede daheim sein, denke ich. Die Leute sitzen in ihrem Gärtchen, plaudern eins, musizieren oder haben den Radio angedreht. Sie denken nicht ans Ausfliegen. Sie haben wohl eine strenge Woche hinter sich, oder dann ist es die Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit, die sie daheim festhält. Da müssen die Gäste schon aus dem tieferen Tale, aus der Stadt kommen, daß sie die prächtigen Wanderwege bevölkern.

Für die Bauern ist's ein strenger Werktag. Sie bringen ihr Heu ein. Lange haben sie darauf gewartet. Jetzt ist ihnen der Sonntag hold. Ob sie wissen, was sie für eine herrliche Heimat bewohnen? Oder ob sie sie nach der Mühsal schätzen, die ihnen die gähen Matten verursachen? Es wär' ihnen nicht zu verübeln. Es ist kein Fest, hier das Leben fristen zu müssen. Je höher man kommt, um so magerer werden die Wieslein, die Obstbäume bleiben zurück, und die Region der

Tannen beginnt. Die Tannen stehen hier oben in dichten Heeren, sie füllen die Tobel und klettern über alle Rippen und Vorsprünge. Von Zeit zu Zeit geben sie noch ein Äckerlein oder einen winzigen Garten frei. Irgendwo hat sich ein Bäuerlein in die Einsamkeit verzogen und schafft hier um sein täglich Brot. Von früh bis spät muß er dabei sein. Nichts fällt ihm in den Schoß. Die müden Glieder spüren es. Das macht ihn verschlossen und menschenscheu. Aber er freut sich doch, nach Tagen wieder einmal einen andern Menschen zu sehen als Frau und Kinder, die alle die gleiche Last durch's Leben schleppen.

Wer zum ersten Mal diesen Weg begeht, fällt von einem Staunen ins andere. Alles ist Farbe, alles ist Abwechslung, alles ist Kurzweil. Über dem tiefen Tal der obersten Töß schlängelt sich die Straße nach der Strahlegg hin. Von geraden Strecken weiß sie nichts. Sie kennt nur die ewige Pflicht, Köpfe und Schlipfe und Felsvorsprünge zu umgehen und immer wieder einen Durchpaß zu erobern. Bis zum Schnebelhorn vermag sie's freilich nicht so zu treiben. Auf einmal hält sie inne und überläßt alles Weitere einem schmalen Pfad, der sich im Walde verliert.

Es geht bergan. Die Sonne brennt und brennt. Da es jedoch gilt, just am Anfang die mühsamste Partie zu überwinden, steigt man froh und unverdrossen bergan und weiß: wenn man die erste Höhe hat, wird die Fortsetzung ein Spiel sein. Und wirklich, man schreitet im Schatten dahin und kommt rasch vorwärts. An manchen Orten tritt ein Schweißlein aus dem Boden. Es langt bald zu einem Brünnlein, bald zu einem dünnen Bächlein. Die gurgelnden Wasser tun wohl. Bohnen wachsen. Kartoffeln werden gepflanzt. Und siehe da, wie eine Oase aus der Einsamkeit blitzen die weißen Mauern eines Hauses. Die Tannen weichen zurück. Die Menschen, die hier wohnen, sind wie auf einen fernen Stern entrückt. Die Welt im Tale mag in Trümmer sinken, hier oben weiß man nichts davon. Man kommt auch aus ganz ohne sie und ist es zufrieden, wenn in Stube und Stall kein Unglück geschieht. Die

unendlichen Wünsche, die uns in der Stadt so manchen Streich spielen, haben den Weg hierher nicht gefunden. Man lebt mit Wiese und Wald, mit Vieh und Hof und richtet sich in der Einteilung des Tagewerkes mehr nach der Sonne als nach den unruhigen Uhren der Menschen.

Eine Woche hier oben, man würde wieder stark und mutig und könnte Kleines vom Großen trennen.

Diese Prise bescheidenster Lebensführung, wie sie uns auch Haller in seinen „Alpen" darbietet, ist seelische Erquickung. Und noch einmal heißt's: empor! Da mich aber bald das kühle Dach des Waldes aufnimmt und dieser seinen federnden Teppich vor mich hinlegt, ziehe ich dahin, als ob ich Flügel hätte. Weit oben am Kamme, der den Himmel berührt, steht eine Hütte, und man hat mir prophezeit, wenn ich diese erreicht habe, sei auch das Ziel nicht mehr weit. Solche Aussichten machen den Fuß leicht. Ein paarmal klettere ich über Häge und Barrikaden. Alles ist auf das Vieh abgestellt, das hier oben haust. Doch kein Stück ist unterwegs. Sie ruhen über die heißeste Zeit in der Scheune. Von ferne kommt ein gemütliches Glöckeln. Kein Senn und kein Hirte ist da. Auch sie machen wohl ein Schläfchen.

Nun ist sie erreicht, die Alp mit dem eigentümlichen Namen. „Überzütt" steht über dem Scheuneneingang geschrieben. Ich setze mich auf's schmale Bänklein mit dem Rücken zur Wand. Hinter mir schnauft und prustet und rankt sich das Vieh.

Ein Viertelstündchen weiter, nicht eben höher, dehnt sich die Scheidegg. Mit einem Schlag hat sich die Fernsicht verändert. Denn plötzlich ist noch der Blick gegen Süden dazugekommen. Vorhänge schwebten hinweg, und nun liegt sie vor mir, die weite Welt im Abendschein. Viel Dunst liegt über dem Horizont, wie er zu einem echten Sommertag gehört. Doch mählich lichten sich die Schleier, und nun treten sie heraus, die St. Galler, die Glarner und Innerschweizer Berge. Das Panorama ist dem des Hörnli, des Schnebelhorns und des Bachtels verwandt. Hier fesselt noch besonders der maleri-

sche Vordergrund, die Sicht nach den benachbarten Alpen, nach ein paar Weilern in der Tiefe und nach dem großen Industriedorf Wald. Eine dunkle Waldkuppe ist schuld, daß nicht die ganze Gemeinde in ihrer beträchtlichen Ausdehnung vor dem Beschauer liegt, der Josenberg.

Vor 10 Jahren ist das alte Bergwirtshaus in Flammen aufgegangen. Ein neues steht da, heimelig, schön, ähnlich dem Hörnlihaus. Man setzt sich in die Laube und genießt den ungewöhnlichen Preis für den Aufstieg.

Nennt man die köstlichsten Punkte des Oberlandes, die Scheidegg darf nicht fehlen. Sie ist kein Modeberg, doch verdiente sie, einer zu werden.

Der Abend rückt vor. Sechs Uhr ist vorbei. Ja es rückt auf sieben. Die Besucher haben sich alle talwärts gemacht. Und doch erfüllt sich erst jetzt die schönste Stunde hier oben. Die Sonne steht noch hoch am Himmel. Aber sie brennt nicht mehr mit der Kraft des Mittags. Ein Windlein springt durch's Fenster. In den Schluchten dämmert's. Doch noch lange bade ich im Lichte und halte es mit den Gipfeln und Alpweiden ringsum, die rötlich aufleuchten und nun erst recht lebendig werden. Jetzt weiden die Kühe die Hänge entlang. Das ist ein herrliches Klingen und Läuten. So weit ich schaue, geht der Klang. Das ganze Oberland ist ein lichter, singender Raum geworden. Und kein anderer Ton stört diese Harmonie. Von weitem hört der Säntis zu und der Glärnisch, der Rigi und der Pilatus. Und die Schale des Zürichsees glänzt und flimmert.

Es wäre wohl Zeit, daß ich aufbreche. Halb acht Uhr! Doch nein, immer und immer wieder muß ich noch ein paar Minuten dazu geben. Doppelt schön muß es werden, gemächlich in die Nacht hinunter zu steigen. Es dämmert.

Die Straße beschreibt im Abstieg einen großen Bogen. Sie umgeht den Josenberg und hat es eilig, die Tiefe zu gewinnen. Noch einmal hält sie inne und zwingt zum Verweilen, in der „Wolfsgrub". Der Name verblüfft. Wölfe sollen hier noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts gehaust haben. Von einer

Grube ist nichts mehr zu sehen. Man steht an einem bedeutungsvollen Scheideweg. Einer zieht sich in den Wald hinein, hinunter ins Reich der Töß, ein anderer auf die jenseitigen Weiden, nach der Pooalp und dem Schwarzenberg. Der dritte ist der meine, dem Felmis zu und nach dem so idyllisch gelegenen Hübli. Drüben liegen die Häuser von Oberholz und von Hittenberg. Die ersten Lichter sind angezündet. Aber auf den höchsten Kuppen liegt noch der Tag und will sich nicht vertreiben lassen.

Drüben, am Faltigberg, liegt das zürcherische Sanatorium für Lungenkranke. Tage wie heute müssen Rettung bringen und glücklich stimmen.

Das Hübli ist ein kleines Dörfchen. Es ist schon still geworden drin. Noch ein paar Mädchen stehen auf den Straßen. Ausflügler kehren heim. Ein Hund bellt. Jetzt kommt die Nacht gegangen, unhörbar. Alle Lampen auf den Höhen zieht sie ein. Die ersten Sterne blitzen. Oder sind es Lichter von fernen Hütten? Erde und Himmel sind eins geworden. So geht man leicht und mühelos. Vom heißen Mittag ist keine Spur in den Gliedern zurückgeblieben.

Noch eine Überraschung, die letzte von heut: unverhofft liegt die große Industriegemeinde Wald zu meinen Füßen. Der Kirchturm ragt im Dämmerschein über die Dächer. Das halbe Dorf ist bereits in Schlaf gesunken. Und es ist nur wenige Minuten über halb zehn. Die Straßen sind leer. Nur die wenigsten Fenster haben Licht. Aber am Bahnhof herrscht noch ein bißchen Leben. Mein Züglein trägt es hinunter ins Tal.

Auf der Scheidegg oben aber werden die Herdenglocken noch immer umgehen. Am längsten hallen sie nach in mir. Und wenn mein Herz einen Glückstag hat, summt es nicht anders als die Erinnerung: auf der Scheidegg! Weißt du noch?

NACHSPIEL.

„Wie froh bin ich, einmal in Gebüschen, Wäldern, unter Bäumen, Kräutern, Felsen wandeln zu können. Kein Mensch kann das Land so lieben wie ich! — geben doch Wälder, Bäume, Felsen den Widerhall, den der Mensch wünscht." Beethoven in einem Briefe an Therese von Malfatti.

Ich bin in einem Konzerte gewesen. Als drittes und letztes Stück stand auf dem Programm Sinfonie Nr. 6 in F-dur (Pastorale). Von jeher zählt dieses Werk Beethovens zu meinen liebsten Tondichtungen des großen Meisters.

In dieser Pastorale blüht ein Empfinden auf für die Landschaft, daß der aufmerksame und eifrig mitgehende Hörer beglückt ist. Er bewundert die aus tiefstem Herzen geschaffene und vollendete Umdeutung des malerischen Eindrucks ins Musikalische. Und was für Bilder sind es?

Es ist keine heroische Landschaft, die Beethoven besingt. Die stille, ruhige Umgebung Wiens hat ihm vorgeschwebt, die Idylle von Heiligenstadt, in der liebliche Wiesentälchen mit waldigen Strichen, Baumgärten und Hügel die Töne abgeben und die Natur orchestrieren. Und die Menschen, die sie bevölkern, scheinen dem seligen Arkadien eines Salomon Geßner zu entstammen. Ganz eins sind sie mit ihrer Umwelt. Sie gehen in ihr auf wie eine Blume, und ihr Lied und ihre Flötentöne sind Huldigungen an die Faune und Pane und Götter, die hier hausen und umgehen. Oder sind es geradezu Verkörperungen des stimmungsvollen Wesens dieser Landschaft?

Gleich im ersten Satz gaukeln wunderbare Szenen fried-

lichen Gehabens vor dem Auge des mitschwingenden Hörers, kaum sind die ersten Takte erklungen im „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande". Den zweiten Satz, das Andante molto moto, entfaltet eine einschmeichelnde, leicht bewegte „Szene am Bach". Dann kommen im Allegro die Landleute zu Tänzen und fröhlichem Treiben. Jetzt verfinstert sich der Himmel, ein Gewitter steigt auf, Blitze zucken und Donner rollen, und nach dem Toben der Elemente folgt die Beruhigung der aufgeregten Elemente. In überirdischen Klängen schweben die „frohen und dankbaren Gefühle nach dem Sturm", ein Hirtenknabe spielt auf seiner Flöte und zaubert eine Stimmung herauf, wie sie nur ein Freund der Allmutter Natur und ein ganz großer Künstler festzuhalten vermag.

Wie ich nun den Tönen des Orchesters lauschte, geschah etwas Seltsames. Sie stiegen auf's neue in mir zu Bildern auf. Aber es war nicht die Heiligenstadter Umgebung, die ich auch einmal durchwandert habe; es waren in einem lieblichen und unverhofften Tausch, den die Phantasie vollführte, die Bilder meiner Heimat, des Kantons Zürich, die auf einmal in buntem Gewoge an mir vorüberzogen: Ufer am Greifensee, eine Bank auf dem Zimmerberg, die Hügel des Oberlandes, die Wälder auf dem Albis, die Aussicht vom Hörnli, der Blick von der Burghalden über Richterswil. Wie ein Film, den ein drolliger Kobold durcheinandergerührt, zog die idyllische Welt der reizvollsten Bezirke an meinem innern Auge vorbei. Die Musik bestimmte ihren Wechsel und schenkte mir diesen eigenartigen Streifzug durch's wohlbekannte Land.

Ergriffen horchte ich dem wunderseligen Spiel und wünschte, es möchte kein Ende nehmen.

Und eine neue Veränderung geschah. Unverhofft war eine andere Szene da, geboren aus einem Wunsche, der tief in mir erwacht war. Im blauen Äther spielte ein himmlisches Orchester. Es war wieder die Pastorale. Auf der Erde lag noch im Dämmer die Stadt. Die Türen der Häuser und mächtigen Gebäudefluchten waren verschlossen. In den Gassen lag

ein grauer Dunst. Kein Mensch ging um. Aber nun, wie die Musik anhob, öffneten sich die Flügel der Tore und falteten sich auseinander. Vereinzelte Menschen traten heraus, schauten sich mit frohen Blicken um und zogen ins Freie. Und immer wurden ihrer mehr und mehr, aus allen Quartieren strömten sie zusammen, Gruppen und ganze Scharen bildeten sich, Männer, Frauen, Kinder, Gelehrte und Arbeiter, Arme und Reiche; sie alle zogen auf tausend verschiedenen Wegen heraus aus der Stadt, an den See, auf die Höhen, in die Wälder; Rot leuchtete auf ihren Wangen. Sie sangen und waren guter Dinge. Sie lauschten der Musik von oben her. Aller Hader und Kampf war vergessen. Sie hatten den Stein der Weisen gefunden: die Natur, die schöne Welt.

Da war das Konzert zu Ende.

Ein Ruck führte mich wieder in die Wirklichkeit zurück. Doch ich ahnte auch jetzt: nur am Zauberstab der Natur finden wir das gelobte Land des inneren Friedens.

Und am Zauberstabe der Kunst!

INHALT.

Seite

Mis Züribiet 5
Zum Geleit 7
Wandern 10
Der Zürichsee. Erinnerungen 14
Bluest 22
Fahrt auf dem See 23
Dörfer am See 28
Zwei Segel 32
Unseres Herrgotts Apotheke 33
Die Stadt 37
Stadtbeleuchtung 43
Znacht uf em Züriberg 45
Zwei Stimmen des Auslandes 46
Ütliberg hell! 48
Zu den Menschen auf's Land 52
Züribieter 56
Was die Maler sagen 57
Auf den Spuren des Grünen Heinrich (Glattfelden) 62
Pfannenstiel im Herbst 68
Züridüütsch 72
Gewitter am Katzensee 74
Ein Besuch auf dem Flugfeld 78
Die Albiswanderung 82
Abendrot im Walde, von C. F. Meyer 89
Sihlsprung-Hirzel 90
Hütten-Schindellegi 96
In's Knonauer Amt 100
Der Waldsee, von Heinrich Leuthold 106
Limmat und Limmattal 107
Eine Wasserfahrt nach Baden in der guten alten Zeit, von David Heß 113
Über den Lägerngrat 120
Durch's Bachser Tal 128
Eglisau und das Rafzer Feld 133

Seite

Die Sage vom heilsamen Wasser zu Eglisau 138
Greifensee 139
Das Plateau von Brütten 144
Der Schatz von Brütten, eine Sage 150
Grüningen-Lützelsee-Hombrechtikon 153
Pfäffikersee-Rosinli 158
Winterthur-Eschenberg-Kyburg 164
Auf den Irchel 170
Fahrt auf dem Zürcher Rhein 176
De Rhi am Irchel 181
Vollkommenes Idyll 183
Rheinfall 186
Am Rheinfall, von Eduard Mörike 192
Über den Kohlfirst 193
Vom Zürcher Oberland 196
's Oberland 202
Der Bachtel 204
Die Kirche zu Wyla, eine Sage 208
Vom Schauenberg 212
Auf den Stoffel 219
Sterneberg 223
Über die Scheidegg 225
Nachspiel 231

FEDERZEICHNUNGEN VON AUGUST AEPPLI.

	Seite
Rathaus	Rückseite d. Vortitelbl.
Uetliberg mit Sihl	13
Ankunft eines Dampfers	21
Mariafeld	31
Unterer Mühlesteg	36
Uetliberg vom Utoquai aus	51
Altes Bauernhaus in Lützelsee	55
Kreuzgang im Grossmünster	61
Segelboote auf dem Zürichsee	81
Albis, Blick gegen Zürich	88
Ufenau	99
Türlersee	105
Dolder	112
Kloster Fahr	119
Die Lägern	127
Bachsertal	132
Schloß Greifensee	143
Pfäffikersee	163
Eglisau	180
Ellikon	185
Rheinau	191
Lützelau und Ufenau	207
Stoffel	222

TAFEL DER ZEICHNUNGEN UND RADIERUNGEN.

	Seite
An der Thur — Eugen Zeller	links v. Titel
Au gegen Wädenswil — Eugen Zeller	16/17
Blick auf Horgen und Zürichsee — Eugen Zeller	32/33
Auf dem Lindenhof — Gregor Rabinovitch	48/49
Ebmatingen über dem Greifensee — Paul Bodmer	56/57
Am Türlersee — Eugen Zeller	88/89
Limmat bei Killwangen — Eduard Stiefel	112
Bei Otelfingen — Otto Baumberger	120/21
Regensberg — E. E. Schlatter	128/29
Wasterkingen (Rafzerfeld) — E. G. Rüegg	136/37
Oberhasli — Rudolf Mülli	144/45
Schloß Kyburg — E. E. Schlatter	168/69
Rhein bei Tössegg — E. G. Rüegg	176/77
Schloß Wyden bei Ossingen — Eugen Zeller	184/85
Rhein bei Dachsen — E. G. Rüegg	192/93
Oberholz gegen Scheidegg — Arnold Boßhardt	224/25

Der neue Typ des Reiseführers – ein Reiseführer in Bildern.

Hans Leuenberger:

Riviera – Korsika

Natur — Kunst — Volksleben

Mit 600 Bildern, 50 Karten. 200 Seiten Text. In Leinen Fr. 9.40.

Ein Reisehandbuch, das Aufsehen erregt durch seine Neuartigkeit!

Handbuch, Landeskunde und Andenken zugleich.

Inhalt: ABC des zukünftigen Touristen. Rivierapraxis, geschichtliche und klimatische Ueberblicke. Liste der Blüte- und Erntezeiten. 600 schöne Bilder (Landschaften, Architektur, Menschentypen, Straßenleben, Pflanzenkunde, Industrien usw.). 50 Spezialskizzen (Minimalstadtpläne, geologische und botanische Karten, Autobusrouten usw.). Aus der Praxis entstandene Minimalsprachführer in Französisch und Italienisch. Charakterschilderungen von Städten und Landschaften. Die Texte sind alle erlebt und womöglich in Form von Stichwörtern gehalten.

Gonzague de Reynold:
Schweizer Städte und Landschaften. Reich illustriert. In Leinen Fr. 8.—.

De Reynold ist ein Kenner der Schweiz; er hat die Atmosphäre der einzelnen Landschaften und Städte, der Dörfer und Flecken mit dem Worte des Dichters zu bannen gewußt. Seine Schilderungen sind ein feines Spiegelbild jenes kulturellen Mosaiks, das unsere Heimat bedeutet. »Der Bund«.

Rascher Verlag Zürich